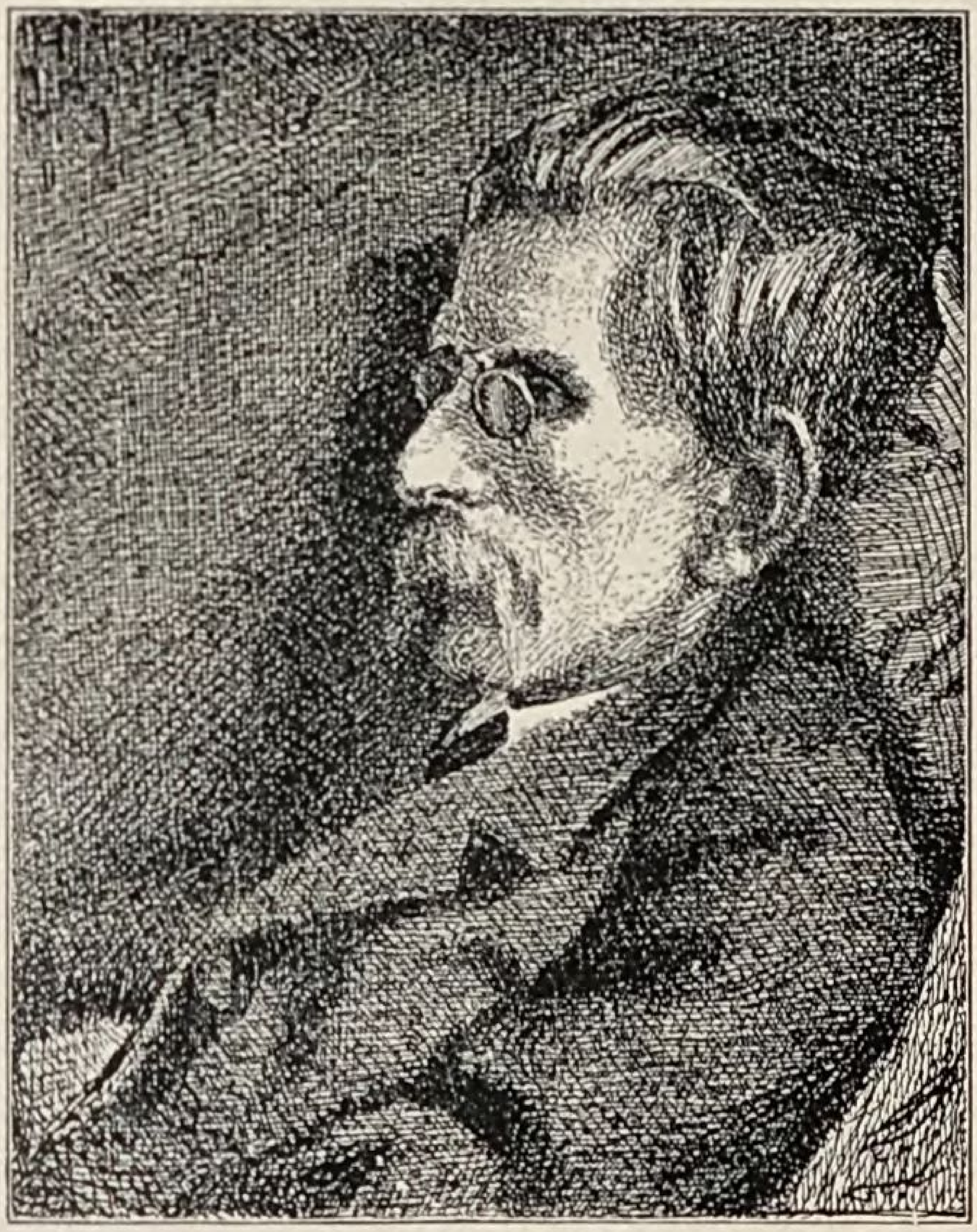
4



J. P. Jacobsen.

Marie Grubbe.

Roman

von

J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersetzt

von

J. D. Ziegeler-Glücksburg.

Halle a. d. S.

Verlag von Otto Hendel.

Vorbemerkung.

Jens Peter Jacobsen, einer der Hauptvertreter der naturalistischen Dichterschule in Dänemark, wurde am 7. April 1847 zu Thisted in Jütland geboren. Er widmete sich anfangs der Botanik und war eifrig für die Verbreitung der Darwinschen Theorie thätig. Seit 1872 aber, wo er seine Novelle „**Mogens**“ erscheinen ließ wandte er sich ganz der Belletristik zu, ward jedoch bald von einem unheilbaren Lungenleiden befallen, das ihn nötigte, häufig den Süden aufzusuchen. Später kehrte er nach Kopenhagen zurück und starb dort am 30. April 1885. Jacobsen war ein großes poetisches Talent, das im Kleinen aufging. Die Worte, die Gedanken, die Schilderungen und Stimmungsbilder sind bei ihm auf das sorgfältigste gewählt, wieder und wieder gedacht, immer von neuem gedreht und abgeknappt, mit Farben und Duft gesättigt, sodaß der Dichter seine Schreibweise höchst originell gestaltet hat, in der Darstellung seiner Gedanken und Beobachtungen eine fast wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit entwickelt und eine Kunst, mit Worten zu malen, eine Farbenpracht, eine Stimmungsfülle ausstreut, welche berauschend wirken. Nur geht er darin oft zu weit, sodaß seine Sprache fast in Manier ausartet und die Darstellung durch das liebevolle Ausmalen von Einzelheiten und kleinen psychologischen Feinheiten beinahe betäubend wirkt. Seine gesamte dichterische Produktion umfaßt denn auch kaum tausend Buchseiten, und jedes seiner beiden größeren Lebensbilder: „**Marie Grubbe**“ (1876) und „**Niels Lyhne**“ (1880) bedurfte ungefähr vier Jahre zu seinem Erscheinen. Diese Lebensbilder, in welchen die Handlung in die innere Entwicklung eines Menschenlebens oder eines Stückes desselben verlegt ist und nur dort ihre Einheit hat, in welchen infolgedessen alle Einzelbilder und Nebencharaktere, welche diese

Entwicklung bedingen, in dem Rahmen der Dichtung erscheinen und, nachdem sie ihre Spuren abgesetzt haben, wieder verschwinden, ohne ein anderes Interesse, als ihre Naturtreue und ihre Beziehungen zum Gegenstand der Dichtung, haben vor allem einen hohen Wert in der in ihnen niedergelegten, auf gründliche Studien basierten Zeit- und Seelenschilderung. Jacobsen ist bewunderungswürdig in der Aufspürung und Darstellung der verborgensten und zartesten Seelenregungen. Häßlich und Schön, Gut und Böse interessierten ihn gleichmäßig, er macht keinen Unterschied, sondern sucht ihr Verständnis aus ihren Voraussetzungen. Seine Personen denken und handeln als Kinder ihres Standes, ihrer Bildung, ihrer Zeit.

Eine Biographie Jacobsens von Wolff erschien 1889 in Leipzig, eine Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften“ in 2. Auflage 1893/94 in Kopenhagen.

Erstes Kapitel.

Die Luft unter den Kronen der Lindenbäume hatte sich über die braune Heide und die nach Regen lechzenden Felder herangewiegt, sie war von der Sonne durchglüht und mit Staub vermischt gewesen, war aber jetzt durch das dichte Laubwerk gereinigt und von den kühlen Lindenblättern erquickt, der Duft der gelben Lindenblüte hatte sie erfrischt und gewürzt. Nun ruhte sie und blinkte still und selig in die hellgrüne Wölbung hinauf, geliebkost von leise zitternden Blättern und den flimmernden Flügelschlägen weißgelber Schmetterlinge.

Die Menschenlippen, die diese Luft atmeten, waren schwellend und frisch, der Busen, den sie hob, war jung und zart. Der Busen war zart und der Fuß war zart, der Leib schmal, der Wuchs schlank, und die ganze Gestalt zeigte eine gewisse hagere Kraft. Üppig war nur das starke dunkelgoldige Haar, das halb aufgebunden war, halb lose herabhing, denn die kleine dunkelblaue Sammetmütze war herabgeglitten und hing in ihren geknüpften Kinnbändern wie eine Mönchskapuze um den Hals auf den Rücken herab. Sonst war an der Kleidung nichts Klösterliches; ein breiter, gerade geschnittener Kragen von Leinwand legte sich über ein lawendelblaues leinenes Kleid mit kurzen, weiten Schlitzärmeln; aus denselben bauschten ein Paar große Puffen von feinem holländischen Leinen. Eine hochrote Schleife saß auf der Brust und hochrote Schleifen auf den Schuhen.

Das Mädchen ging, die Hände über dem Rücken gefaltet, mit gesenktem Haupt. Mit spielenden, zierlichen Schritten ging sie langsam den Baumgang hinauf; aber nicht gerade-

aus; sie ging in Schlangenlinie; bald war sie nahe daran, auf der einen Seite an einen Baum zu stoßen, bald auf der anderen Seite zwischen den Bäumen hinauszukommen. Mitunter stand sie still, schüttelte das Haar von den Wangen und blickte zum Lichte empor. Der gedämpfte Schein gab ihrem jugendfrischen Gesicht einen mattgoldigen Anstrich, der die bläulichen Schatten unter den Augen weniger sichtbar machte; die roten Lippen wurden purpurbraun und die großen blauen Augen fast schwarz. Sie war allerliebst, wirklich allerliebst: gerade Stirn, schwach gebogene Nase, kurze, scharfgeschnittene Unterlippe und starkes, rundes Kinn, fein gerundete Wangen und ganz kleine Ohren, rein und scharf gezeichnete Brauen... Sie ging und lächelte, leicht und gedankenlos, dachte an nichts und lächelte in Harmonie mit allem, was sie umgab. Sie kam ans Ende des Baumganges, machte Halt und begann sich auf dem Absatz zu drehen, halb zur Rechten, halb zur Linken, beständig mit den Händen auf dem Rücken, den Kopf gerade, den Blick nach oben, und sie trällerte eintönig und unterbrochen im Takt mit ihren Schwingungen.

Da lagen zwei Fliesen von grauem Sandstein und bildeten Treppenstufen in den Garten hinunter, in den Garten und das scharfe, weiße Sonnenlicht. Der wolkenlose, blauweiße Himmel blickte gerade in den Garten herab und das bißchen Schatten, das da war, hielt sich dicht an den Fuß der gestutzten Buchsbaumhecke. Es schnitt in die Augen, selbst die Hecke sprühte in scharfen, weißen Strahlen das Licht von ihren blanken Blättern. Die Melisse schlängelte sich in weißen Schnörkeln aus und ein, hin und her um durstige Balsaminen, Boborellen, Goldlack und Nelken, welche dastanden und die Köpfe zusammensteckten wie die Schafe auf offenem Felde. Die Erbsen und Bohnen bei der Lawendelrabatte waren nahe daran vor Hitze von den Stangen zu fallen, die Ringelblumen hatten sich in ihr Schicksal ergeben und sahen der Sonne gerade ins Gesicht, aber die Mohnblumen hatten ihre großen, roten Blätter weggeworfen und standen in den bloßen Stengeln.

Das Kind in der Lindenallee sprang die Stufen hinab, lief durch den von der Sonne erhitzten Garten gebückten

Hauptes, wie man bei Regenwetter über einen Hofplatz zu laufen pflegt. Sie richtete den Lauf gegen ein Dreieck von dunklen Taxusbäumen, huschte hinter denselben herum und trat dann in die große Laube, die ein Überbleibsel aus der Zeit der Belows war. Einen weiten Kreis von Ulmen hatte man oben, soweit die Zweige reichten, zusammengeflochten und das runde Loch in der Mitte mit Latten und Stangen vergittert. Schlingrosen und welsche Caprifolien schlängelten sich üppig ins Ulmenlaub hinauf und spendeten Schatten, waren aber an der einen Seite fehlgeschlagen, und der nachgepflanzte Hopfen hatten die Ulmenzweige verkrüppelt und vermochte selber nicht das Loch zu schließen.

Vor dem Eingang zur Laube lagen zwei weiß angemalte Seepferde; drinnen standen eine lange hölzerne Bank und ein Tisch, die Tischplatte war von Stein; groß und oval war sie gewesen, aber das meiste davon lag in drei Stücken an der Erde; nur ein kleines viertes Stück lag lose über einer Ecke des Tischrahmens. An dieses setzte sich das Kind, zog die Beine auf die Bank hinauf, lehnte sich zurück und kreuzte die Arme. Es schloß die Augen und saß ganz still; auf ihrer Stirn bildeten sich ein paar kleine Falten, zuweilen bewegte sie die Augenbrauen und lächelte leicht:

„In dem Zimmer mit den roten Purpurteppichen und dem vergoldeten Alkoven liegt Griseldis dem Markgrafen zu Füßen, aber er stößt sie von sich; vor kurzem hat er sie von dem warmen Lager emporgerissen, jetzt öffnet er die schmale rundbogige Thür, und die kalte Luft strömt herein auf die arme Griseldis, die auf dem Estrich liegt und weint, und zwischen der kalten Nachtluft und ihrem warmen, weißen Körper ist weiter nichts als das dünne, dünne Linnen. Aber er jagt sie hinaus und verschließt die Thür hinter ihr. Und sie drückt die nackte Schulter gegen die kalte, glatte Thür und schluchzt und hört ihn auf dem weichen Teppich gehen und durch das Schlüsselloch kommt das Licht von der duftenden Kerze und setzt sich wie eine kleine runde Sonne auf ihren entblößten Busen. Und sie schleicht sich weg und geht die dunkle Marmortreppe hinunter, und es ist ganz still; sie hört

nichts anderes als den weichen, klappenden Ton ihrer nackten Füße auf den eisigen Stufen. Dann kommt sie ins Freie. Der Schnee ... nein, es regnet, es regnet in Strömen, und das schwere, kalte Wasser plätschert auf ihre Schultern herab; das Linnen klebt fest um ihren Leib, und das Wasser trieft von ihren nackten Beinen herunter, und sie tritt mit den bloßen Füßen in den weichen, kalten Schlamm, der glatt unter dem Fußblatt beiseite gleitet. Und der Wind ... die Büsche streifen sie und zerreißen ihr Kleid, nein, sie hat ja kein Kleid an ... wie es meinen braunen Unterrock zerriß! — in Fastruplund müssen gewiß schon Nüsse sein, welche Masse von Nüssen war doch auf dem Wiborger Markt ... Gott weiß, ob Anes Zahnschmerzen sich gelegt haben ... Nein! Brunhilde! Das wilde Pferd sprengt davon ... Brunhilde und Chrimhilde — Königin Chrimhilde winkt den Mannen, wendet sich und geht fort. Und sie schleppen die Königin Brunhilde hervor und ein kurzer schwarzer Kerl mit starken, langen Armen, einer so wie Barthel im Chausseehause, greift in ihren Gürtel und reißt ihn durch, und er streift ihren Kittel und ihr Unterkleid von ihr ab, und mit seinen schwarzen Fäusten streift er die Goldringe von den weißen, weichen Armen, und ein großer, halbnackter, brauner und zottiger Kerl legt seine harten Arme um ihren Leib, und mit seinen plumpen, breiten Füßen tritt er ihr die Sandalen ab, und Barthel wickelt ihre langen, schwarzen Locken um seine Hand und zieht mit ihr davon, und sie folgt ihm mit vornüber gebeugtem Körper, und der Große legt seine schweißigen Handflächen auf ihren nackten Rücken und schiebt sie vorwärts, vorwärts zu dem schwarzen, schnaubenden Hengst, und sie werfen sie nieder in den grauen Staub und sie knüpfen den langen Schwanz des Pferdes um ihre Knöchel ..."

Nun kamen die Falten wieder und blieben lange auf ihrer Stirn, sie schüttelte den Kopf und sah immer verdrießlicher aus; endlich erhob sie den Blick, richtete sich halb auf und blickte müde und mißmutig umher.

Die Mücken tanzten vor der Öffnung zwischen den Hopfenranken, und vom Garten strich stoßweise ein Duft von Krause-

minze und Bienenkraut und dazwischen ein Duft von Dill und Anis.

Eine kleine emsige gelbe Spinne lief kitzelnd über ihre Hand und veranlaßte sie von der Bank aufzuspringen. Sie schritt dem Eingang zu und streckte die Hand nach einer oben im Laub sitzenden Rose aus, konnte sie aber nicht erreichen. Dann ging sie hinaus und pflückte von den Schlingrosen; je mehr sie pflückte, je eifriger wurde sie und bald hatte sie die Schürze voll. Sie trug sie in die Laube und setzte sich an den Tisch. Sie nahm jede einzeln aus dem Schoß und legte sie dicht nebeneinander auf die Steinplatte, und bald war der Stein mit einer blaßroten duftenden Schicht bedeckt.

Die letzte Rose war genommen, sie glättete die Falten der Schürze, streifte die losen Rosenblätter und die grünen Blätter, die sich in den Falten ihres Kleides festgesetzt hatten, ab und blieb mit den Händen im Schoß sitzen und sah auf den Rosenflor.

Dieses Farbenspiel, das sich in Licht und Schatten kräuselt, vom Weiß, das sich rötet, vom Rot, das sich blaut, vom feuchten, fast schweren Rosa zu einem Lila, so leicht, daß es kommt und geht, als ob es in der Luft schwebe. Jedes einzelne, gerundete Rosenblatt, reizend gewölbt, weich im Schatten, im Licht aber mit tausenden von kaum sichtbaren Funken und Blitzen, mit all seinem lieblichen Rosenblut, in den Adern gesammelt, und über die Haut zerstreut . . . und dann der starke, süße Duft, der treibende Brodem des roten Nektars, der im Innern der Blumen siedet.

Hurtig streifte sie ihre Ärmel auf und legte die bloßen Arme in die milde, feuchte Kühle der Rosen. Sie drehte und wendete die Arme, daß die Rosen in losen Blättern zur Erde flatterten, dann sprang sie auf und fegte mit einem Strich alles hinweg, was auf dem Tisch lag, und ging, ihre Ärmel ordnend, in den Garten hinaus. Mit glühenden Wangen ging sie eiligen Schrittes die Allee entlang und verfolgte dann langsam den Gartenwall zum Fahrweg hinauf. Auf diesem hatte dicht vor der Einfahrt in den Hof ein Fuder Heu umgeworfen; mehrere Fuder hielten dahinter und

konnten nicht vorwärts kommen. Der Großknecht prügelte den Kutscher mit einem braunen Stock, dessen Politur in der Sonne glänzte.

Der Schall der Schläge machte einen unheimlichen Eindruck auf das Kind, sie bedeckte die Augen und eilte zum Hofe hinauf. Die Kellerthür zur Brauerei stand offen; sie schlüpfte hinunter und schlug die Thür hinter sich zu.

Es war die vierzehnjährige Marie Grubbe, die Tochter des Herrn Erik Grubbe auf dem Edelhof Tjele.

*

Blauer Dämmerschein lag über Tjele. Der Nebel war gefallen und hatte dem Heueinfahren ein Ende gemacht. Die Mädchen des Hofes waren im Stall und melkten. Die Knechte rumorten im Wagenhaus und in der Geschirrkammer; die Fronbauern standen in Haufen vor dem Hofthor und warteten darauf, durch die Glocke zum Abendessen gerufen zu werden.

In dem offenen Fenster stand Erik Grubbe und blickte auf den Hofplatz hinaus: langsam und einzeln kamen die Pferde, von Siele und Halfter befreit, zur Stallthür heraus und gingen an den Tränktrog; mitten im Hofe stand ein Junge mit einer roten Mütze an einem der Prellsteine und setzte neue Zinken in seinen Rechen, und in einer Ecke spielten zwei junge Windhunde zwischen dem hölzernen Pferd und dem großen Schleifstein.

Etwas später kamen die Knechte in den Stallthüren öfter zum Vorschein, sahen sich um und zogen sich pfeifend oder trällernd zurück; ein Mädchen mit einem gefüllten Milcheimer kam eilig mit kurzen, stampfenden Schritten über den Hof und die Fronbauern begannen sich ins Thor zurückzuziehen, als wollten sie das Läuten mit der Glocke beschleunigen. Unten in der Küche entstand ein stärkeres Tummeln und Rasseln mit Eimern, Schüsseln und hölzernen Tellern, dann erfolgten ein paar kräftige Züge der Glocke, die in zwei Abteilungen ihre eingerosteten Töne von sich schüttelte, die bald im Klappern der Holzschuhe verhallten. Dann war der

Hof leer, nur die beiden Hunde standen da und bellten um die Wette zum Thore hinaus.

Erik Grubbe zog das Fenster zu und setzte sich nachdenklich nieder. Es war die Winterstube, in der er saß. Dieselbe wurde sowohl im Winter wie im Sommer benutzt, sowohl als Wohn- wie als Speisezimmer, man hielt sich fast nie in anderen Stuben auf als in dieser. Es war ein geräumiges, zweifenstriges Zimmer mit hohem Brustpaneel von dunklem Eichenholz. Die Wände waren mit einer Täfelung von holländischen Fliesen bekleidet, welche glasiert, weiß im Grund und mit großen blauen Rosen bemalt waren. Der Kamin war von feuerfesten Mauersteinen gesetzt, vor die Öffnung war eine Kommode gestellt, sonst hätte es Zug gegeben, wenn die Thüren geöffnet wurden. Ein polierter Tisch von Eichenholz mit zwei großen, halbrunden Klappen, die fast auf den Fußboden herabhingen, einige hochlehnige Stühle mit Polstern von hartem, blankgescheuertem Leder und ein kleiner grün gestrichener Schrank, der hoch oben an der Wand hing, weiter war nichts darin.

Wie nun Erik Grubbe in der Dämmerung so dasitzt, tritt seine Haushälterin, Ane Jensdatter, herein mit einem Licht in der einen Hand und mit einem Krug kuhwarmer Milch in der anderen. Den Krug stellt sie vor ihn hin, setzt sich selber an den Tisch und das Licht vor sich, doch läßt sie den Leuchter nicht los, sondern dreht ihn zwischen ihren großen roten Händen, die von vielen Ringen und großen Steinen glänzen.

„Ach ja, ach ja!“ sagte sie, während sie sich setzte.

„Was giebt's?“ fragte Erik Grubbe und sah sie an.

„Ach, man kann wohl stöhnen, wenn man sich abgearbeitet hat, daß einem Hören und Sehen vergeht.“

„Ja! im Sommer giebt es viel zu thun, dafür hat man im Winter um so viel mehr Ruhe.“

„Ja! Ihr habt gut reden — aber Maß in allen Dingen. Es ist ein schlechtes Fahren für den König, wenn er die Räder in den Graben rutschen und die Schwengel zerbrechen läßt. Alles ruht auf mir. Die Hausmädchen sind alle mit-

einander nichts wert, Liebes- und Klatschgeschichten, darauf verstehen sie sich, aber ihre Arbeiten machen sie schlecht, und gethan sollen sie werden und das ordentlich, und wer hat dann die Last davon? Ich, meiner Seel'. Walborg ist krank, und Stine und Bolette, die stellen sich an, als wenn sie sich totarbeiten wollen, kommen aber nicht von der Stelle. Man könnte wohl einige Hilfe von Marie haben, wenn Ihr es ihr sagen wolltet, aber sie hat ja nicht nötig, eine Hand zu rühren, weder zum einen noch zum andern.

„Na, na! Du schnackst dich ja aus Luft und Atem. Klage mich nicht an, verklage dich selbst. Hättest du im Winter Geduld mit Marie gehabt und sie glimpflich belehrt und ihr gezeigt, wie sie Hand anzulegen habe, so hättest du jetzt Nutzen von ihr gehabt; aber du hattest keine Geduld, du warst hitzig, und sie wurde trotzig, ihr waret ja nahe daran, einander bei lebendigem Leibe zu zerreißen. Ich danke Gott, daß es vorbei ist."

„Jawohl, ganz recht! Nehmt nur Marie in Schutz, Ihr seid der nächste dazu; aber wenn Ihr das Eurige schützt, so schütze ich das Meinige. Aber Ihr mögt es nun übel nehmen oder nicht, so sollt Ihr wissen, daß in Marie zu viel Starrsinn steckt, um damit durch die Welt zu kommen. Nun, dieser Fehler möchte noch hingehen, aber sie ist bösartig; nie kann sie die kleine Anna in Ruhe lassen, niemals! Sie zwickt und zwackt sie und giebt ihr böse Worte, so lange der Tag dauert. Das arme Ding möchte wünschen, nie geboren zu sein, und das muß ich auch, und ich wünsche es, so traurig es auch ist. Ach, lieber Herrgott, sieh' in Gnaden auf uns nieder. Ihr seid den beiden Kindern nicht derselbe Vater; aber versteht sich, es ist ganz recht so, die Sünden der Väter sollen ja heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, und die Sünde der Mutter ebenfalls, und die kleine Anna ist ja nur ein Bankert, ja, ich sage es rein heraus, ein Bankert, ein uneheliches Kind vor Gott und Menschen! — Aber Ihr, ihr Vater, Ihr müßtet Euch schämen, ja, das sage ich, und wenn Ihr auch Hand an mich legen würdet, wie am Michaelisabend vor zwei Jahren, Ihr müßt Euch

schämen, und Pfui muß man sagen, daß Ihr Euer eigen Kind fühlen laßt, daß es in Sünden empfangen ist. Ja, Ihr laßt sie's fühlen, Ihr sowohl wie Marie, und wenn Ihr mich auch schlagen wollt, Ihr laßt sie's dennoch fühlen..."

Erik Grubbe sprang auf und stampfte auf den Fußboden.

„Galgen und Rad! Weib, bist du reif fürs Tollhaus? — Du bist betrunken, hinein und leg' dich auf dein Bett und schlafe deinen Rausch und deine Galle aus! Du verdientest, daß ich dich ohrfeigte, verrücktes Weib! — Nein, kein Wort weiter — Marie soll fort, morgenden Tages soll sie fort, — ich will Frieden haben in meinem Hause."

Ane schluchzte laut.

„Ach Gott, ach Gott! Daß mir so etwas geboten werden darf! O, Schande, mich der Trunkenheit zu beschuldigen! Bin ich in der Zeit, daß wir einander kennen und auch in all der Zeit vorher jemals berauscht in die Küche gekommen. Habt Ihr mich lallen hören wie eine Betrunkene? Wo ist die Stelle, wo Ihr mich betrunken habt liegen sehen? — Das ist der Dank, den man empfängt! Meinen Rausch soll ich ausschlafen! Ja, gebe Gott, daß ich für immer einschlafen möchte, gebe Gott, daß ich hier tot zu Euern Füßen niedersinken möchte, so wie Ihr mich mit Schimpf und Schande bedeckt."

Die Hunde im Hofe schlugen an und unterm Fenster ertönten Hufschläge.

Ane trocknete schnell die Augen und Erik Grubbe öffnete das Fenster und fragte, wer da sei.

„Ein reitender Bote von Fovsing," antwortete einer der Hofknechte.

„Dann nimm ihm sein Pferd ab und laß ihn hier hereinkommen," und damit wurde das Fenster geschlossen.

Ane setzte sich im Stuhl zurecht und beschattete ihre rotgeweinten Augen mit der Hand.

Nun trat der Bote ein und entbot Gruß und Freundschaft vom Stiftshauptmann Christian Scheel zu Fovsing und Odden, welcher vermelden ließ, daß er heute mittels Estafette die Nachricht erhalten habe, daß am 1. Juni der Krieg erklärt

sei, aus welchem Grunde es für ihn notwendig werde, mehrerer verschiedener Ursachen wegen eine Reise nach Aarhuus und von dort möglicherweise nach Kopenhagen zu machen. Er lasse deshalb jetzt anfragen, ob Erik Grubbe ihn begleiten wolle, so weit ihr Weg sie dabei führen würde, dann könnten sie jedenfalls die Sache zum Abschluß bringen, die sie beide mit einigen Einwohnern von Aarhuus hätten; und was Kopenhagen anbelange, so wüßte der Stiftsbefehlshaber, daß Erik Grubbe daselbst mehr Geschäfte habe als nötig wäre. Auf alle Fälle werde Christian Scheel sich nachmittags gegen vier Uhr auf Tjele einfinden.

Erik Grubbe sagte darauf, daß er zur Reise bereit sein wolle. Mit diesem Bescheid ritt dann der Bote heimwärts.

Jetzt sprachen Ane und Erik Grubbe lange darüber, was während seiner Abwesenheit gethan werden sollte und es wurde auch bestimmt, daß Marie mit nach Kopenhagen reisen und dort bei ihrer Base Rigitze ein Jahr oder zwei bleiben sollte.

Der nahe bevorstehende Abschied hatte sie beide ruhiger gemacht, aber der alte Zwist wäre beinahe aufs neue entflammt, als die Rede darauf kam, welche von den Kleidern und Schmucksachen ihrer seligen Mutter Marie mit nach Kopenhagen nehmen sollte; es wurde jedoch in Güte geordnet, und Ane entfernte sich, um frühzeitig zu Bett zu gehen, da es nötig werden könnte, daß morgen der Tag so lang wie möglich gemacht werde.

Bald darauf verkündete Hundegebell neue Ankömmlinge. Diesmal war es indes kein anderer als der Hauptprediger für Tjele und Vinge, Herr Jens Jensen Paludan.

Mit einem „Guten Abend in der Stube“ trat er ein.

Es war ein breitschulteriger Mann von starkem Knochenbau mit langen Gliedmaßen und hängendem Kopfe; rundschulterig war er auch und sein Haar war so struppig wie ein Krähennest, graugesprenkelt und wirr, und sein Gesicht hatte eine wunderbar kräftige, ebenmäßige und zugleich reine blaßrote Farbe, die zu den groben, knorrigen Gesichtszügen und buschigen Brauen nicht gut paßte.

Erik Grubbe lud ihn zum Sitzen ein und fragte ihn, wie es mit seiner Heuernte gehe. Das Gespräch drehte sich dann eine Weile um die wichtigsten Feldarbeiten der Jahreszeit und endete in einem Seufzer über die schlechte Kornernte des Vorjahres.

Der Prediger schielte nach dem Krug und sagte dann: „Ew. Wohlgeboren sind immer besonders mäßig, halten sich immer an natürliche Getränke, es ist auch das gesündeste; frischgemolkene Milch ist eine gesegnete Himmelsgabe, das ist sie, sowohl für den Magen wie für eine enge Brust."

„Jawohl, aber Gottes Gaben sind alle gut, einerlei ob sie für uns gemolken oder gezapft werden. — Jetzt sollt Ihr einmal ein Faß echte Mumme probieren, die wir neulich von Wiborg geholt haben; sie ist gut und deutsch, obgleich ich nicht bemerkt habe, daß der Zöllner sie mit einer Marke versehen hat."

Bierkrüge und eine große Kanne von Ebenholz, mit silbernen Ringen verziert, wurden aufgetragen.

Dann tranken sie einander zu.

„Heydenkamper, echter adeliger Heydenkamper!" rief der Prediger mit einer Stimme, die vor Begeisterung und Rührung zitterte, und als er sich selig in den Stuhl zurücklehnte, hatte er fast Thränen in den Augen.

„Ihr seid ein Kenner, Herr Jens!" schmunzelte Erik Grubbe.

„Ach was Kenner! wir sind von gestern und wissen nichts," murmelte der Prediger zerstreut, „indes denke ich darüber nach," fügte er mit gehobener Stimme hinzu, „ob es wohl seine Richtigkeit damit haben mag, was ich mir von dem Brauhaus der Heydenkamper habe erzählen lassen. Es war ein Freimeister drüben in Hannover, der es mir damals erzählte, als ich mit Junker Jürgen reiste. Sehen Sie, er sagte, daß sie ihren Bräu immer in einer Freitagsnacht begännen, aber bevor irgend jemand eine Hand rühren durfte, mußte er zum Altgesellen hingehen und seine Hände auf die große Wage legen und bei Feuer, Blut und Wasser schwören, daß er keine bitteren oder bösen Gedanken hege, denn das würde dem Biere schaden.

Er erzählte auch, am Sonntagmorgen, wenn die Kirchenglocken ertönen, dann öffnen sie alle Fenster und Thüren und Luken, damit auch über das Bier geläutet werde; aber das wichtigste geschehe, wenn das Bier zur Gärung hingestellt werde, dann käme der Meister selbst mit einer prächtigen Truhe, zöge aus derselben schwere goldene Ringe und Ketten und kostbare Steine hervor, worauf sich besondere Zeichen befinden, und das werde allzusammen ins Bier gelegt, und das kann man sich ja denken, daß derartige edle Kostbarkeit dem Getränke einen Teil der ihnen selbst innewohnenden geheimen Kräfte mitteilt."

„Nun, darüber etwas zu wissen, ist nicht leicht," meinte Erik Grubbe, „ich setze schon mehr Glauben auf den Braunschweiger Hopfen und die sonstigen Würzen."

„Na!" sagte der Prediger ernst und kopfschüttelnd, „so etwas darf man nicht sagen, es ist viel Verborgenes im Reiche der Natur, das ist gewiß. Jedes Ding, lebend oder tot, hat sein Wunder in sich, es handelt sich nur um die Geduld zum Suchen und um offene Augen zum Finden. Ach, in alten Zeiten, als es noch nicht so lange her war, seitdem der liebe Gott seine Hand von unserer Erde abgewendet hatte, da war jeglich Ding so mit Gottes Kraft angefüllt, daß Heilkraft und alles Gute, ewiges und zeitliches, daraus hervorsprang; aber jetzt, wo das Erdreich weder schön noch neu mehr ist, und entweiht durch die Sünden zahlreicher Geschlechter, jetzt geschieht nur noch bei besonderen Gelegenheiten, daß sich solche Kräfte bemerkbar machen, zu gewissen Zeiten und an gewissen Stellen, wenn merkwürdige Zeichen am Himmel erscheinen; das sagte ich noch vorhin zum Schmied, als wir standen und über den gräßlichen Flammenschein sprachen, der in den letzten Nächten über den halben Himmel zu sehen war. — Übrigens kam da gerade eine Estafette bei uns vorbeigeritten — hierher, glaube ich?"

„So war es, Herr Jens."

„Er brachte wohl nur gute Nachricht?"

„Er brachte die Nachricht, daß jetzt der Krieg erklärt ist."

„O, Herr Jesus, nein doch! na, einmal mußte es ja kommen."

„Ja, aber haben sie so lange gezögert, hätten sie auch warten können, bis die Leute mit der Ernte fertig waren.“

„Es sind wohl die Schonischen, die es jetzt zustande gebracht haben, sie fühlen noch die Schläge vom letzten Krieg und hoffen nun auf Linderung durch besseren Erfolg.“

„Ach, es sind nicht die Schonischen allein, die Seeländer wollen immer den Krieg, sie wissen ja, daß sie immer außerhalb bleiben. Ja, es sind gute Zeiten für Lumpen und Narren, wenn die Reichsräte alle verrückt sind.“

„Man sagt sonst, daß der Marschall ungern daran will.“

„Der Teufel mag's glauben! — Kann übrigens wohl sein, aber was kann es nützen, Ruhe in einem Ameisenhaufen zu predigen, — na, Krieg haben wir, und jetzt gilt es, daß jeder das Seinige hüte. Es giebt nach allen Richtungen hin genug zu thun.“

Die Rede kam dann auf die bevorstehende Reise und bewegte sich eine Zeit lang um die schlechten Wege, kehrte nach Tjele zurück, kam auf Mastvieh und Stallfütterung, und dann wieder auf die Reise. Inzwischen hatten sie die Kanne durchaus nicht vernachlässigt, das Bier war ihnen stark zu Kopfe gestiegen und Erik Grubbe, der eben von seiner Reise nach Ceylon und Ostindien mit der „Perle“ erzählte, hatte Mühe, über sein eigenes Lachen wegzukommen, so oft ihm eine neue possierliche Begebenheit einfiel.

Je länger sie saßen, desto ernster wurde der Prediger; er lag zusammengesunken im Stuhl, wackelte nur zuweilen mit dem Kopfe, blickte finster vor sich hin und bewegte die Lippen, als ob er spräche; gestikulierte dabei mit der einen Hand, eifriger und eifriger, bis er auf den Tisch trumpfte. Dann brach er wieder mit einem ängstlichen Blick auf Erik Grubbe zusammen. Schließlich, als dieser in einer Schilderung über einen über alle Maßen einfältigen Küchenjungen sich festgefahren hatte, richtete der Prediger sich auf und begann mit dumpfer, feierlicher Stimme zu reden.

„Wahrlich,“ sagte er, „wahrlich! ich will es mit meinem Munde bezeugen, daß Ihr ein Ärgernis — ein Gegenstand des Ärgernisses seid — es wäre besser für Euch, Ihr würdet

ins Meer geworfen mit einem Mühlenstein um den Hals, und zwei Tonnen Malz — zwei Tonnen Malz, die schuldet Ihr mir, das bezeuge ich feierlich durch meinen Mund — zwei gehäufte Tonnen Malz in meinen eigenen neuen Säcken, denn es waren nicht meine Säcke — niemals in alle Ewigkeit — es waren Eure eigenen alten Säcke, und meine neuen, die behieltet Ihr — und das Malz war verdorben, — wahrlich! von greulicher Beschaffenheit und die Säcke gehören mir und ich will vergelten, — ich habe das Urteil zu fällen, sage ich. Schämt Ihr Euch nicht in Eurer alten Haut, Ihr alter Bruder Liederjahn! Christlich solltet Ihr leben — ist es christlich, mit Ane Jensdatter zu leben und sie einen christlichen Hauptprediger betrügen lassen? — Ihr seid — Ihr seid ein christlicher Liederjahn, ja."

Erik Grubbe hatte beim Anfang der Rede des Predigers über das ganze Gesicht gelächelt und ihm über den Tisch freundschaftlich die Hand entgegengestreckt; später stieß er mit den Ellbogen wie um einem unsichtbaren Zuhörer in die Seite zu puffen, damit er höre, wie unbezahlbar trunken der Prediger sei; aber endlich mußte ihm über die Rede eine Art von Verständnis aufgegangen sein, denn sein Gesicht wurde kreideweiß und er nahm die Bierkanne und schleuderte sie gegen den Prediger, der rückwärts in den Stuhl taumelte und aus diesem zu Boden glitt. Er fiel indes nur vor Schreck, die Kanne hatte ihn nicht erreicht, sie blieb am Rande der Tischplatte liegen. Der Inhalt lief über den ganzen Tisch und rieselte in kleinen Strömen auf den Estrich und den Prediger.

Das Licht war in den Leuchter heruntergebrannt und flackerte, sodaß es im Zimmer bald hell, bald so dunkel war, daß die blaue Morgendämmerung zu den Fenstern hereinsah.

Noch redete der Prediger. In dem einen Augenblick war seine Stimme tief und drohend, in dem anderen pfeifend und fast weinerlich.

„Da sitzt Ihr in Gold und Purpur, und hier liege ich und die Hunde lecken meine Schwären — und was legtet Ihr in Abrahams Schoß? Welche Opfer gabt Ihr? Ihr legtet

nicht ein Achtschillingstück in des christlichen Abrahams Schoß. — Und jetzt leidet Ihr Pein — aber niemand wird für Euch seinen Finger ins Wasser tauchen," — und er schlug mit den Händen in das verschüttete Bier, „aber ich wasche meine Hände, — alle beide — ich habe Euch gewarnt, — hä — da geht Ihr — ja, da geht Ihr im Sack und in der Asche, — in meinen beiden neuen Säcken — Malz.."

Er murmelte noch einige Zeit, dann fiel er in Schlaf. Aber Grubbe stellte unterdessen Versuche an, sich zu rächen. Er umklammerte fest die Armlehne des Stuhls, streckte sich lang und strengte sich an, dem Tischbein, in der Meinung, daß es der Prediger sei, nachdrückliche Fußtritte zu versetzen.

Bald rührte sich nichts mehr, man hörte nur noch das Schnarchen der beiden alten Herren und das eintönige Platschen des Bieres, das fortwährend von der Tischplatte herabtröpfelte.

Zweites Kapitel.

Des seligen Herrn Hans Güldelöwes Witwe, Frau Rigitze Grubbe, hatte ihren Wohnsitz in Kopenhagen, Ecke der Oster- und Pilestraße.

Damals war die Osterstraße ein ziemlich aristokratischer Aufenthaltsort; es wohnten dort Mitglieder der Familien Trolle, Sehestedt, Rosenkrantz und Krag; in dem Hause neben Frau Rigitze wohnte Joachim Gersdorff, und in Karl van Manders neuem roten Hof logierten oftmals zwei oder mehrere ausländische Residenten. Doch es war nur die eine Seite des Hofes, die so fein bevölkert war; auf der Nicolai-Seite waren die Häuser niedrig, und hier wohnten meistens Handwerker, Krämer und Schiffer. Auch ein paar Wirtshäuser befanden sich dort.

Es war an einem Sonntag-Vormittag Anfang September.

In Frau Rigitzes Hause stand Marie Grubbe am Dachfenster und blickte hinaus; nicht ein Wagen, kein Verkehr, lauter gemächliche Schritte und der langgezogene Ausruf eines einzelnen Austernhändlers. Der Sonnenschein zitterte über den Dächern

und Pflastersteinen, und alle Schatten standen scharf und kräftig, waren fast vierschrötig. Alles Ferne lag wie in einem leichten, rauchblauen Nebel.

„Paßt auf!" rief hinter ihr eine weibliche Stimme, die mit Geschick ein von vielem Kommandieren heiser gewordenes Organ nachahmte.

Marie kehrte sich um.

Es war die Kammerjungfer Lucie, welche rief. Sie hatte eine Weile ruhig auf einem Tisch gesessen und mit kritischem Blick ihre ziemlich wohlgeformten Beine betrachtet. Zuletzt war ihr das langweilig geworden und sie hatte gerufen, und jetzt saß sie und lachte aus Leibeskräften und schwenkte übermütig die Beine vor- und rückwärts.

Marie zuckte die Achseln und wollte mit einem halb mürrischen Lächeln sich wieder gegen das Fenster wenden, aber Lucie sprang vom Tisch herunter, faßte sie um den Leib und zwang sie, sich auf einen daneben stehenden kleinen Strohstuhl zu setzen.

„Höre Sie, Jungfer!" sagte sie, „weiß Sie was?"

„Nun?"

„Sie vergißt Ihre Briefschaften zu schreiben, und um halb zwei haben wir die Fremden, Sie hat also knapp vier Stunden. Weiß Sie, was es zu Mittag giebt? Güldensuppe, Flunder und einen andern solchen Plattfisch, gebratene Hühner in Trisenet und Mansfelder Kuchen mit Pflaumenmus. Fein ist es, fett ist es aber nicht. Der Jungfer Liebster kommt ja auch."

„Ach, Geschwätz!" rief Marie ärgerlich.

„Gott bewahre uns! es ist ja weder ein Aufgebot noch ein Verlöbnis, wenn ich das sage. — Ich kann nicht begreifen, Jungfer, daß Sie sich nicht mehr aus Ihrem Vetter macht! Das ist ja der reizendste, lustigste Mensch, den ich kenne. Welche Füße! Und königliches Blut ist in ihm; man kann es schon an seinen Händen sehen, so klein wie die sind! und gleichsam wie gegossen, — die Nägel sind nicht größer wie Dreilinge und so rot und rund. Und was für ein Paar musterhafte Beine hat er, was? Es scheint wie auf Stahl-

federn, wenn er angegangen kommt, hu hei! und seine Augen die blinken und blitzen..."

Sie schlang die Arme um Marie und küßte sie so heftig und saugend auf den Hals, daß das Kind errötete und sich ihrer Umarmung entwand.

Lucie warf sich aufs Bett und lachte wie besessen.

„Wie du dich heute aufführst," rief Marie, „fährst du so fort, gehe ich hinunter."

„Was nur in aller Welt? Man hat doch wohl Erlaubnis, ein wenig lustig zu sein. Es ist wahrhaftig Betrübnis genug hier auf Erden. Ich habe deren mehr, als ich tragen kann. Ist nicht jetzt mein Schatz in den Krieg gezogen und erduldet das Ärgste und Schlimmste? Es ist ein reiner Jammer, daran zu denken. Wenn sie ihn nun tot oder zum Krüppel geschossen haben! Gott sei mir armem Mädchen gnädig, ich würde mich ja nie wieder erholen."

Sie barg ihr Gesicht in die Kissen und schluchzte: „Ach nein, nein, nein, mein lieber guter Lorenz, ich will dir so treu, so treu sein, wenn nur der liebe Gott dich gesund zurückkehren läßt! Ach Jungfer, Jungfer, es ist nicht zum Aushalten!"

Marie versuchte sie durch Worte und Liebkosungen zu beruhigen. Allmählich brachte sie es dahin, daß Lucie sich aufrichtete und ihre Augen trocknete.

„Ach Jungfer," sagte sie, „niemand weiß, was ich mit mir selbst auszuhalten habe. Man kann ja unmöglich immer so sein, wie man sollte. Und es hilft nicht, daß ich mir vornehme, mich um alle jungen Burschen gar nicht kümmern zu wollen. Kommen sie mit Lustigkeit und Komplimenten, ich könnte sie nicht abweisen und mich von ihnen losmachen, und wenn es mein Leben gälte. Es kribbelt mir in der Zunge, ihnen wieder zu antworten, und dann wird ja leicht mehr geschäkert und Tändelei getrieben, als ich, strenge genommen, vor Lorenz verantworten kann. Aber wenn ich dann daran denke, welcher Gefahr er ausgesetzt ist, ach! dann bereue ich es bitterer, als eine Menschenseele es sich vorstellen kann. Ach, wenn ich zu Bett gekommen bin, und der Mond

auf den Fußboden scheint, dann werde ich ein ganz anderer Mensch; es kommt mir so traurig vor, und dann weine ich und weine, und es preßt mir die Kehle zu, als ob ich ersticken sollte — ach, es ist so qualvoll, ich liege und wälze mich im Bett hin und her und bete zum lieben Gott und weiß selbst kaum, was ich von ihm erbitte, und mitunter bin ich ganz außer mir, dann richte ich mich im Bett auf und halte meinen Kopf fest und mir wird so entsetzlich angst, daß ich vor lauter Sehnsucht den Verstand zu verlieren fürchte. Aber, du lieber Gott, Jungfer, sie weint ja; sie geht doch nicht mit Heimlichkeiten um und sehnt sich nach jemand, so jung wie sie ist?"

Marie errötete und lächelte leicht, es lag für sie etwas Schmeichelhaftes in dem Gedanken, daß sie verliebt sein und sich sehnen könnte.

„Nein, nein," sagte sie, „aber was du sagst, ist so traurig, es ist, als wenn alles nur Kummer und Verdruß wäre."

„Gewiß nicht, nein! es ist auch anderes dazwischen!" sagte Lucie und erhob sich, als sie von unten gerufen wurde; worauf sie Marie schelmisch zunickte und ging.

Marie seufzte, trat ans Fenster und blickte hinaus; hinunter auf den grünen, kühlen St. Nicolai-Friedhof, auf die rötlichen Kirchenmauern, auf das grüne Kupferdach des Christiansburger Schlosses, hinüber nach dem Holm und der Reiferbahn, in die Runde nach dem Osterthor mit der schlanken Turmspitze und nach dem Hallandsberg mit seinen Gärten und hölzernen Scheuern und dem bläulichen Sund dahinter, der mit dem blauen Himmel in eins verschwamm, unter welchem Massen weißer, weichgeformter Wolken gegen die schonische Küste hinübertrieben.

Drei Monate war sie jetzt in Kopenhagen. Damals, als sie von Hause abreiste, hatte sie sich das Leben in der Residenzstadt ganz anders gedacht, als wie sie es jetzt kennen gelernt hatte. Es war ihr nie eingefallen, daß es hier einsamer sein könnte als auf dem Tjeler Edelhof, wo es für sie doch einsam genug gewesen war.

Ihr Vater leistete ihr keine Gesellschaft, er war immer so

ganz er selbst, daß er anderen nie etwas sein konnte; er wurde nicht vierzehn Jahre, wenn er mit einer Vierzehnjährigen sprach, und er wurde nicht Weib, weil er mit einem kleinen Mädchen sprach; er war immer jenseits der Fünfzig, und er war stets Erik Grubbe.

Marie konnte des Vaters Zuhälterin, welche herrschte, als wäre sie die Frau des Hauses, nicht sehen, ohne daß alles, was an Stolz und Herbheit in ihr war, geweckt wurde. Dieses grobe, auf seine Macht stolze Frauenzimmer hatte sie so oft gekränkt und gepeinigt, daß Marie nicht den Schall ihrer Schritte hören konnte, ohne daß sie sofort und fast unbewußt sich verhärtete und trotzig und gehässig wurde. Ihre Halbschwester, die kleine Anna, war kränklich und verzärtelt, Umstände, die sie keineswegs umgänglich machten, und dazu kam noch, daß die Mutter durch sie, Erik Grubbe gegenüber, Marie immer etwas am Zeuge flicken wollte.

Welche Gesellschaft hatte sie also gehabt?

Sie kannte jeden Weg und Steg im Bigumer Wald, jede Kuh, die auf der Wiese graste, jeden Vogel im Hühnerhof. Und in dem freundlichen Gruß der Dienstboten und der Bauern, wenn sie an ihnen vorüberging, sprach es sich aus: Die Jungfrau leidet unrecht und wir sehen es und sind darüber betrübt, und wir haben über das Weib droben dieselbe Gesinnung wie sie.

Aber in Kopenhagen?

Hier hatte sie Lucie, und sie hielt viel von Lucie; aber es war ja doch eine Dienende; sie besaß Lucies ganzes Vertrauen und war darüber erfreut und dankbar dafür, aber Lucie hatte nicht ihr Vertrauen. Sie konnte ihr gegenüber ihren Klagen nicht Luft machen, sie würde es sich selbst nicht gesagt haben, es sei traurig, daß sie so gestellt sei, und sie konnte es nicht ertragen, daß eine Dienerin über ihre unglücklichen Familienverhältnisse sprach; selbst über ihre Base wollte sie kein Wort hören. Und doch liebte sie die Base durchaus nicht, hatte auch keinen Grund dazu.

Rigitze Grubbe hatte die damaligen strengen Ansichten über das Nützliche einer harten und wenig liebreichen Er-

ziehung, und sie nahm sich vor, Marie danach zu erziehen. Sie hatte keine Kinder, hatte auch keine gehabt, sie war deshalb eine äußerst ungeduldige Pflegemutter, dazu sehr unbeholfen, weil die Mutterliebe sie nie die kleinen und sehr nützlichen Kunstgriffe gelehrt hatte, die es dem Kinde und dem Lehrmeister so sehr erleichtern, vorwärts zu kommen. Und dennoch — eine solche barsche Erziehung wäre vielleicht für Marie am zweckmäßigsten gewesen. Sie, deren Gemüt und Denken auf der einen Seite durch den Mangel einer wachsamen und festen Aufsicht fast in falsche Bahnen geleitet, auf der anderen Seite durch ungereimte und launenhafte Grausamkeit halbwegs verstümmelt war, müßte es fast als Frieden und Linderung gefühlt haben, von jemand, der ihr vernünftigerweise nicht anders als wohlwollen konnte, strenge und mit fester Hand den richtigen Weg geführt zu werden.

Aber sie wurde nicht auf diese Weise geleitet.

Frau Rigitze hatte so viel mit der Politik und mit Intriguen zu thun, lebte so viel mit Hofkreisen zusammen, daß sie ganze und halbe Tage vom Hause fern oder zu Hause so beschäftigt war, daß Marie mit sich und ihrer Zeit machen konnte, was sie wollte. Hatte Frau Rigitze dann endlich einmal einen Augenblick für das Kind übrig, so machte ihre eigene Versäumnis sie doppelt ungeduldig und doppelt scharf. Das ganze Verhältnis mußte demnach Marie wie eine Ungereimtheit vorkommen, und war nahe daran, in ihr die Vorstellung zu erwecken, daß sie eine Verstoßene sei, die alle haßten und niemand liebte.

Wie sie nun da am Fenster stand und über die Stadt hinausblickte, kam dies Gefühl von Verlassenheit und Einsamkeit über sie; sie lehnte ihr Haupt an den Fensterrahmen und schaute verzagt zu den langsam vorüberziehenden Wolken empor.

Sie verstand so gut das Traurige des Sehnens, wovon Lucie gesprochen hatte; es war gleichsam als ob es im Innern brannte, und als ob einem nichts anderes übrig bleibe, als es brennen zu lassen wie es wollte, — sie kannte das so gut. — Was sollte daraus werden? Ein Tag verstrich wie der

andere — nichts, nichts — niemals etwas, worüber sie sich freuen konnte; konnte es so länger fortdauern? — Ja, noch lange; auch dann, wenn man sechzehn Jahre geworden wäre! Schwester Anna Marie hätte das nicht durchgemacht, — die war jetzt verheiratet; sie konnte sich noch deutlich all des Lärmens und der Lustigkeit auf der Hochzeit erinnern, noch lange nachdem sie zu Bett geschickt war, und — die Musik. Sie könnte doch wohl auch verheiratet werden? Aber mit wem? Vielleicht mit ihres Schwagers Bruder. Er war ja freilich schrecklich häßlich; wenn es aber sein müßte ... Dazu könnte sie sich unmöglich freuen. Worüber könnte man sich hier in der Welt eigentlich freuen? Gab es etwas? — sie konnte nichts erblicken.

Sie trat vom Fenster zurück, setzte sich bedächtig an den Tisch und begann zu schreiben:

„Meinen ganz freundlichen Gruß allzeit mit dem lieben Gott gesandt, liebe Anna Marie, gute Schwester und Freundin, Gott behüte Dich stets und habe Dank für alles Gute. Ich schreibe pour vous congratuler, weil Deine Niederkunft glücklich gewesen ist und Du jetzt munter und bei guter Gesundheit bist. Liebe Schwester, mir geht es gut und ich bin frisch und gesund. Die Muhme lebt ja auf einem großen Fuß und hier sind oft viele Gäste, die meisten sind Hofkavaliere, und außer einigen alten Damen kommen nur Mannsbilder zu uns. Es sind viele unter ihnen, die unsere selige Mutter gekannt haben und sie wegen ihrer Schönheit und sonstiger Dinge rühmen. Ich sitze immer mit den Fremden zu Tisch, aber niemand redet mich an außer Ulrik Frederik, was er lieber unterlassen sollte, da er immer mehr für Chikane und Raillerie ist als für vernünftige Konversation. Er ist noch sehr jung und steht nicht im besten Ruf und verkehrt wohl in Herbergen und Bierstuben und dergleichen. Nun weiß ich kaum eine andere Neuigkeit, als daß wir heute Gesellschaft haben, und daß er mit dabei ist. Jedesmal, wenn ich französisch spreche, lacht er sehr und sagt, es sei hundert Jahre alt, was ja gerne sein kann, sintemal Herr Jens zur Zeit, als er auf Reisen

ging, noch sehr jung war; sonst spendet er mir Lob, weil ich es so gut zusammensetzen kann, er sagt, keine Hofdame könne es besser, aber das halte ich für Komplimente und lege keinen Wert darauf. Seit einiger Zeit habe ich von Tjele nichts vernommen. Die Muhme wird jedesmal böse, wenn sie von der Enormität spricht, wie unser lieber Vater lebt, denn er lebe mit einem Frauenzimmer von so niedriger Extraktion zusammen. Ich bin oft darüber betrübt, was doch nichts nützt. Lasse Du nur Stycho diesen Brief nicht sehen, grüße ihn aber von Herzen. September 1657.

Deine liebe Schwester
Marie Grubbe.

Der Wohlgebornen Frau, Frau Anna Marie Grubbe, Stycho Höeghs zu Gjorslev Gemahlin, meiner guten Freundin und Schwester, freundlichst geschrieben."

*

Man hatte sich von der Tafel erhoben und war in den Saal gegangen, wo Lucie Goldwasser herumreichte. Marie hatte sich in eine Fensternische geflüchtet und wurde von der faltenreichen Gardine halb verborgen. Ulrik Frederik trat zu ihr, verneigte sich übertrieben ehrerbietig vor ihr und sagte mit äußerst ernstem Gesicht, es schmerze ihn, daß er bei Tisch so weit von Mademoiselle entfernt gesessen habe. Als er so sprach, legte er seine kleine braune Hand auf die Fensterbank. Marie sah auf dieselbe und wurde so rot wie ein Blutstropfen.

„Pardon, Mademoiselle! Ich sehe, Ihr werdet rot vor Zorn, daß ich mich erdreiste, Euch meine schuldigst unterthänige Reverenz zu machen. Es ist wohl auch zu dreist zu fragen, womit ich so unglücklich gewesen bin, Euch zu erzürnen?"

„Ich bin wahrlich weder erzürnt noch zornrot."

„Es beliebt Euch diese Couleur weiß zu nennen? Bien! Danach könnte es mich verlangen, zu wissen, wie Ihr die Farbe nennt, die die rote Rose hat?"

„Aber könnt Ihr denn nie ein vernünftiges Wort sprechen?"

„Laßt sehen! — Ja, ich muß bekennen, daß es mir wirklich schon passiert ist — aber nur selten. —

Doch Chloë, Chloë zürne nicht!
Toll brennet deiner Augen Licht
Mich wie das Hundsgestirn die Hunde,
Und Worte schäumen mir vom Munde
Dem Geifer gleich der Wasserscheu . . .“

„Ja, das mögt Ihr wohl sagen!“

„Ach, Mademoiselle, Ihr kennt Amors Macht nur wenig! Könnt Ihr es glauben? Es giebt Nächte, wo ich mich liebeskrank zum Seidenhof hinunterschleiche, mich über die Mauern von Christian Scheels Garten schwinge und dastehe wie eine Statue zwischen duftenden Rosen und Farnen, und nach dem Fenster, Eurem Kammerfenster, hinaufstarre, bis die schmächtige Aurora mit ihren Rosenfingern mir durch die Locken streicht.“

„Ach, Monsieur, ich meine, Ihr vergrifft Euch im Namen, als Ihr Amor nanntet; Ihr hättet Eva sagen sollen, — und es kann sich leicht ereignen, daß sich jemand verirrt, wenn er bei Nachtzeit umherstreift, denn Ihr habt nicht in Scheels Garten gestanden, sondern Ihr seid bei „Mogens in Cappadocia“ gewesen, zwischen Römergläsern und Bouteillen, und habt Ihr Euch nicht rühren können und seid still gestanden wie eine Statue, so sind es nimmermehr Liebesgedanken gewesen, die Schuld daran trugen, daß Ihr die Beine nicht bewegen konntet.“

„Ihr thut mir großes Unrecht; trifft es sich zuweilen, daß ich in die Häuser der Weinküfer komme, so geschieht es nicht zu Lust oder Vergnügen, sondern lediglich um den nagenden Kummer zu betäuben, der mich quält.“

„Ah!“ lächelte Marie.

„Ihr glaubt mir nicht, Ihr habt kein Vertrauen zu der Beständigkeit meiner Liebe — Himmel, seht Ihr das östliche Guckloch im Nicolaiturm? Drei volle Tage habe ich dort gesessen und auf Euer reizendes Gesicht gestarrt, wenn Ihr an Eurem Stickrahmen saßt.“

„Ihr habt doch immer Unglück! Ihr könnt fast nie den Mund aufthun, ohne daß man Euch auf Unwahrheiten

ertappt. Niemals habe ich mit meinem Stickrahmen nach St. Nicolai hinaus gesessen: Kennt Ihr das Geschichtchen:

In dunkler Nacht durch einen Kniff
Ein Mann mal einen Kobold griff;
Darauf der Mann zum Kobold spricht:
‚Jetzt bist du mein, du kleiner Wicht,
Willst du nun aus der Haft heraus
Und heute nacht zurück nach Haus,
Mußt du mir jetzt ohn' Lügen und Finten
Das wahrste aller Worte verkünden.'
‚Hör'!' sagte der Kobold und weiter kein Wort;
Der Mann ließ los, der Kobold war fort,
Und niemand darf vom Kobold sagen:
Er habe Lügen vorgetragen."

Ulrik Frederik verneigte sich ehrerbietig vor ihr und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Sie blickte ihm nach, wie er über den Estrich schritt, sein Gang war schön; seine seidenen Strümpfe waren so blendend weiß und saßen so stramm, daß nirgends ein Fältchen zu sehen war, sie schmiegten sich unten so hübsch um die Knöchel; und der lange, schmale Schuh, — es war so interessant, ihn zu betrachten. Sie hatte früher nie bemerkt, daß er eine kleine rosenrote Narbe auf der Stirn hatte.

Sie blickte verstohlen auf ihre Hände, verzog den Mund ein wenig, — ihr schien, daß sie in den Fingern zu kurz waren.

Drittes Kapitel.

Der Winter kam. Es wurde eine schwere Zeit für die Tiere des Waldes und die Vögel des Feldes; es wurde eine ärmliche Weihnacht innerhalb der mit Lehm verstrichenen Wände und zwischen den Spanten der Fahrzeuge. Am Westerstrand stand ein Wrack dicht neben dem andern; da gab es eisbedeckte Rümpfe, zersplitterte Maste, zerschellte Boote und vollständig zerstörte Schiffe. Der Reichtum lag da und rollte in der Brandung, wurde zerrieben und zerquetscht zu nutzlosen

Bruchstücken, versank, trieb fort oder wurde im Sande vergraben. Denn es hielt lange an mit Sturm, tosender See und todbringender Kälte, sodaß Menschenhände nichts helfen konnten. Himmel und Erde verschwammen in Eins unter dem wirbelnden Frostschnee; er wälzte sich heran über Armut und Lumpen, durch undichte Thüren und rissige Luken arbeitete sich durch Dachtraufen und Thüren zu dem Wohlstand und den verbrämten Mänteln hinein. Bettler und verirrte Menschen erfroren im Schutz von Gräben und Deichen. Der Arme erfror auf seinem Strohlager und dem Vieh des Reichen erging es wenig besser.

Dann legte sich der Sturm und es wurde stiller, klingender Frost. Es kamen teure Zeiten für Reiche und Länder, es folgte Winterbuße auf die Sommerthorheit — das schwedische Heer ging über die dänischen Gewässer.

Dann kam der Friede. Und der Frühling kehrte ein mit hellem Laub und klarer Luft, aber die seeländischen Burschen auf den Dörfern hielten keinen Maienritt in diesem Jahre; es lag überall voll von schwedischen Soldaten; es war Friede, aber die Lasten des Krieges drückten gleichwohl überall, und es sah nicht danach aus, daß der Friede lange andauern werde.

Das that er denn auch keineswegs.

Als das Maienlaub unter dem Brande der Sommersonnenwende dunkel und steif geworden war, rückte der Schwede vor die Wälle Kopenhagens.

Am zweiten Sonntag des August verbreitete sich während des Nachmittags-Gottesdienstes plötzlich das Gerücht, daß die Schweden in Korsoer gelandet wären.

Es wimmelte in allen Straßen. Die Leute gingen ruhig und gesetzt umher, aber sie redeten viel, sie sprachen allesamt und der Laut ihrer Stimmen und ihrer Fußtritte sammelte sich zu einem starken, gemischten, summenden Tone, der nie stärker, nie schwächer wurde, auch nie aufhörte, sondern in wunderlicher, schwerer Eintönigkeit andauerte.

Das Gerücht drang in die Kirchen mitten in der Predigt. In schnellem, atemlosem Flüstern sprang es aus der untersten Stuhlreihe zu einem, der in der zweiten saß, zu dreien in

der dritten, an einem einzelnen Greise vorbei in die vierte, sodann in die fünfte Reihe und weiter, ganz hinauf. Die Leute in der Mitte blickten sich um nach den hinter ihnen Sitzenden und nickten bedeutungsvoll; ganz oben waren einzelne, die sich erhoben und spähend nach dem Ausgang blickten. — Bald war kein Gesicht mehr auf den Prediger gerichtet; alle saßen mit gebücktem Kopf, wie um ihre Gedanken um die Worte der Predigt zu sammeln, aber sie flüsterten miteinander, hörten zuweilen einmal auf, lauschten einen Augenblick gespannt auf den Prediger, wie um zu erfahren, wie bald er wohl zu Ende kommen werde. — Dann flüsterten sie weiter. Das dumpfe Geräusch der Menschenmenge draußen auf der Straße war deutlich zu hören, wurde unerträglich; die Kirchenbesucher beeilten sich heimlich, das Gesangbuch in die Tasche zu stecken.

„Amen!“

Aller Augen waren auf den Prediger geheftet.

Während des allgemeinen Teils des Kirchengebets waren aller Gedanken darauf gerichtet, ob wohl der Prediger etwas wisse. — Dann wurde für das königliche Haus gebetet, für den Reichsrat und den niederen Adel, für alle, welche einem hohen Beruf oder einem Amte vorstanden, und vielen standen die Thränen in den Augen; als aber der zweite Teil des Gebetes kam, begannen einige zu schluchzen, und leise aber doch hörbar ertönte es von hunderten von Lippen: Gott wolle in Milde noch von diesen Landen und Reichen abwenden Krieg und Blutsturz, Pestilenz und plötzlichen Tod, Hunger und teure Zeit, Sturm und Unwetter, Wasserflut und Feuersbrunst, damit wir für solche väterliche Gnade seinen heiligen Namen loben und preisen mögen.“

Bevor der Gesang zu Ende war, war die Kirche leer, nur die Orgeltöne klangen darin.

Am folgenden Tage hatte die Menschenmenge, die wieder auf den Beinen war, ein bestimmtes Ziel erhalten, dem sie nachgehen konnte; denn die schwedische Flotte hatte in der Nacht im Sunde vor Dragoer Anker geworfen. Doch waren die Menschen heute weniger unruhig, wohl deshalb, weil es

allgemein bekannt war, daß zwei der Reichsräte aufgebrochen waren, um mit dem Feinde zu unterhandeln, und wie es hieß: mit so ausgedehnter Vollmacht, daß es zum Frieden führen müsse. Als aber die Räte am Dienstag mit dem Bescheid zurückkehrten, daß kein Friede zu erlangen sei, erfolgte ein jäher und gewaltiger Umschlag.

Es waren nicht länger nur Haufen ruhiger Bürger, die durch große und gefährliche Nachrichten rast- und ruhelos geworden waren. Es war ein ganzer Malstrom von seltsamen Gestalten, derengleichen nie zuvor innerhalb der Stadtwälle gesehen worden waren, und die durchaus nicht aussahen, als wohnten sie in diesen ruhigen, bescheidenen Häusern mit ihren vielen Anzeichen von allen möglichen gleichmäßigen und alltäglichen Verrichtungen. Diese Leidenschaftlichkeit in kurzen Jacken und langen Röcken! Dieser Höllenlärm von den ernsten Lippen, und diese gewaltsamen Bewegungen der Arme in den engen Rockärmeln! Keiner will allein sein, keiner will drinnen sein, da stehen sie mitten auf der Straße mit ihrer Angst und Verzweiflung, mit ihrem Jammern und ihren Thränen.

Seht den stattlichen alten Mann mit dem entblößten Haupte und den blutunterlaufenen Augen; er kehrt sein aschfahles Gesicht gegen die Mauer und hämmert mit den geballten Fäusten auf dieselbe! Hört des dicken Schinders Verwünschungen über den Reichsrat und diesen unseligen Krieg! Fühlt, wie das Blut in den Wangen jenes jungen Mannes in Haß erglüht gegen den Feind, der alle Schrecken des Krieges mit sich führen wird, die er bereits in seiner Phantasie mit durchgemacht hat.

Wie sie brüllen aus Wut darüber, daß sie, wie sie glauben, so ohnmächtig sind. Großer Gott: welche Bitten, welche wahnsinnigen Bitten!

Wagen halten mitten in der Straße still, Dienstboten setzen ihre Körbe und Eimer in Vorhallen und Thorwegen ab, und hier und dort kommen einzelne eilig aus den Häusern, mit ihren besten Kleidern angethan, das Gesicht von Anstrengung gerötet, und sie blicken erstaunt umher, betrachten sich selbst,

mischen sich unter das Volk und sprechen eifrig, um die Aufmerksamkeit von ihrem geputzten Aufzuge abzulenken. Woran denken sie? — Und woher kommen alle diese zerlumpten, betrunkenen Kerle? Es wimmelt von ihnen, sie schwanken und rufen, zanken und fallen, sie sitzen auf den Treppenstufen und sind krank, sie lachen laut auf, jagen den Frauenzimmern nach und wollen sich mit den Männern schlagen.

Das war der erste Schrecken! — Der Schrecken des Instinkts. Nachmittags war er vorüber. Man war auf die Wälle beordert worden, hatte mit Feiertagskräften gearbeitet, hatte gesehen, wie sich unter dem Spaten die Gräben vertieft, die Brustwehren erhöht hatten; Soldaten waren vorbeigezogen, Handwerksgesellen, Studenten und die Diener der Adeligen hielten Wache mit allerlei ganz seltsamen Waffen; Kanonen waren aufgefahren, der König war über den Wall geritten, und man wußte, daß er bleiben wollte, — es war Vernunft in den Dingen, und man wurde selbst vernünftig.

Am folgenden Tage gegen Nachmittag wurde die Vorstadt außerhalb des Westerthores in Brand gesteckt. Der Brandgeruch trieb über die Stadt herein und beunruhigte das Volk, und als es in der Dämmerung, während das Feuer seinen roten Schein über die verwitterten Mauern des Frauenkirchturms warf und auf den goldenen Kugeln der St. Petri-Turmspitze spielte, hieß, daß der Feind den Valbyberg herunterkomme, ging es wie ein banger Seufzer durch die ganze Stadt. Durch alle Straßen, Gassen und Gänge erscholl es bang und beklommen: „Die Schweden, die Schweden!“ Knaben liefen durch die Stadt und riefen es mit gellenden Stimmen, die Leute stürzten an die Thüren und starrten ängstlich westwärts, die Läden wurden geschlossen, die Eisenkrämer sammelten eiligst ihren Kram zusammen; es war, als ob die ehrsamen Leuten erwarteten, daß das gewaltige feindliche Heer sogleich die Stadt überschwemmen werde.

Längs des Walles und in den anstoßenden Straßen war es schwarz von Menschen, die auf das Feuer starrten, doch waren auch viele an Stellen versammelt, wo man nichts vom Feuer sehen konnte, u. a. auf der Wasserkunst und in der

Färberstraße. Dort kam vieles zur Sprache, zuvörderst die Frage: wann die Schweden mit ihrem Angriff beginnen würden, bereits heute nacht oder erst morgen?

Geert Pieper, der Färber aus der Wasserkunststraße, meinte, es werde losgehen, sobald sie nach ihrem Marsch wieder in Ordnung sein würden. Worauf sollten sie warten?

Der isländische Kaufmann Erik Lauritzen aus der Färberstraße meinte, es sei eine gewagte Sache, in Nacht und Dunkel eine fremde Stadt anzugreifen, wo man kaum wisse, was Land und was Wasser sei. „Wasser!" sagte Färber Geert, „gebe Gott, daß wir mit unseren Anstalten nur halb so gut Bescheid wüßten wie der Schwede! Davon redet nur nicht! Er hat seine Spione, wo man es am wenigsten vermuten sollte. Ja! das wissen auch Bürgermeister und Rat sehr wohl, denn seit der Morgenstunde sind die Steuerbeamten in allen Wohnungen und Gebäuden im Gange, um seine Spione ausfindig zu machen; aber dabei wird nichts herauskommen. Der Schwede ist tüchtig, besonders in dem Fach; es ist eine Naturgabe bei ihm, ich weiß es ja von mir selber. Es ist nun wohl eine halbe Stiege Jahre her, ich vergeß ihm das nie, von wegen dem Gespenst.... Indigofarbe, seht ihr, macht schwarz, und sie macht dunkelblau, und sie macht mittelblau, je nachdem die Beize ist. Es ist die Beize, worauf es ankommt. Brühen und den Farbegrapen zurecht machen, das kann jeder Bursche, das ist nur Handlangerarbeit, aber beizen — richtig beizen — das ist eine Kunstfertigkeit. Beizt man zu stark, so verbrennt man das Garn oder Zeug oder was es nun ist, sodaß es in allen Fäden mürbe wird, und beizt man zu schwach, so kann die Farbe sich nicht halten, und wenn man auch mit dem allerteuersten Blauholz färbte. Seht, deshalb ist die Beizung auch ein verschlossenes Geheimnis, das man niemand lehrt — wohl dem eigenen Sohn, aber nie den Gesellen. Nein..."

„Ganz recht, Meister Geert, ganz recht!" sagte der Kaufmann.

„Na," fuhr der Färber fort, „wie ich erzählen wollte, so hatte ich vor etwa zehn Jahren einen Burschen, der ein

schwedisches Frauenzimmer zur Mutter hatte, und der hatte sich nun vorgenommen, er wollte herauskriegen, was das für eine Beize war, die ich zum Kaneelbraun brauchte. Da ich aber stets bei verschlossenen Thüren alles zur Beize abwiege, war das Ding ja nicht so bequem anzugreifen. Was glaubt ihr nun wohl, was dieser Schmutzfinke ersinnt? Hört nur! Es ist an der Wasserkunst so schlimm mit allerlei Getier, sie beschmutzen uns immer Wolle und Garn, deshalb hängen wir das, was uns zum Färben übergeben ist, in großen Segeltuchsäcken unterm Boden auf. Kriegt er nun nicht, der Teufelsbengel, einen der Jungen dazu, ihn in einem solchen Sack da oben aufzuhängen und — ich komme hinein und wiege und mische und stelle zu und bin halbwegs fertig, da trifft es sich so günstig, daß er da oben im Sack in dem einen Bein den Krampf bekommt und zu stöhnen anfängt und ruft, ich möge ihm herunterhelfen, ... na, ob ich ihm herunterhalf! Tod und Teufel! aber es war ja auch ein richtiger Canaillenstreich, den er mir da spielte; aber so sind sie, alle miteinander, diese Schweden, man darf ihnen nicht über den Weg trauen."

„Ja, darin habt Ihr recht; es sind böse Menschen, diese Schweden," sagte Erik Lauritzen. „Zu Hause haben sie nichts zu beißen, und wenn sie denn mal anderswohin kommen, so können sie nie aufhören in sich hinein zu pfropfen und sich den Hals voll zu gießen; sie sind gerade wie die Armenkinder, die essen zugleich für gegenwärtigen wie für zukünftigen und vergangenen Hunger. Stehlen und raffen können sie ärger als die Raben, diese Schinderknechte; und so mörderisch wie sie sind! Man sagt nicht umsonst: ‚Er ist mit dem Messer bei der Hand wie ein schwedischer Lars.'"

„Und so liederlich!" fiel der Färber ein. „Es trifft ja jedesmal zu, wenn der Büttel ein Weibsbild aus der Stadt hinauspeitscht und man fragt, was für eine Kreatur es ist, daß man zur Antwort bekommt: eine schwedische Dirne."

„Ja, das Blut der Menschen ist so verschieden und das der Tiere auch. Der Schwede ist unter den Menschen das, was die Meerkatze unter den Tieren ist; es ist eine so

unmanierliche Brunst und eine so brennende Hitze in seinen Lebenssäften, daß die natürliche Vernunft, womit Gott alle Menschen beschenkt hat, nichts vermag über seine bösen Triebe und sündhaften Gelüste."

Der Färber nickte einigemal zustimmend zu dem, was der Kaufmann vortrug, und sagte dann: „Richtig, Erik Lauritzen, richtig; der Schwede ist von einer eigenen und absonderlichen Natur, anders wie andere Menschen. Ich kann es immer gleich riechen, wenn ein Ausländer in meinen Laden tritt, ob es ein Schwede oder eine andere Art Mensch ist. Der Schwede hat einen so strengen Geruch an sich wie Ziegenböcke oder Fischlake. Ich habe so oft meine eigenen Betrachtungen darüber angestellt, aber es ist so, wie Ihr es erklärt, es sind Ausdünstungen seiner hitzigen und bestialischen Säfte."

„Es ist doch kein Wunder," warf eine alte Frau, die dabei stand, ein, „wenn Schweden und Türken anders riechen wie Christenmenschen."

„Ach, wie Sie da schwatzt, Mette Senfhökern!" unterbrach sie der Färber, „glaubt Sie denn, daß die Schweden keine Christen sind?"

„Ihr könnt sie ja Christen nennen, Geert Färber, wenn es Euch beliebt, aber Finnen und Heiden und Zauberer sind nach meinem Postillbuch nie Christen gewesen, und das ist so gewiß wie Gold, daß es zur Zeit des hochseligen Königs Christian, damals als der Schwede in Jütland lag, sich zutrug, daß ein ganzes Regiment in einer Mondnacht, als es im besten Marsch war, und es gerade Mitternacht wurde, auseinander stob wie Werwölfe und anderes Teufelszeug, und heulend durch Wälder und Moore umherlief und Verderben über Menschen und Tiere brachte."

„Aber sie gehen Sonntags in die Kirche, weiß ich, und haben Pastoren und Küster gerade wie wir."

„Ja, wenn Ihr mir das aufbinden könntet! Es geht zur Kirche, dieses Teufelspack, gerade so wie die Hexen zum Abendsegen fahren, wenn der Teufel auf dem Blocksberg Messe hält. Nein, und sie sind gefeit und kugelfest; die frißt weder

Pulver noch Blei. Und die Hälfte von ihnen hat einen bösen Blick; oder weshalb glaubt Ihr etwa, daß die Pocken jedesmal gehaust haben, wenn diese höllischen Kumpane ihre verfluchten Füße bei uns ins Land gesetzt hatten? Antwortet mir darauf, Meister Färber! Antwortet mir, wenn Ihr könnt."

Der Färber wollte gerade antworten, als Erik Lauritzen, der schon einige Zeit umhergeblickt hatte, ihm zurief: „Pst, pst, Geert Pieper, wer ist doch der Mensch, der dort so predigt und den das Volk so dicht umsteht?"

Sie eilten auf den Haufen zu und unterwegs teilte Geert Färber mit, daß es ihm ein gewisser Jesper Kiim zu sein scheine, der in der Heiligengeistkirche gepredigt habe, aber wie er von gut unterrichteten Leuten habe sagen hören, im rechten Glauben nicht so fest sein solle, wie es für sein Seelenheil und seine geistliche Carriere dienlich wäre.

Es war ein bulldoggenhafter kleiner Mann von etwa dreißig Jahren, mit langem, glattem und schwarzem Haar, breitem Gesicht, kurzer, dicker Nase, glänzenden braunen Augen und roten Lippen. Er stand oben auf einer Hausthürtreppe, gestikulierte stark und sprach schnell und feurig, aber rauh und lispelnd.

„Im sechsundzwanzigsten Kapitel," sagte er, „schreibt der Evangelist Matthäus, Vers 51—54 also: ‚Und siehe, einer aus denen, die mit Jesu waren, reckte die Hand aus, und zog sein Schwert und schlug des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm ein Ohr ab. — Da sprach Jesus zu ihm: Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. — Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr denn zwölf Legionen Engel? — Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen!'

Ja, liebe Landsleute, es muß also gehen. Nun liegt vor den niedrigen Wällen und der schwachen Besatzung dieser Stadt ein allgewaltiger Haufen wohlgerüsteter Streiter, und ihr König und oberster Kriegsherr hat seinen Mund aufgethan und Ordre und Befehl an sie ergehen lassen, daß sie mit Feuer und Schwert, mit Berennung und Belagerung sich diese

Stadt und alle, die darin sind, unterwerfen und ganz zu eigen machen sollen.

Und die in der Stadt sind und ihre Wohlfahrt bedroht und ihren Ruin grausam beschlossen sahen, die bewaffnen sich, die bringen Mörser und anderes schädliches Kriegsgerät auf die Wälle, und sprechen zu sich selbst und sagen: Ziemt es uns nicht, mit brennenden Flammen und blanken Schwertern den Friedensstörern auf den Leib zu rücken, die uns durchaus zu Grunde richten wollen? Wozu hat wohl Gott im Himmel Mut und Furchtlosigkeit in der Menschenbrust erweckt, wenn nicht, um einem solchen Feinde zu widerstehen und ihn zu verderben? Und wie Peter, der Apostel, ziehen sie ihren Flamberg und wollen plötzlich dem Malcho sein Ohr abhauen. Aber Jesus sagt: Stecke dein Schwert an seinen Ort, denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Zwar muß dies der Unvernunft des Zornigen wie eine wunderliche Rede lauten und der starren Blindheit des Haßerfüllten wie eine Thorheit erscheinen. Aber das Wort ist nicht wie der Schall einer Trompete, nur zu hören; gleich einem Schiffsraum, der mit vielen nützlichen Dingen befrachtet, so ist das Wort mit Vernunft und Bedacht befrachtet, denn das Wort ist da, um aufgefaßt und verstanden zu werden. Deshalb laßt uns das Wort erforschen und allmählich herausfinden, wie es richtig auszulegen ist. — Aus welchem Grunde soll nun das Schwert an seinem Ort bleiben und der, der das Schwert nimmt, durchs Schwert umkommen? Dies haben wir aus drei Punkten zu betrachten:

Der erste Punkt nun ist, daß der Mensch ein weise und über alle Maßen herrlich eingerichteter Mikrokosmos ist, oder wie es ausgelegt werden kann: eine kleine Welt, eine Welt von Gutem und Bösem; denn ist, wie der Apostel Jakob sagt, die Zunge allein schon eine Welt voll Unrecht, wie viel mehr ist dann nicht der ganze Körper eine Welt! sowohl die begehrenden Augen, die hurtigen Füße und die greifenden Hände; sowohl der unersättliche Bauch, die gelenken Kniee und die wachsamen Ohren. Und ist der Körper eine Welt, um wie viel mehr ist dann nicht unsere teure und unsterbliche Seele

eine Welt, ja, wie ein Garten voll von süßen und bitteren Kräutern, voll von den reißenden, wilden Tieren der bösen Triebe und den weißen Lämmern der Tugenden. Ist nun derjenige, der eine solche Welt zerstört, für besser zu achten als ein Brandstifter, oder wie ein Gewaltthäter oder Marktdieb? Und ihr wißt, welche Strafe ein solcher zu gewärtigen und zu verbüßen hat."

Es war jetzt ganz dunkel geworden und der Menschenschwarm um den Prediger erschien nur wie eine große schwarze, leicht bewegte und beständig wachsende Masse.

„Der zweite Punkt ist der, daß der Mensch ein Mikrotheos ist, das heißt, ein Spiegel oder Ebenbild Gottes, des Allmächtigsten. Und ist der, der sich an Gottes Ebenbild vergreift, nicht für schlimmer zu erachten, als derjenige, der die heiligen Altargeräte stiehlt oder Gewalt gegen eine Kirche verübt. Und ihr wißt, welche Strafe ein solcher zu gewärtigen und zu verbüßen hat.

Der dritte und letzte Punkt ist der, daß der Mensch zunächst Pflichten gegen seinen Gott hat, und schuldig ist, angethan mit der glänzenden Rüstung eines reinen Lebens und umgürtet mit dem strahlenden Schwerte der Wahrheit, immerwährend für ihn zu streiten. So ausgerüstet, ist es seine Aufgabe, als ein Gotteskrieger den Schlund der Hölle zu zerreißen und ihren Bauch zu zertreten. Deshalb geziemt es uns, das körperliche Schwert an seinem Ort zu lassen, denn wahrlich, wir haben genug zu thun mit dem geistigen!"

Von beiden Enden der Straße sah man jetzt Leute kommen, die sich mit kleinen Handlaternen nach Hause leuchteten. Nach und nach wie sie auf die Versammlung stießen, stellten sie sich zwischen den Hintersten auf, sodaß bald ein geschlängelter Halbkreis von blinkenden kleinen Lichtern gebildet war, die verschwanden oder hervortraten, je nachdem die Leute sich bewegten, und hin und wieder wurde auch eine Laterne in die Höhe gehalten und ließ ihren Schein flackernd auf den weißen Mauern und dunklen Fensterscheiben der Häuser umherfahren, bis er auf dem ernsten Gesicht des Predigers Ruhe fand.

„Aber wie? fragt ihr in eurem Herzen, also sprechend:

Sollen wir denn, an Händen und Füßen gebunden, uns selbst unseren Feinden, der bitteren Trübsal der Sklaverei und Erniedrigung überantworten? O, meine Lieben, so sprecht ihr nicht, denn sonst wäret ihr denen gleich zu achten die da meinen, daß Jesus nicht seinen Vater bitten konnte, ihm zwölf Legionen Engel zu senden. O, fallet nicht in Betrübnis, murret nicht in eurem Herzen wider den Ratschluß Gottes, und befleckt eure Lippen nicht damit, gegen seinen Willen zu eifern! Denn der, den der Herr erniedrigen will, der wird zermalmt, und den der Herr erhöhen will, der lebt in Sicherheit. Und er hat viele Wege, uns aus den Wüsten und Wildnissen der Gefahr zu führen; oder kann er nicht des Feindes Herz wenden, oder ließ er nicht den Würgeengel gehen durch Sanheribs Lager, oder habt ihr die verschlingenden Wasser des Roten Meeres vergessen, oder den schnellen Untergang des Königs Pharao? . . ."

Hier wurde Jesper Kiim unterbrochen.

Der Haufen hatte ihm ziemlich ruhig zugehört; nur aus den äußersten Reihen war zuweilen ein dumpfes, drohendes Murmeln vernehmbar gewesen. Nun aber schallte ihm Mettes' der Senfhändlerin, schrille Stimme entgegen: „Hu, du Höllengast! Wirst du schweigen, du schwarzer Hund! Hört nicht auf ihn, es ist schwedisches Geld, das aus seinem Munde spricht!"

Einen Augenblick herrschte gänzliche Stille, dann aber brach der Lärm los: höhnende Worte, Flüche und Verwünschungen hagelten auf den Redner herab. Er versuchte zu reden, aber da wurden die Rufe nur noch stärker und diejenigen, die am nächsten bei der Treppe standen, drangen drohend auf ihn ein. Ein weißhaariger kleiner Mann, gerade vor ihm, der während seiner Rede geweint hatte, stach jetzt wie rasend mit seinem langen silberknopfigen Stocke nach ihm.

„Nieder mit ihm!" wurde gerufen, „nieder mit ihm; er soll widerrufen, was er gesagt, er soll gestehen, was er bekommen hat, um uns zu bethören. Nieder mit ihm. Laßt uns ihn herunterholen zum Geständnis, wir werden es schon aus ihm herauspressen."

„Er soll in den Keller," riefen andere, „er soll in den Rathauskeller, langt ihn herunter, langt ihn her!"

Ein paar starke Männer hatten ihn bereits ergriffen. Der Unglückliche klammerte sich an das hölzerne Treppengeländer; da rissen sie sowohl dieses wie ihn auf die Straße herab. Er wurde mit Faustschlägen und Fußtritten empfangen. Weiber zerrten ihn so am Haar und an den Kleidern, daß kleine Knaben, die an der Hand ihres Vaters dastanden und zusahen, vor Vergnügen hüpften.

„Laßt Mette herkommen!" wurde hinten gerufen, „geht beiseite! beiseite! Mette soll ihn in Verhör nehmen."

Metta trat vor. „Will er seine Teufelspredigt wieder zurücknehmen? Will er, Meister Fuchsschwanz?"

„Niemals, niemals! Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen, wie geschrieben steht."

„Soll man das?" sagte Mette und streifte ihren Holzpantoffel ab und drohte ihm damit, „aber die Menschen haben Holzpantoffeln, und du bist ein Knecht des Teufels und nicht Gottes; ich werde dich verarbeiten, daß dein Hirn hier an der Mauer kleben soll!" und sie schlug ihn mit dem Pantoffel.

„Versündigt Euch nicht, Mette!" stöhnte der Magister.

„Der Teufel soll dich holen!" kreischte sie.

„Pst, still da," wurde gerufen, „macht Platz und drängt euch nicht so dicht zusammen, da kommt Güldenlöw', der Generallieutenant!"

Eine hohe Gestalt ritt vorüber.

„Lang leb' Güldenlöwe! Der tapfere Güldenlöw'!" brüllte der Haufen. Hüte und Mützen wurden geschwenkt und das Rufen wollte kein Ende nehmen. Der Reiter verschwand in der Richtung nach dem Walle. Es war der Generallieutenant der Miliz, Oberst zu Pferde und zu Fuß Ulrich Christian Güldenlöwe, der Halbbruder des Königs.

Die Menge zerstreute sich, es wurden immer weniger, zuletzt waren's nur ein paar.

„Es geht doch eigentlich kurios zu," sagte Geert Färber; „wir schlagen hier dem, der zum Frieden ermahnt, den Schädel

ein, und schreien uns heiser in Hochs für den, der die meiste Schuld am Kriege hat."

„Gott befohlen, Geert Pieper, Gott befohlen — und gute Nacht!" sagte der Kaufmann ihn unterbrechend, und eilte von ihm fort.

„Er denkt an Mettes Pantoffel!" murmelte der Färber; dann ging auch er. Auf der Treppe saß Jesper Kiim allein und hielt seinen schmerzenden Kopf mit den Händen umfaßt. Und auf dem Wall gingen die Wachen langsam hin und her, und starrten hinaus über das dunkle Land, wo alles still, ganz still war, obgleich Tausende von Feinden draußen lagen.

Viertes Kapitel.

Rotgelbe Streiflichter schossen über die meergrauen Nebelbänke am Horizont und entzündeten die Luft über sich, sodaß sie in einer milden, rosiggoldigen Flamme brannte, die sich weiter und weiter ausbreitete, blasser und blasser, hinauf zu einer langen, schmalen Wolke, deren wallenden Rand sie erfaßten und glühend machten, goldig, blendend. Über dem Kollebostrand[1] war es hell vom violetten und rötlichen Wiederschein der von der Sonne durchglühten Wolken. Der Tau zitterte in dem hohen Grase des Westerwalls, und die Sperlinge zwitscherten auf den Dächern dahinter und in den Gärten davor, daß die Luft beständig von dem Lärm erfüllt war. Aus den Gärten stieg ein leichter, feiner Dunst in schmalen Streifen auf, und die Bäume beugten langsam die fruchtbeladenen Zweige vor dem Lüftchen draußen vom Sunde her.

Ein langgezogenes, dreimaliges Hornsignal ertönte vom Westerwall und wurde von anderen Stadtgegenden beantwortet. Die einsamen Wächter längs des Walles begannen schneller auf ihren Posten auf und ab zu gehen; schüttelten

---

[1] Ein Arm des Sundes, der die Insel Amager mit der Kopenhagener Vorstadt Christianshafen von Seeland trennt. D. Ü.

ihre Mäntel und ordneten ihre Kopfbedeckungen; jetzt kam ja die Ablösung.

Draußen auf der Bastei zunächst dem Westerthor stand Ulrik Frederik Güldenlöwe und sah den weißen Möwen zu, die in segelndem Fluge über die blanken Wasserflächen der Wallgräben hin und her strichen.

Flüchtig und leicht, bald matt und nebelhaft, bald farbenreich, kräftig, lebhaft und klar jagten seine zwanzigjährigen Erinnerungen an seiner Seele vorüber. Sie kamen im Dufte starker Rosen und im Dufte frischer, grüner Wälder, sie kamen im Klang des Jägerhallos, im Ton der Geigen und im Rauschen knitternder Seide. Die Kinderjahre in der holsteinischen Stadt mit den roten Dächern zogen fern, doch sonnig vorüber; er sah die hohe Gestalt seiner Mutter, der Frau Margarete Pappens, ihr schwarzes Gesangbuch und ihre weißen Hände; das sommersprossige Kammermädchen mit den dünnen Knöcheln sah er und den aufgedunsenen Fechtmeister mit dem blauroten Gesicht und den schiefen Beinen. Der Gottorper Garten zog vorbei, und die Wiesen an der Schlei mit den frischen Heuschobern; und dort stand des Jägers klotziger Heinrich, der wie ein Hahn krähen und so ausgezeichnet Jungfern werfen konnte. Die Kirche kam mit ihrem eigentümlichen Halbdunkel, ihrer stöhnenden Orgel, mit dem geheimnisvollen Eisengitter der Kapelle und dem mageren Christus, der eine rote Fahne in der Hand hielt. — —

Vom Westerthor erklang wieder ein Hornsignal, und zugleich brach das Sonnenlicht hervor, scharf und warm, und verjagte alle Nebel und unklaren Töne.

— — Dann kam die Jagd, wo er seinen ersten Hirsch schoß und der alte von Dettmer ihn auf der Stirn mit dem Blut des Tieres zeichnete, während die engbrüstigen Jägerburschen wild gellende Fanfaren bliesen. Dann kam das Bouquet für Schloßvogts Malene und der erste Auftritt mit dem Haushofmeister, dann folgte die Reise ins Ausland mit dem ersten Duell in der taufrischen Morgenstunde, mit Annettens schallendem Gelächter, mit dem Ball beim Kurfürsten und dem einsamen Spaziergang draußen vor den

Stadtthoren, wo er seinen ersten Kater spazieren führte. Dann kam ein goldener Nebel mit klingenden Bechern und duftendem Wein, und da war Lieschens und Lottchens und Marthas blendender Nacken und da waren auch Adelaides runde Arme. Schließlich die Reise nach Kopenhagen, der gnädige Empfang seitens seines königlichen Vaters, das geschäftig-langweilige Hofleben und die wilden Nächte, wo der Wein in Strömen floß und rasend geküßt wurde, unterbrochen von dem lustigen Lärm prachtvoller Jagdfeste und dem zärtlichen Geflüster nächtlicher Rendezvous in Ibstrups Garten oder den goldenen Sälen des Schlosses Hilleröd.

Aber weit klarer als dies alles sah er Sophie Urnes brennend schwarze Augen, viel mehr ergriff ihn die Erinnerung an ihre wollüstig-weiche, schöne Stimme, die gedämpft den Hörer wie mit weichen Armen zog und, wenn sie sich erhob, entflog wie ein Engel, der emporsteigt und, während er entfliegt, mit wilden Trillern unser spottet.

Ein Rascheln in den Büschen am Abhang des Walles weckte ihn aus seinen Träumen.

„Wer da!“ rief er.

„Es ist nur Daniel, Herr Güldenlöwe, Daniel Knopf,“ wurde geantwortet, und ein kleiner, gichtbrüchiger Mann kam aus dem Busch hervor und verbeugte sich.

„Was! ist es der Kurzleib? Tod und Teufel, was macht Er hier?“

Der Mann senkte betrübt den Blick.

„Daniel, Daniel!“ sagte Ulrik Frederik und lächelte, „Er ist heute nacht nicht unbeschädigt aus dem ‚Glühenden Ofen‘ herausgekommen. Der deutsche Brauer hat Ihm wohl zu stark eingeheizt.“

Der Gichtbrüchige begann den Abhang hinauf zu klettern. Daniel Knopf, seiner Figur halber auch Kurzleib genannt, war ein reicher Großhändler von zwanzig und einigen Jahren und war ebenso bekannt durch seinen Reichtum wie durch seine scharfe Zunge und seine Fechtkunst. Er verkehrte viel mit dem jungen Adel, das will sagen, mit einem gewissen Kreise, der unter dem Namen „le cercle des mourants“ bekannt war,

und hauptsächlich aus jungen Männern bestand, die dem Hofe nahe standen. Ulrik Frederik war die Seele dieses Kreises, der mehr lebenslustig als intelligent, mehr berüchtigt als beliebt, aber eigentlich ebenso bewundert und beneidet wie verrufen war.

Halb als Hofmeister, halb als Hofnarr lebte Daniel mit diesen Leuten. Er verkehrte nicht mit ihnen auf offener Straße oder in adligen Häusern; auf dem Fechtboden, in den Weinstuben und Herbergen war er ihnen ganz unentbehrlich. Keiner konnte so wissenschaftlich über Ballspiel und Hundedressur oder so salbungsvoll über Finten und Paraden sprechen. Keiner verstand sich so auf Wein. Er hatte tiefsinnige Theorien über Würfelspiel und Liebeskunst und konnte lange und gelehrt darüber reden, wie verwerflich es wäre, die inländische Pferderasse mit Salzburger Blut zu kreuzen. Er hatte endlich Anekdoten über alles, und, was den anderen jungen Leuten außerordentlich imponierte, er hatte über alles bestimmte Meinungen.

Dabei war er in hohem Grade gefügig und dienstwillig, vergaß nie den Unterschied zwischen sich und dem Adel, und hatte ein so wunderbar lächerliches Aussehen, wenn man ihn aus Mutwillen oder in der Trunkenheit auf die eine oder andere unsinnige Art ausstaffiert hatte. Er ließ sich schimpfen und schelten ohne erzürnt zu werden, und war im ganzen genommen so gutmütig, daß er sich oftmals selbst preisgab, wenn er damit einem Gespräch Einhalt thun konnte, das für den Frieden in der Genossenschaft eine gefährliche Wendung zu nehmen drohte.

Dadurch wurde es ihm denn auch möglich, mit diesen Leuten zu verkehren, und er mußte mit ihnen verkehren; für ihn, den verkrüppelten Bürgerlichen, waren die Adligen Halbgötter, nur sie lebten, nur ihre Freimaurersprache war menschliche Sprache, über ihrem Dasein weilte ein Tag des Lichts und ein Meer von Duft, während die anderen Stände ihr Leben in farbenarmem Dunkel und dumpfer Luft verbrachten. Daß er bürgerlich geboren war, verwünschte er als ein viel größeres Unglück wie seine Gebrechlichkeit, und

wenn er allein war, grämte er sich darüber mit einer Bitterkeit und Heftigkeit, die ziemlich nahe an Wahnwitz grenzte.

„Nun, Daniel," sagte Ulrik Frederik, als der Kleine zu ihm hinaufgekommen war; „es ist kein geringer Nebel gewesen, der heute nacht Seine Augen so stark verhüllte, daß Er sich hier auf dem Westerwall festgesegelt hat; oder ging es gestern abend so übermäßig hoch her, daß ich Ihn hier so ruhig und sicher liegend finde wie in der Arche Noah auf dem Berge Ararat?"

„Prinz von Kanarien, Ihr redet irre, wenn Ihr glaubt, ich wäre heute nacht unter Euren Kumpanen gewesen."

„Aber, tausend Teufel, was ist es denn mit Ihm," rief Ulrik Frederik ungeduldig.

„Herr Güldenlöwe," antwortete Daniel ernst und blickte ihn mit thränenden Augen an, „ich bin ein elender Mensch."

„Eine Krämerseele ist Er! Ist es eine Heringsschute, für die Er fürchtet, daß der Schwede sie kapern könnte? Oder jammert Er, weil Sein Handel stocken könnte, Sein Safran seine Kraft verlieren oder Sein Pfeffer oder Paradieskorn muffig werden könnte? Pfennigfuchser! Als ob ein guter Bürger jetzt, wo König und Reich mit Untergang bedroht sind, an nichts anderes zu denken hätte, als daß sein Schundkram zum Teufel gehen könnte."

„Herr Güldenlöwe!"

„Ach, scher' Er sich zum Teufel mit seinem Gejammer!"

„Nein, Herr Güldenlöwe!" sagte Daniel feierlich und trat einen Schritt zurück, „ich klage weder über Nahrungsabbruch noch über den Verlust von Geld und Geldeswert; ich kümmere mich den Teufel um Heringe oder Safran; aber sowohl von Offizieren wie von Gemeinen fortgewiesen zu werden wie ein Aussätziger oder Anrüchiger, das ist ein himmelschreiendes Unrecht gegen mich, Herr Güldenlöwe; — deshalb habe ich heute nacht im Grase gelegen und gejammert wie ein ausgestoßener, verkrüppelter Hund; deshalb habe ich mich gekrümmt und gewunden wie das niedrigste kriechende Tier und in meiner Traurigkeit und Ohnmacht den allmächtigen Gott angerufen, und bin mit ihm ins Gericht gegangen, weshalb ich allein verworfen sein soll, weshalb mein Arm als verdorrt

und untauglich, Waffen und Wehr zu führen, angesehen werden soll, jetzt, wo Bediente und Handwerksburschen ausgerüstet werden..."

„Aber wer in Teufels Namen hat Ihn denn abgewiesen?"

„Ja, Herr Güldenlöwe, ich lief auf die Wälle, ebenso wie alle anderen dahin liefen; kam ich aber zu der einen Abteilung, so sagten sie, sie könnten niemand mehr brauchen, und kam ich zu der nächsten, sagten sie spottweise, sie wären nur geringe Bürger, hier sei nicht der Ort für Adelspersonen und vornehme Leute und dergleichen Redensarten mehr; aber es gab auch Abteilungen, wo sie sagten, sie wollten nichts mit Gebrechlichen zu thun haben, weil sie Unglück brächten und die Kugeln auf sich zögen, und sie wären durchaus nicht gesonnen, ihr Leben und ihre Gliedmaßen dadurch aufs Spiel zu setzen, daß sie einen Menschen, den Gott gezeichnet habe zwischen sich haben wollten. Dann supplizierte ich an den Generalmajor von Ahlefeldt, mir einen Platz anzuweisen, aber er schüttelte nur den Kopf und lachte: so groß sei denn doch die Gefahr noch nicht, daß sie die Glieder mit solch kurzen Stummeln stopfen müßten, die ihnen mehr zur Beschwerde als zur Hilfe gereichen würden."

„Aber weshalb ging Er denn nicht zu einigen von den Offizieren, mit denen Er bekannt ist?"

„Ich that es, Herr Güldenlöwe, ich dachte gleich an den ‚Zirkel' und bekam auch gleich zwei der Mouranten zu sprechen, sowohl den König Schurz wie auch den Ritter Goldblech."

„Nun, und die halfen Ihm?"

„Ja, Herr Güldenlöwe, die halfen mir, und so, daß Gott es ihnen vergelten möge! Daniel, sagten sie, geht nach Hause, Daniel, und sucht die Maden aus Euren Pflaumen! Sie hätten gedacht, sagten sie, daß ich so viel Conduite gehabt hätte, ihnen nicht mit meinen Affenstreichen zu kommen. Daß ich ihnen als Possenreißer gut genug sei, wäre eine Sache für sich, etwas anderes aber sei es, wenn sie im Dienste wären, dann möcht' ich ihnen aus den Augen bleiben. War das nun wohlgesprochen, Herr Güldenlöwe? Nein, es

war sündhaft, ja sündhaft war es! Die Gemeinschaft, in die sie sich in Weinstuben mit mir eingelassen hätten, bedeute nicht, daß sie mich für ihresgleichen ansähen, und daß ich hinkommen und mir einbilden dürfte, daß ich jetzt, wo sie im Dienste wären, ihren Umgang und ihre Gesellschaft genießen könnte. Ich wäre ihnen zu aufdringlich, Herr Güldenlöwe; ich müßte nicht glauben, daß ich mich hier an diesem Ort in ihre Compagnie hineindrängen könnte, hier gebrauchten sie keinen Spaßmacher. Das sagten sie zu mir, Herr Güldenlöwe! Und ich verlangte doch weiter nichts, als Seite an Seite mit den anderen Bürgern der Stadt mein Leben zu wagen."

„Nun ja," sagte Ulrik Frederik und gähnte, „ich verstehe wohl, daß es Ihn kränkt, ganz außerhalb bleiben zu müssen. Und es wird Ihm ja auch etwas sauer fallen, still an seinem Pult sitzen und schwitzen zu müssen, während die Zukunft des Reiches hier auf den Wällen entschieden wird. Nun, Er soll mit dabei sein. Denn...," er blickte mißtrauisch auf Daniel herab, „es steckt doch wohl keine Arglist dahinter, Meister?"

Der Kleine stampfte vor Wut auf die Erde, er wurde so weiß wie Kreide und seine Zähne knirschten aufeinander.

„Na, na," fuhr Ulrik Frederik fort, „ich traue Ihm; aber Er kann doch auch nicht verlangen, daß man Ihm vertrauen soll, als wenn Er ein adliges Wort zu geben hätte; — und bedenke er: die Seinigen haben Ihn zuerst verschmäht... still!"

Es donnerte ein Schuß von einer der Basteien draußen am Osterthor, — der erste, der in diesem Kriege gelöst wurde.

Ulrik Frederik richtete sich in die Höhe, das Blut schoß ihm in die Wangen, sein Auge starrte ergriffen und verlangend nach dem weißen Rauch, und als er sprach, zitterte seine Stimme seltsam.

„Daniel!" sagte er, „weiterhin auf den Vormittag kann Er sich bei mir melden, und kehre Er sich nicht an das, was ich sagte." Dann ging er den Wall entlang.

Daniel blickte ihm bewundernd nach, dann seufzte er tief, setzte sich ins Gras und weinte, wie ein unglückliches Kind zu weinen pflegt.

*

Es war am Nachmittag. Ein heftiger, rauher Wind wehte durch die Straßen der Stadt und wirbelte Wolken von Spänen, Strohhalmen und Staub von einer Stelle zur anderen. Er riß Dachziegel herab, trieb den Rauch in die Schornsteine hinunter und verfuhr übel mit den Schildern.

Die langen, dunkelblauen Fahnen der Färber warf er in dunklen Bogen in die Höhe, schwang sie in schwarzen Windungen und schwirrte sie rund um die schwankenden Stangen. Die Räder der Blockdrechsler schaukelten rastlos hin und her, die Schilder der Kürschner schlugen mit ihren zottigen Schwänzen, und die prachtvollen Glassonnen der Glasermeister tanzten und blinkten in wilder Unruhe um die Wette mit den blankpolierten Becken der Bartscherer.

In den Hinterhöfen klapperten Luken und Thüren, die Hühner mußten hinter Tonnen und Scheuern Schutz suchen, und selbst die Schweine wurden unruhig in ihren Koben, wenn der Wind durch Risse und Fugen zu ihnen hineinpfiff.

Trotz des Windes war es drückend heiß; es blies schwül von oben herab.

In den Häusern saßen die Menschen und schnappten nach Luft, nur die Fliegen summten in der Schwüle munter umher.

Auf der Straße war es nicht zum Aushalten und in den Beischlägen zog es, deshalb suchten auch alle, die Gärten hatten, in diese hinauszukommen. In dem großen Garten, der hinter Christoffer Urnes Hause in der Wingaardstraße lag, saß ein junges Mädchen im Schatten eines der großen Bäume.

Sie nähte.

Es war eine hohe, schlanke Gestalt; fast schmächtig, aber der Busen war breit und voll. Ihr Teint war bleich und wurde es noch mehr durch das reiche, schwarze, wellige Haar. Die Nase war scharf aber fein, der Mund groß, aber nicht voll und von einer krankhaften Süßigkeit im Lächeln. Die Lippen waren sehr rot, und das Kinn etwas spitz, aber doch stark und kräftig geformt. Ihre Kleidung war nicht besonders ordentlich: eine alte, schwarze Sammetrobe mit verblichener Goldstickerei, ein neuer grüner Filzhut mit großen schneeweißen Straußfedern und lederne Schuhe mit rotgeschlissenen Schnäbeln.

Sie hatte Daunen im Haar, und weder ihre Halskrause noch ihre langen weißen Hände waren ganz rein.

Es war Christoffer Urnes Brudertochter Sophie. Ihr Vater, Reichsrat und Marschall, Jürgen Urne zu Alsleben, Ritter vom Elefanten, war bereits in ihrer Kindheit gestorben, die Mutter, Frau Margrete Marswin vor einigen Jahren. Sie hatte jetzt ihren Aufenthalt bei dem alten Onkel, und da dieser Witwer war, war sie, jedenfalls dem Namen nach, diejenige, die den Hausstand führte.

Sie saß und nähte und trällerte dabei, während sie den einen ihrer Schuhe auf der Fußspitze wiegte.

Über ihrem Haupte sausten und schwangen sich die dichtbelaubten Baumkronen in dem starken Winde mit einem Geräusch wie von brausenden Wassern. Die hohen Stockrosen schwenkten ihre knospenreichen Spitzen in unstäten Bogen wie vom Wahnsinn ergriffen hin und her, und die Himbeerreiser duckten sich verzagt und kehrten die helle Rückseite der Blätter nach außen, sodaß sie bei jedem Windstoß die Farbe wechselten. Welke Blätter segelten durch die Luft herab, das Gras legte sich platt auf die Erde, und auf der hellen Laubwelle des Spiräabusches wiegte sich die weiße Blütenfülle in einem ewigen Wechsel auf und nieder.

Dann wurde eine Weile alles ruhig, alles richtete sich auf, noch wie zitternd vor Angst und in atemloser Erwartung; und im nächsten Augenblick pfiff der Wind wieder daher und die tobende Unruhe mit ihrem Brausen, mit ihrem Wallen und Glitzern, ihrem wirbelnden Schaukeln und rastlosem Wechseln breitete sich aufs neue über den Garten aus.

Drüben in dem grünen Haine
Blies die Flöte Choridon,
Phillis saß im Kahn alleine
Horchend auf den fernen Ton,
Der so süß das Herz ihr rührte,
Daß sie's Ruder nicht mehr führte;
Und der Kahn trieb auf den Sand — —
An den Strand — — — —

Von der Pforte am anderm Ende des Gartens her kam

Ulrik Frederik gegangen. Sophie blickte einen Augenblick erstaunt dorthin, dann bückte sie sich wieder über ihr Nähzeug und trällerte weiter.

Ulrik Frederik schlenderte langsam den Steig hinauf, stand hin und wieder still, um die Blumen zu betrachten und that im ganzen so, als hätte er nicht bemerkt, daß jemand im Garten sei. Er bog jetzt in einen Nebensteig ein, trat hinter einen großen Jasminbusch und ordnete seine Uniform und Schärpe, nahm den Hut ab, und strich sein Haar zurecht und ging dann weiter.

Der Steig beschrieb einen Bogen und mündete gerade vor Sophie.

„Ei, guten Tag, Fräulein Sophie,“ rief er ganz überrascht.

„Guten Tag,“ sagte sie ruhig und freundlich, befestigte bedächtig ihre Nadel im Nähzeug, blickte lächelnd auf und nickte. „Willkommen, Herr Güldenlöwe!“

„Das nenne ich blindes Glück,“ sagte er auf Deutsch und verbeugte sich, „ich erwartete nur den Herrn Cousin des Fräuleins zu treffen.“

Sophie sah ihn schnell an und lächelte: „Er ist nicht hier,“ sagte sie kopfschüttelnd.

„Nein,“ sagte Ulrik Frederik und sah vor sich nieder.

Nach einer kleinen Pause seufzte Sophie und sagte: „Wie drückend heiß ist es heute!“

„Ja, wir bekommen wohl ein Gewitter, wenn der Wind sich legt.“

„Ja,“ sagte Sophie und starrte gedankenvoll auf das Haus.

„Hörtet Ihr den Schuß heute morgen?“ fragte Ulrik Frederik und that, als ob er sich zum Gehen anschickte.

„Ja, es sind schwere Zeiten, denen wir in diesem Sommer entgegengehen. Man könnte den Verstand verlieren, wenn man an alle Gefahren denkt, denen sowohl die Menschen wie auch ihr Hab und Gut ausgesetzt sind. Und wenn man so viele liebe Anverwandte und gute Freunde hat, die alle bei dieser unglücklichen Affaire beteiligt und der Gefahr ausgesetzt

sind, entweder Leben und Gesundheit oder ihr Eigentum zu verlieren, dann hat man mehr als genug Ursache, auf allerhand trübe und seltsame Gedanken zu kommen."

„Nein, teuerstes Fräulein Sophie! Beim lebendigen Gott, Ihr dürft nicht in Thränen verfallen, Ihr malt Euch alles zu düster aus.

„Tousiours Mars ne met pas au jour
Des objects de sang et de larmes
Mais"

und er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippen

.... „tousiours l'Empire d'amour
Est plein de troubles et d'alarmes."

Sophie blickte naiv zu ihm auf.

Wie schön war sie doch! Des Auges dunkle, lockende Nacht, wo der Tag in Strömen zahlloser Lichtfunken hervorbrach wie ein schwarzer Diamant, der im Sonnenschein schillert; der Lippen schmerzlich-kühne Wölbung; der Wangen stolze Lilienblässe, die allmählich in rosig-goldiger Röte verschwand wie eine von der Morgensonne beschienene Wolke; — und dunkelgeädert wie zarte Blumenblätter die feinen Schläfe, die sich geheimnisvoll in dem dunklen Haar verloren.

Ihre Hand, kalt wie Marmor, zitterte in der seinigen; sie zog sie behutsam zurück. Die Näharbeit entglitt ihrem Schoße, Ulrik Frederik bog das eine Knie herab, um sie aufzunehmen und verharrte in dieser knienden Stellung.

„Fräulein Sophie!" sagte er.

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund und blickte ihn ernst und milde, fast schmerzlich an.

„Lieber Ulrik Frederik!" bat sie, „nehmt es nicht übel auf, wenn ich Euch beschwöre, Euch nicht von einem augenblicklichen Gefühl verleiten zu lassen, eine Veränderung in dem angenehmen Verhältnis zu provozieren, das bisher zwischen uns bestanden hat. Es dient zu nichts weiter, als uns beide in Verdruß und Mißbehagen zu bringen. Richtet Euch auf aus dieser unvernünftigen Positur und setzt Euch manierlich zu mir

hier auf die Bank, damit wir in aller Ruhe miteinander sprechen können."

„Nein, ich will das Buch meines Schicksals in dieser Stunde abgeschlossen haben," sagte Ulrik Frederik und verblieb in kniender Stellung. „Ihr wißt nur wenig davon, wie groß und brennend die Liebe ist, die ich zu Euch hege, wenn Ihr denken könnt, daß ich mich damit begnügen könnte, nur schlecht und recht Euer guter Freund zu sein. Um Christi blutigen Schweißes willen, glaubt doch nicht an eine so ganz und gar unmögliche Sache! Meine Liebe zu Euch ist kein schwach glimmender Funke, den Ihr mit dem Hauch Eures Mundes beliebig dämpfen oder löschen könntet, je nachdem Euch der Sinn danach steht; par Dieu! Sie ist ein loderndes und verzehrendes Feuer, aber es steht bei Euch, ob sie sich in tausendfachen wilden und flackernden Feuerflammen und in irrem Wetterleuchten ausbreiten und erstickt werden, oder ob sie warm und ruhig fortbrennen und hoch zum Himmel emporleuchten soll."

„Aber lieber Ulrik Frederik, seid doch barmherzig, habt Mitleid mit mir und führt mich nicht in eine Versuchung, der ich möglicherweise nicht widerstehen kann; denn Ihr mögt glauben, Ihr seid mir von Herzen teuer und wert; aber gerade deshalb will ich mich bis aufs äußerste dagegen wehren, Euch in eine falsche, unvernünftige Situation zu bringen, die Ihr keinesfalls fideliter maintenieren könnt. Ihr seid wohl wenigstens sechs Jahre jünger als ich, und das, was Euch an meiner Gestalt jetzt vielleicht gefällt, kann das Alter leicht verwischen oder in Häßlichkeit verwandeln. Ja! Ihr lächelt, aber supponiert, daß Ihr, wenn Ihr die Dreißig vollendet habt, mit einem alten runzligen Weibe als Frau herumziehen müßt, die Euch nur eine geringe Mitgift zuführt und Euch auch nicht in anderer Weise gefördert hat; glaubt Ihr nicht, Ihr würdet wünschen, Ihr hättet, als Ihr in den Zwanzigen wart, eine junge fürstliche Person geheiratet, was sowohl Eurem Alter als Eurer Geburt entsprochen hätte, und die Euch auch besser emporgebracht haben würde, als das einfache adlige Mädchen es vermochte. Herzlieber Ulrik Frederik,

sprächet Ihr mit Euern hohen Verwandten, sie würden Euch dasselbe sagen; aber sie würden Euch nicht sagen, daß, wenn Ihr das adlige Fräulein, das älter ist, als Ihr, heimführtet, sie Euch mit Eifersucht zu Tode quälen würde; eifersüchtig würde sie auf jeden Eurer Blicke sein, ja auf die geheimen Gedanken Eures Herzens! Denn gerade weil sie wüßte, wie viel Ihr geopfert habt, um in ihren Besitz zu gelangen, würde sie sich anstrengen, daß ihre Liebe Euch das Höchste auf der Welt sei. Glaubt mir, sie würde Euch mit ihrer abgöttischen Liebe umschließen wie mit einem eisernen Käfig, und wenn sie bemerkte, daß Ihr Euch sehntet, nur eine Minute aus demselben herauszukommen, so würde sie sich die Tage und Nächte hindurch grämen und Euch jede Stunde mit ihrem mißmütigen Kummer verbittern."

Sie erhob sich und reichte ihm die Hand. „Lebt wohl, Ulrik Frederik, es ist bitter wie der Tod, daß wir scheiden müssen, aber nach vielen Jahren, wenn ich ein altes, verblühtes Mädchen oder eines alten Mannes alternde Frau sein werde, werdet Ihr die Wahrheit meiner Worte fühlen und einräumen, daß Sophie Urne recht hatte. Gott der Herr halte seine schützende Hand über Euch. — Erinnert Ihr Euch an die Stelle in dem spanischen Roman von der indianischen Schlingpflanze, die in ihrer Jugend sich an einen Baum stützt, aber fortfährt sich um ihn zu schlängeln, lange nachdem der Baum morsch und abgestorben, und die schließlich diejenige ist, die ihn hält, als ihn nichts mehr stützen kann. Glaubt mir, Ulrik Frederik, so wird auch mein Gemüt von Eurer Liebe getragen und gestützt werden, lange nachdem dieselbe verwelkt und verwittert ist."

Sie sah ihm gerade ins Auge und wendete sich, um zu gehen, aber Ulrik Frederik hielt sie an der Hand fest.

„Wollt Ihr mich denn ganz und gar rasend machen? Muß ich nun, wo ich weiß, daß du mich liebst, dir sagen, daß keine Macht der Welt uns voneinander scheiden kann? Ahnst du denn nicht, daß es müßig ist, darüber zu sprechen, was du willst oder was ich will? Ist nicht mein Blut wie berauscht von dir, bin ich meiner selbst jetzt mächtig? Ich

bin von dir besessen, sodaß, wenn du in diesem Augenblick deinen Sinn von mir wendetest, du dennoch, mir und dir zum Trotz, die Meine werden müßtest! Ich liebe dich, als ob ich dich haßte — — ich denke nicht an dein Glück, was kümmert es mich, ob du glücklich oder unglücklich wirst, wenn nur ich dein Glück, wenn nur ich dein Leiden teile, wenn nur ich . . .!“

Mit einem Ruck riß er sie an sich und preßte sie an seine Brust.

Langsam hob sie ihr Antlitz zu ihm auf und blickte ihn lange mit thränenvollen Augen an; lächelte dann: „nun, wie du willst, Ulrik Frederik,“ und sie küßte ihn leidenschaftlich mehrmals hintereinander.

Drei Wochen später wurde die Verlobung mit großer Pracht gefeiert. Der König hatte bereitwillig seine Einwilligung erteilt, um endlich einmal dem etwas zu lustigen Junggesellenleben Ulrik Frederiks ein Ende zu machen.

Fünftes Kapitel.

Nach den beiden Haupt-Ausfällen am 2. September und 20. Oktober war Ulrik Christian Güldenlöwe der Held des Tages und die Stadt seines Ruhmes voll. Oberst Satan nannten ihn die Bürger. Sein Name war in aller Munde; es gab kein Kind in der ganzen Stadt, das nicht seinen Fuchs mit den weißen Füßen kannte, und wenn er vorbeiritt, guckten die jungen Mädchen bewundernd der hohen, schlanken Gestalt nach in ihrem blauen Trabantenrock mit den breiten Schößen und den gewaltigen weißen Aufschlägen, der roten Schärpe und dem spannbreiten Degengehenk, und sie waren stolz, wenn ihr hübsches Gesicht ihnen ein Nicken oder einen Blick des kecken Soldaten einbrachte. Ja selbst die ehrbaren Familienväter und die Matronen mit den gekräuselten Hauben, die doch wußten, wie schlimm er war, und alle seine schönen Geschichten kannten, nickten einander vergnügt zu, wenn sie ihm

begegnet waren, und vertieften sich in die schwierige Frage, wie es wohl der Stadt ergangen sein würde, wenn er nicht gewesen wäre.

Daß die Soldaten und die Mannschaft auf dem Wall ihn vergötterten, war eben kein Wunder, denn er hatte ganz seines Vaters, Königs Christian des Vierten, herzgewinnende Gaben. Aber auch in anderen Beziehungen artete er nach ihm, denn er besaß sowohl seine Heftigkeit wie seine Unmäßigkeit, aber auch einen Teil seiner Begabung, seiner Entschlossenheit und seines Überblicks. Er war geradezu; mehrjähriger Aufenthalt an fremden Höfen hatte ihn nicht zum Hofmann gemacht; ja, er war nicht einmal einigermaßen höflich; im täglichen Umgang war er abstoßend, wortkarg, und im Dienst öffnete er nie den Mund, ohne zu fluchen und zu schwören wie der gemeinste Matrose.

Aber Soldat war er. Trotz seines jungen Alters — er war nur achtundzwanzig Jahre — ordnete er die Verteidigung der Stadt und leitete die gefahrvollen, aber wichtigen Ausfälle mit einer so überlegenen Einsicht und einer so großen Reife in seinen Plänen, daß die Sache kaum bei einem anderen von Friedrichs der Dritten Kriegsleuten in so guten Händen geruht hätte.

Es ist deshalb erklärlich, daß sein Name alle anderen verdunkelte, und daß die Winkelpoeten in ihren versifizierten Berichten über die Ausfälle ihm zuriefen: „Du sieggekrönter Güldenlöwe, du Vaterlands Erretter,“ oder ihn begrüßten mit einem „O, Heil Dir, Heil Dir, nord'scher Mars, Du tapfrer dän'scher David,“ und ihm wünschten, daß sein Leben werden möge wie ein cornu copiae oder Füllhorn, angefüllt mit Ruhm und Ehre, Gesundheit, Wohlstand und Glück. Und es war durchaus natürlich, daß manche stille Abendandacht mit einer Bitte an den lieben Gott endete, den Herrn Ulrik Christian auch künftig erhalten zu wollen; ja, es fanden sich wohl einzelne fromme Gemüter, die zum Herrn seufzten, daß sein Fuß hinweggeleitet werden möge von den schlüpfrigen adligen Wegen der Sünde, und sein Sinn abgeleitet von allem, was böse sei, hin zum strahlenden Lichtkranz der Wahrheit,

daß er, der in so hohem Maße die Ehre dieser Welt sich erworben habe, auch der einzig wahren und rechten Ehre teilhaftig werden möge!

Marie Grubbe war von dem Gedanken an diesen nahen Verwandten ihrer Muhme ganz eingenommen. Zufälligerweise war sie niemals mit ihm zusammen getroffen, weder bei Frau Rigitze noch anderswo; nur auf der Straße hatte sie ihn einmal in der Dämmerung gesehen, als Lucie ihn ihr gezeigt hatte.

Alle sprachen von ihm; fast täglich wurden ihr neue kühne Züge von ihm erzählt; sie hörte und las, daß er ein Held sei, und das jubelnde Gemurmel, das in jener Dämmerstunde durch die Volkshaufen gegangen, als er vorbeiritt, hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht.

Der große Name, der Heldenname, hob ihn ganz über die Reihen der gewöhnlichen Menschen empor. Sie hatte sich eigentlich Helden nie wie andere Menschen gedacht. König Alexander von Macedonien, Holger Danske, Ritter Bayard und dergleichen, das waren Helden, große, ferne, strahlende Gestalten, die eher Muster oder etwas derartiges als Menschen wie andere waren. Ebensowenig wie sie, als sie klein war, geglaubt hatte, daß jemand es dahin bringen könnte, so zierlich zu schreiben, wie die Vorschriften waren, die man nachschrieb, so wenig war es ihr in den Sinn gekommen, daß jemand so hoch emporkommen könnte, ein Held zu werden. Helden, das war etwas aus der Vergangenheit, etwas, das gewesen war. Daß man einem Helden begegnen könnte, einem wirklichen Helden, ihm auf offener Straße begegnen könnte, so wild hatte sie niemals geträumt. Das Leben sah plötzlich ganz anders aus, es gab etwas anderes in der Welt als das Alltägliche; das Große, Schöne, das bunte Reich, von dem in den Geschichts- und Liederbüchern geschrieben stand, das konnte man alles antreffen. Es gab also wirklich etwas, wonach man sich von ganzer Seele sehnen konnte. Alle diese Worte, wovon die Menschen und Bücher voll waren, sie bedeuteten etwas, sie waren etwas; es war Sinn in ihrem unklaren Träumen und Sehnen, es war nichts Kindisches, woran nur sie glaubte,

sondern Erwachsene glaubten daran. Das Leben war reich, strahlend reich.

Noch ahnte sie es nur, sie war überzeugt, daß es wahr sei, aber sie konnte noch nicht sehen und fühlen, daß es sich so verhielt. Er allein war für sie das Handgreifliche, war ihr ein Pfand dafür, daß es so war. Deshalb bewegten sich alle ihre Gedanken und Träume immer und ewig um ihn, und oft und öfter eilte sie ans Fenster; wenn sie Pferdegetrappel auf der Straße hörte, und häufig überredete sie die willige Lucie, wenn sie ausgegangen waren, einen Umweg nach dem Schlosse zu machen, aber niemals sahen sie ihn.

An einem der letzten Tage im Oktober geschah es nun, daß sie spät nachmittags in einer der Fensternischen in der langen Stube, wo der Kamin stand, saß. Frau Rigitze saß am Kamin, sie hatte ein kleines Becken mit glühenden Kohlen neben sich stehen und nahm zuweilen ein wenig getrocknete Blumen und Kaneelrinde aus einer Büchse, die sie auf dem Schoß hatte, und legte es auf die Glut. Die Luft in der niedrigen Stube war heiß und dumpf und süßlich, und zwischen den breiten, dunkelgeblümten Gardinen kam nur wenig Licht herein. Von der anstoßenden Kammer her hörte man ein Spinnrad schnurren und inzwischen nickte Frau Rigitze in ihrem Polsterstuhl ein wenig ein.

Marie Grubbe war matt von der Wärme. Sie suchte ihre heißen Wangen an den kleinen beschlagenen Fensterscheiben zu kühlen und blickte zugleich auf die Straße, wo eine dünne Schicht frischgefallenen Schnees die Luft schneidend hell machte. Dann blickte sie wieder in die Stube, in der es nun doppelt dunkel und drückend ward. Plötzlich trat Ulrik Christian so schnell zur Thür herein, daß Frau Rigitze mit einem Ruck in die Höhe fuhr. Er bemerkte Marie nicht und setzte sich gleich an den Kamin. Dann sprach er einige entschuldigende Worte, daß er so lange nicht dagewesen sei, sagte, er sei müde, beugte sich auf seinem Stuhl vornüber mit der Hand unterm Kinn und schwieg, nur halb auf Frau Rigitzes lebhaftes Reden hörend.

Marie Grubbe war, als sie ihn eintreten sah, vor Be-

wegung ganz blaß geworden, sie schloß einen Augenblick die Augen, als ob ihr schwindelte, dann wurde sie flammendrot und hatte Mühe zu atmen. Sie bekam ein Gefühl, als versänke der Boden unter ihren Füßen oder die ganze Stube mit Stühlen, Tischen und Menschen schwebe durch die Luft hinab, und alles, was darin war, sah sie so merkwürdig scharf und bestimmt und doch so unruhig; es war, als wenn sie es mit dem Blick nicht recht festhalten konnte. Außerdem erschien alles so neu und fremd. Indessen dauerte es nicht lange, bis dies alles sich wieder verzog und sie wieder zu sich kam. Das also war er. Sie hätte wünschen mögen, weit weg oder jedenfalls doch oben auf ihrer Kammer zu sein, auf ihrer friedlichen kleinen Kammer. Ihr wurde so bange; sie konnte fühlen, daß ihre Hände zitterten. Wenn er sie nur nicht sähe!

Sie drückte sich lautlos tiefer in die Fensternische und richtete jetzt erst den Blick fester auf den Gast ihrer Muhme.

Also so sah er aus! Nicht viel, viel größer? Und seine Augen waren ja durchaus nicht glänzend schwarz; blau waren sie, ja schöne blaue schwermütige Augen waren es, das hatte sie sich gar nicht denken können. Er war so bleich und sah so betrübt aus; — jetzt lächelte er, aber doch nicht recht froh; seine Zähne waren so weiß, und wie hübsch war sein Mund, so fein und klein!

Je länger sie ihn betrachtete, je schöner erschien er ihr, und sie begann sich darüber zu wundern, daß sie sich ihn größer oder im ganzen anders gedacht hatte. Sie vergaß gänzlich ihre Furcht und dachte nur an allen Preis und Ruhm, die sie über ihn gehört hatte. Fortwährend sah sie nach ihm hin, und sie stellte sich ihn an der Spitze seiner Scharen vor, vorwärts stürmend unter dem Jubel des Volkes; und alles wich oder wurde beiseite geworfen, wie die Wellen, wenn sie schäumend gegen die breite Brust eines Seglers emporspringen, beiseite geworfen werden. Die Kartaunen donnerten, blanke Pallasche blitzten, und Kugeln pfiffen in den dunklen Rauchwolken; aber er sprengte vorwärts, kühn und verwegen, und an seine Steigbügel hing sich der Sieg, wie es in der Chronik hieß, die sie gelesen.

Voll Bewunderung und Begeisterung ruhte ihr Auge strahlend auf ihm.

Bei einer plötzlichen Bewegung fing er den Blick auf. Er bog den Kopf seitwärts, blickte nieder und hatte Mühe, ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken, — dann richtete er sich auf und that, als wenn er jetzt erst Marie Grubbe gewahr werde.

Frau Rigitze sagte, es sei ihre kleine Bruderstochter, und Marie machte ihre Verbeugung.

Ulrik Christian erstaunte, war wohl auch ein wenig enttäuscht, als er bemerkte, daß die Augen, die in solcher Weise auf ihn gerichtet gewesen waren, Kinderaugen waren.

„Ma chère," sagte er etwas spitzig und sah auf ihre Arbeit nieder, „Sie ist die größte Meisterin, geheim und still zu arbeiten, die ich jemals gekannt habe; man hat ja die ganze Zeit über nicht das Geringste von Ihren Klöppelstäben gehört."

„Ah!" sagte Marie, die ihn wohl verstand, „als ich den Herrn Generallieutenant sah," und sie schob das schwere Klöppelkissen unter die Fensterbank, „dachte ich daran, daß es jetzt mehr an der Zeit sei, für Charpie zu sorgen als für Mützenstaat."

„Ich denke doch, daß Hauben in Kriegszeit ebenso hübsch kleiden wie sonst," sagte er und blickte sie an.

„Ja, aber wer hat seine Gedanken bei dergleichen in Zeiten wie die jetzigen."

„Viele," sagte Ulrik Christian, der anfing sich über ihre Ernsthaftigkeit zu amüsieren, „und ich bin einer."

„Ja, ich verstehe," antwortete Marie, und blickte ernst zu ihm auf, „es ist ja nur ein Kind, zu dem Ihr sprecht." Sie verneigte sich ceremoniell und griff nach ihrem Klöppelkissen.

„Warte Sie ein wenig, kleine Jungfer!"

„Ach nein, erlaubt, daß ich Euch nicht weiter inkommodiere."

„Höre Sie," sagte er und ergriff sie fest bei den Handgelenken und bog sie über den Klöppeltisch zu sich herüber,

„Sie ist mir bei Gott eine schwierige Person, aber," flüsterte er, „hat mir jemand einen guten Tag geboten mit einem Ausdruck in den Augen wie Sie vorhin, dann will ich nicht, daß man mich im Handumdrehen mit einem so armseligen Lebewohl verabschiedet, das will ich nicht — also — küsse Sie mich jetzt!"

Marie drückte mit Thränen in den Augen ihre bebenden Lippen gegen die seinen, er ließ sie los und sie sank am Tisch nieder, den Kopf auf ihre Arme stützend.

Sie war ganz verwirrt. Sowohl an diesem wie an dem folgenden Tage hatte sie ein dumpfes Gefühl von Sklaverei, daß sie ihre Freiheit verloren habe. Ihr war, als wäre ein Fuß auf ihren Nacken gesetzt, als wäre sie in den Staub getreten und könnte sich nicht aufrichten. Aber es war kein bitteres Gefühl, es war kein Trotz in ihren Gedanken, sie hegte keinen Wunsch nach Rache. Eine seltsame Ruhe war in ihr Gemüt gezogen, kein eiliger Flug bunter Träume und auch kein Sehnen war mehr darin. Ulrik Christian gegenüber fühlte sie nichts Bestimmtes, sie wußte nur, daß, wenn er sagen würde: „komme," so müßte sie kommen, würde er sagen: „geh'," so müßte sie sich entfernen. Sie begriff es nicht, aber es war so, und anders konnte es nicht werden.

Sie klöppelte und nähte den ganzen Tag mit ungewöhnlicher Ausdauer, und während sie arbeitete, trällerte sie alle traurigen Lieder, die sie kannte, von Liebesrosen, deren Farben verblichen und die nie wieder blühten, vom Burschen, der sein Mädchen verlassen und in fremde Länder ziehen mußte, von wannen er niemals, niemals wiederkehrte, und von dem Gefangenen, der so schrecklich lange im dunklen Turm schmachten mußte, und wie dann zuerst sein edler Falke gestorben war, dann sein treuer Hund, und zuletzt sein gutes Roß, während sein treuloses Weib Malwine ohne Sorgen und herrlich und in Freuden lebte. Diese Lieder sang sie und viele andere, dazwischen seufzte sie und zuweilen war sie dem Weinen nahe, sodaß Lucie glaubte, sie sei krank, und ihr vorschlug, Wegebreitblätter in ihre Strümpfe zu legen.

Als Ulrik Christian nach einigen Tagen wieder vorsprach

und mild und freundlich zu ihr redete, that auch sie, als sei zwischen ihnen nichts vorgefallen; aber sie betrachtete mit kindlicher Neugier die großen weißen Hände, die sie so unsanft angepackt hatten, und suchte zu erforschen, was in seinem Auge oder in seiner Stimme das gewesen sein konnte, was sie so hatte einschüchtern können. Auch den Mund, mit dem schmalen, abwärts gebogenen Schnurrbart betrachtete sie, aber verstohlen und mit einer heimlich prickelnden Angst.

In der nun zunächst folgenden Zeit kam er fast täglich oder wenigstens jeden zweiten Tag, und Marie Grubbes Gedanken wurden mehr und mehr von ihm eingenommen. Wenn er nicht da war, war es in dem alten Hofe öde und unbelebt, und sie sehnte sich nach ihm, wie der Schlaflose nach dem Tag; wenn er dann erschien, war aber ihre Freude nie voll und frei, sie fühlte sich ihm gegenüber immer so unsicher.

Eines Nachts träumte ihr, daß sie ihn durch die dicht belebten Straßen reiten sähe, wie an jenem ersten Abend, aber es erscholl kein Jubel, und aller Augen blickten kalt und gleichgiltig auf ihn. Ihr selbst wurde bange in dieser Stille und sie wagte nicht, ihm zuzulächeln, sondern verbarg sich hinter dem Haufen; da blickte er umher mit einem fragenden, wunderlich wehmütigen Blick, und dieser Blick heftete sich auf sie, und sie drängte sich durch den Volkshaufen, warf sich dicht vor seinem Pferde nieder, und dieses setzte ihr sein kaltes Hufeisen auf den Nacken.

Sie erwachte, richtete sich im Bett in die Höhe und blickte erstaunt in der kalten, mondhellen Kammer umher: ach, es war nur ein Traum! und sie seufzte; sie hätte ihm doch so gern gezeigt, wie sehr sie ihn liebte. — Ja, so war es, sie hatte es bisher nicht gewußt, sie liebte ihn. Bei diesem Gedanken ward es ihr, als läge sie im Feuer, und alle Fibern des Herzens schlugen, klopften, hämmerten. Sie liebte ihn, wie wunderbar war das, zu sagen: sie liebe ihn; es war so herrlich, so stolz, so machtvoll wirklich, und doch so unwirklich. Du lieber Gott, was konnte es nützen, daß sie liebte ... und ihre Augen füllten sich mit Thränen vor Mitleid mit sich selbst — aber gleichwohl! und sie barg sich warm und weich

wieder unter der schützenden Decke; es war doch herrlich so zu liegen und an ihn zu denken und an ihre Liebe, an ihre große, große Liebe.

Das nächste Mal, als Marie Ulrik Christian sah, war kein Gefühl von Unsicherheit in ihr, im Gegenteil, das Geheimnis, mit dem sie sich trug, hob sie in ihren eigenen Augen, und die Furcht, es zu verraten, gab ihrem Wesen fast die Sicherheit einer Erwachsenen. Jetzt folgte eine herrliche Zeit voll Träumens und Sehnens, eine phantastische, köstliche Zeit; oder war es nicht köstlich, wenn Ulrik Christian ging, ihm, von allen anderen unbemerkt, hunderte von Kußhänden nachzuwerfen, oder wenn er kam, sich vorzustellen, wie ihr geliebter Freund sie umarmen, sie bei allen süßen Namen der Welt nennen und sich zu ihr setzen würde. Und wie sie dann einander in die Augen blicken wollten — o, so lange, und sie wollte ihre Hand durch sein weiches, braunes lockiges Haar gleiten lassen. Was that das, daß es nicht geschah? Im Gegenteil, sie errötete bei dem Gedanken, daß es etwas sei, das wirklich geschehen könnte.

Es waren schöne, glückliche Tage — aber da geschah es, daß Ulrik Christian Ende November gefährlich erkrankte. Seine Gesundheit, die längst durch Ausschweifungen aller Art geschwächt war, hatte wohl die fortwährenden Nachtwachen und die angestrengte Arbeit nicht ertragen können, die mit seinem Posten verbunden waren, oder vielleicht waren es neue Ausschweifungen, die den Bogen zu straff gespannt hatten. Eine schmerzhafte, zehrende Krankheit mit wilden Fieberanfällen und immerwährender Unruhe kam zum Ausbruch und nahm nach Verlauf kurzer Zeit eine so gefährliche Wendung, daß das Leben des Kranken augenscheinlich nicht zu retten war.

Es war am elften Dezember.

In dem großen lederbraunen Gemach, das in Ulrik Christians Krankenzimmer führte, ging der königliche Konfessionarius Hans Didrichsen Badskär auf dem mit künstlich geflochtenen Strohmatten belegten Estrich unruhig auf und nieder. Er blieb zerstreut vor den Gemälden an den Wänden stehen und betrachtete anscheinend mit großer Aufmerksamkeit die nackten, vollen Nymphen, die im Schatten dunkler Bäume

ausgestreckt lagen, die badenden Susannen und die süßliche Judith mit den kräftigen, nackten Armen. Aber lange vermochten sie ihn nicht zu fesseln, er trat ans Fenster und ließ den Blick rastlos umherwandern von dem weißgrauen Himmel zum nassen, glänzenden Kupferdach und den länglichen Haufen schmutzigen Tauschnees unten im Schloßgarten. Dann nahm er seine unruhige Wanderung wieder auf, murmelte und gestikulierte.

Ihm schien, daß die Thür ging, — er stand plötzlich still und horchte: nein! Er atmete schwer und warf sich auf einen Stuhl und da saß er und seufzte und rieb beklommen seine Handflächen gegeneinander, als die Thür wirklich geöffnet wurde und ein ältliches Frauenzimmer mit einer großen Falbelmütze von rotpunktiertem Zeug ihm vorsichtig winkte.

Der Prediger machte sich fertig, nahm das Altarbuch unter den Arm, glättete seine Samarie und trat in das Krankenzimmer. Es war ein großes, ovales Gemach, vom Estrich bis zur Decke mit dunklem Getäfel umgeben, aus dessen sehr tiefen Mittelfüllungen eine Reihe häßlicher, buntfarbiger Köpfe von Türken und Mohren mit weißen Zähnen hervorgrinste. Ein dünnes graublaues Tuch, womit das schmale, tiefe Gitterfenster unten verhängt war, hielt die untere Hälfte des Zimmers in einem tiefen Halbdunkel, während auf der Deckenmalerei, wo Pferde, Waffen und nackte Leiber in einem unauflöslichen Gewirr geschart waren, wie auch auf dem Baldachin des Himmelbettes mit dem silbergefranzten Vorhang von gelbem Damast frei das Licht spielte.

Eine warme, von Salben und sonstigen Medikamenten schwüle Luft schlug dem Prediger beim Eintreten entgegen und hätte ihm fast den Atem benommen. Er griff nach einem Stuhl, und auf diesen gestützt, sah er in seinem Schwindel sich alles um ihn im Kreise drehen: den Tisch mit Flaschen, Phiolen und Gläsern, das Fenster, die Krankenpflegerin in ihrer großen Mütze, das Bett mit dem Kranken, das Waffengestell und die offene Thür zum Nebenzimmer, in welchem das Feuer im Kamin loderte.

„Gottes Frieden, Herr!“ grüßte er mit zitternder Stimme, als sein Schwindel sich gelegt hatte.

„Was zum Teufel will Er hier?“ schrie der Kranke und richtete sich im Bette auf.

„Gemach, gnädigster Herr, gemach,“ beschwichtigte ihn auf Deutsch Anna Schumachersch, die Pflegerin, ging ans Bett und strich besänftigend mit der Hand über die Bettdecke, „es is der hochwürdige Konfessionar Seiner Majestät, der hierher geschicket ist und Euch die Beichte abnehmen soll.“

„Gnädigster Herr! edler Herr Güldenleu!“ begann der Prediger und näherte sich dem Bett, „wohl weiß ich, daß Ihr nicht zu den einfältigen Weisen oder weisen Einfältigen gehört habt, denen immerwährend das Wort des Herrn als Stab und Stütze und sein Haus zur beständigen Herberge dienet, und obgleich der Gott, der den Donner der Kartaunen erdröhnen läßt, auch zugleich der Gott ist, der die goldenen Palmen des Sieges oder die bluttriefenden Cypressen der Niederlage in seiner Hand hält, so ist es doch von den Menschen, wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu begreifen, daß derjenige, welchem gegeben ist, über vielem Volk zu gebieten und mit seinem vaillanten Exempel voranzugehen, zeitweilig vergessen kann, daß wir sind wie ein Nichts, wie ein schwankendes Rohr, ja, wie kraftlose Pfropfreiser in der gewaltigen Hand des Schöpfers der Welt, und daß er thörichterweise denkt: Dies habe ich vollbracht, diese That ist eine Frucht, die ich zur Reife und zur Vollkommenheit gebracht habe. Mein teurer Herr! Jetzt, wo Ihr hier auf Eurem harten Schmerzenslager liegt, jetzt hat gewiß Gott, der der huldreiche Gott der Liebe ist, Euern Verstand erleuchtet und Euer Herz bekehrt, sodaß Ihr mit Angst und Bangen danach geschmachtet habt, Eure begangenen Sünden zu bekennen, damit Ihr vertrauensvoll die Gnade und Vergebung empfangen könnt, die er mit beiden liebevollen Händen Euch zur Annahme entgegenbringt.“

„Kreuzt mich vorne und kreuzt mich hinten! Buße und Besserung, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben!“ spottete Ulrik Christian und richtete sich höher im Bette auf, „glaubt Er, sauertöpfischer Kahlkopf, der Er ist, glaubt Er, weil einem die Knochen stückweise aus dem Leibe schwären

daß man deshalb mehr geneigt sein sollte, auf Sein Pfaffengewäsch zu hören?"

„Gnädigster Herr, Ihr mißbraucht in hohem Grade das Privilegium, das Euer hoher Stand und mehr noch Eure bedauerliche Krankheit Euch geben, um unnötig einen geringen Diener der Kirche zu schmähen, der nur seine Pflicht thut, indem er Eure Gedanken auf das zu lenken sucht, was Euch gewiß einzig und allein Not thut. Ach, hoher Herr, es kann nicht viel nützen, wider den Stachel zu löcken! Hat nicht diese verzehrende Krankheit, die Euern Leib vernichtet, Euch gelehrt, daß keiner dem Strafgericht entgeht und daß die Geißelhiebe des Himmels auf Hoch und Niedrig fallen?"

Ulrik Christian unterbrach ihn lachend: „Da schwatzt Er ja, hol mich der Teufel, wie ein unreifer Schulknabe; das, was mich plagt und nagt, das habe ich mir ehrlich und redlich selbst verschafft, und falls Ihr glaubt, daß der Himmel oder die Hölle einem dergleichen auf den Hals schicken, so kann ich Euch sagen, daß wir es vom nächtlichen Schwärmen und Saufen und von Galanterie und derartigen Dingen bekommen, darauf könnt Ihr Euch verlassen. Na, jetzt nehme Er aber so schnell wie möglich seine hochgelahrten Beine in die Hand und mache Er, daß Er hinauskommt, oder ich werde ..."

Hier bekam er einen seiner Anfälle, und während er sich unter heftigen Schmerzen krümmte und ächzte, schwor und fluchte er so lästerlich und so kurios entsetzlich, daß der Prediger vor Schreck und Ärger erbleichte; und er flehte zu Gott um Stärke und überzeugende Kraft, daß es ihm vergönnt werden möge, diesen hartgesottenen Sünder der Wahrheit und dem herrlichen Troste der Religion zugänglich zu machen, und als der Kranke wieder ruhig geworden war, begann er wieder: „Herr, Herr, mit weinender Stimme rufe und flehe ich Euch an, solch abscheuliches Schwören und Fluchen zu unterlassen; bedenkt doch, daß die Axt bereits an die Wurzel des Baumes gelegt ist, und daß er plötzlich gefällt und ins Feuer geworfen werden wird, wenn er in seiner Unfruchtbarkeit beharrt, und nicht in der elften Stunde noch Blüten treibt und Frucht

ansetzt! Lasset ab von Eurer unseligen Widerspenstigkeit und werft Euch voll Reue und Gebet nieder zu den Füßen unseres Erlösers ..."

Ulrik Frederik hatte sich, als der Prediger begann, auf das Kopfende des Bettes gesetzt, und jetzt zeigte er drohend nach der Thür und rief einmal über das andere: „Raus, Priester, raus, marsch, ich dulde Ihn hier nicht länger!"

„Und, lieber Herr," fuhr der Prediger fort, „wenn Ihr Euch verhärtet, weil Ihr bezweifelt Gnade zu finden, da das Maß Eurer Sünden zu voll ist, so hört denn mit Jubel, daß der Born göttlicher Gnade unerschöpflich ist ..."

„Verrückter Hund von einem Pfaffen, wird Er jetzt gehen?" zischte Ulrik Christian zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, — „eins — zwei —!"

„und wären Eure Sünden rot wie Blut, ja, wie türkischer Purpur ..."

„Rechtsum!"

„er wird sie dennoch weiß machen wie Libanons ..."

„Nun soll doch St. Satanas und alle seine heiligen Engel!" schrie Ulrik Christian, und sprang aus dem Bette, riß einen Degen aus dem Gestell und stieß heftig nach dem Prediger, — aber dieser hatte sich schnell ins Nebenzimmer gerettet und verschloß die Thür hinter sich. Ulrik Christian lief wie rasend gegen die Thür, fiel dann machtlos zu Boden und mußte ins Bett getragen werden; aber den Degen nahm er mit sich.

Der Rest des Vormittags verstrich in matter Ruhe, er hatte keine Schmerzen, und die Abspannung, die über ihn gekommen war, fand er angenehm und wohlthuend. Er lag und starrte auf die kleinen Lichtpunkte, die sich durch die Fäden des Tuches drängten, womit das Fenster verhängt war, und zählte die schwarzen Ringe im Eisengitter. Dazwischen lächelte er vergnügt, wenn er wieder an die Priesterjagd denken mußte, und wurde jedesmal ärgerlich, wenn Anna Schumachersch haben wollte, daß er die Augen schließen und zu schlafen versuchen sollte.

Bald nach Mittag wurde hart an die Thür geklopft, und unmittelbar darauf trat der Prediger an der Trinitatiskirche,

Magister Jens Justesen, herein. Der große, beleibte Mann mit den groben, kräftigen Zügen, kurzem, schwarzem Haar und großen, tiefliegenden Augen, trat sofort ans Bett heran und grüßte: „Guten Tag!"

Sobald Ulrik Christian sah, daß wieder ein Prediger vor seinem Bette stand, wurde er so aufgebracht, daß er an allen Gliedern zitterte und Flüche und Schimpfworte ausstieß gegen den Prediger, gegen Anna Schumachersch, die seinen Frieden nicht besser bewachen könne, und gegen Gott und alle heiligen Dinge.

„Schweig stille, Menschenkind," donnerte Herr Jens ihn an, „ziemt sich solche Sprache für einen, der schon mit einem Fuß im Grabe steht? Gebraucht lieber den flackernden Lebensfunken, der noch in Euch ist, Euren Frieden mit Gott zu machen, anstatt mit Euren Mitmenschen Zank und Streit anzufangen. Ihr betragt Euch ja wie die Bösewichter und Missethäter, die, wenn ihr Urteil gefällt ist und sie sehen, daß sie den Zangen und dem Henkerbeil, die man für sie in Bereitschaft hält, nicht entgehen können, alsdann in ihrer erbärmlichen Ohnmacht gegen den lieben Herrgott mit faulen Witzworten drohen und schelten, um sich damit selbst Mut einzuflößen und sich auf diese Weise über dem See von tierischer Verzagtheit, lahmer Feigheit und sklavischer, mutloser Reue aufrecht zu erhalten, worin dergleichen Kumpane doch zuguterletzt versinken, und die sie fast mehr fürchten als den Tod und die Todesschmerzen selber."

Ulrik Christian hörte so lange ruhig zu, bis er listig den Degen auf die Bettdecke gebracht hatte, dann rief er: „Wahre dich, Pfaffenwanst!" und machte einen Ausfall auf Herrn Jens; aber dieser parierte den Stoß mit seiner breiten Agende sicher ab.

„Laßt doch dergleichen Pagenstreiche unterwegs," sagte er höhnisch, „dazu sind wir beide zu gut! und nun, Sie da," und er wendete sich gegen Anna Schumachersch, „es ist besser, wenn Sie uns allein läßt."

Anna ging. Der Prediger zog seinen Stuhl näher ans Bett, und Ulrik Christian legte den Degen vor sich auf die Decke.

Nun redete Herr Jens mit wackeren Worten von der

Sünde und der Sünde Lohn, von der Liebe Gottes zu den Erdenkindern und vom Tode am Kreuz.

Während der Prediger redete, spielte Ulrik Christian mit dem Degen, sodaß das Licht auf der blanken Klinge blitzen konnte; fluchte, trällerte Bruchstücke aus unzüchtigen Liedern und wollte ihn mit gotteslästerlichen Fragen unterbrechen; aber Herr Jens ließ sich nicht stören und redete weiter über das Wort von den sieben Worten am Kreuz, vom heiligen Abendmahl, von der Vergebung der Sünden und von den Freuden des Himmelreichs.

Aber da richtete Ulrik Christian sich hoch im Bette auf und sagte Herrn Jens gerade ins Gesicht: „Das ist lauter Lüge und Erdichtung."

„Es ist, hol' mich der Teufel, so wahr wie ich hier stehe!" rief der Prediger, „jedes einzige Wort," und er schlug auf den Tisch, daß Kruken und Gläser durcheinander klirrten; und jetzt erhob er sich und redete zu ihm mit strenger Stimme und sagte: „Ihr verdientet, daß ich in meinem gerechten Zorn den Staub von meinen Füßen schüttelte und Euch hier allein ließe, eine sichere Beute des Teufels und seines Reichs, denn dahin kommt Ihr sicherlich. Ihr seid einer von denen, die den Herrn Jesum Christum täglich an den Galgen des Kreuzes nageln, und für die stehen die Hallen der Hölle bereit. Spottet nicht über den furchtbaren Namen der Hölle, denn es ist ein Laut, der die Pein der Flammen in sich trägt, ja, der das Jammergeschrei und die Schmerzen der Geißelung der Gemarterten in sich faßt. Ach, die Not und die Qualen der Hölle sind größer als der Mensch zu begreifen vermag, denn wenn einer aufs Rad geflochten und unter den Kniffen glühender Zangen stürbe und in den Flammen der Hölle erwachte, so würde er sich zurücksehnen nach dem Hochgericht wie nach Abrahams Schoß. Wohl sind Seuchen und Krankheiten dem Fleisch des Menschen bitter, wenn sie wie ein Zugwind durch alle Fibern sich hindurchziehen und die Sehnen spannen, als ob sie zerreißen sollten, wenn sie wie knisterndes Feuer in den Eingeweiden des Leibes brennen und mit stumpfen Zähnen am innersten Mark in den Knochen nagen;

aber die Qualen der Hölle sind wie ein sausender Sturmwind von Schmerzen, der bis in die kleinsten Glieder des Körpers fährt wie ein kreisendes Gewitter unfaßlicher Wehen, ein ewiger Wirbel von Qual und Jammer. Denn, wie eine Welle gegen den Strand schäumt, und ihr die nächste folgt und dieser wieder bis in alle Ewigkeit die nächste, so folgen die versengenden Stiche und Hiebe der Hölle unaufhörlich und ewig aufeinander."

Der Kranke blickte verzweifelt umher: „Ich will nichts," murmelte er; „ich habe weder mit Eurer Hölle noch mit Eurem Himmelreich etwas zu schaffen; ich will sterben, einzig und allein sterben und weiter nichts."

„Gewiß werdet Ihr sterben," sagte der Prediger, „aber am Ende des dunklen Ganges zum Tode sind nur zwei Pforten, eine zu den Freuden des Himmelreiches und eine zum Elend der Hölle, ein anderer Weg ist nicht zu finden, sicherlich nicht."

„Doch, Priester, doch, es ist noch ein anderer Weg da, nicht wahr? antwortet mir! ist nicht ein tiefes Grab dicht daneben für diejenigen, die ihre eigenen Wege gingen, ein tiefes, schwarzes Grab hinab zum Nichts, zum ewigen Nichts?"

„Die, die ihre eigenen Wege gingen, die steuern dem Reiche des Teufels zu; von denen wimmelt es vor den Pforten der Hölle, hoch und niedrig, alt und jung, sie schieben und drängen und stoßen einander, um dem gähnenden Schlunde zu entgehen, und sie rufen kläglich den Gott an, dessen Wege sie nicht wandeln wollten, daß er sie hinwegführen möge. Das Geschrei des Abgrunds ist über ihren Häuptern, und sie krümmen sich in Schrecken und Elend; aber die Pforten der Hölle werden sich über ihnen schließen wie die Wasser über den Ertrinkenden."

„Das erzählt Ihr mir doch bloß so? Bei Eurem ehrlichen Namen, ist es etwas anderes als Erdichtung?"

„Ja!"

„Ja? Aber ich will nichts, ich will nichts mit Eurem Gott zu thun haben; ich will gar nicht in den Himmel, nur sterben."

„So fahre denn hin in die entsetzliche Folterkammer der

ewig Verdammten, wo die siedenden Wogen ihren unendlichen Schwefeldunst auf die unseligen Scharen wälzen, deren Glieder sich verzerren in den krampfhaften Qualen, und deren Mäuler nach Luft schnappen zwischen den spielenden Flammen der Oberfläche. Ich sehe ihre Leiber umhertreiben wie weiße Möwen auf dem Meere, ja wie fliegenden Gischt im heulenden Sturm, und ihr Geschrei ist wie das Brüllen der Erde, wenn Erdbeben ihr Inneres erschüttert, und ihr Jammer ist namenlos. Ach, daß mein Herz durch Bitten dich erlösen könnte, du Ärmster! Aber die Gnade hat ihr Antlitz verhüllt und die Sonne der Barmherzigkeit ist untergegangen."

„Nun, so hilf mir denn, hilf mir, Priester!" stöhnte Ulrik Christian, „wozu bist du denn Pastor, wenn du nicht helfen kannst? Bete, um Gottes willen, bete! Sind in deinem Munde keine Gebete? Oder gieb mir deinen Wein und dein Brot, es ist ja Erlösung, sagt man, in Wein und Brot; oder sind es Lügen, lauter schändliche Lügen? Ich will kriechen vor deinem Gott wie ein reumütiger Schulknabe; er ist ja so stark, so unverschämt stark, so trostlos mächtig; mache ihn gut, deinen Gott, mache ihn gut gegen mich, ich beuge mich, ich beuge mich, mehr kann ich ja nicht."

„Betet!"

„Ja, ich will beten, ich will bitten, so viel wie es sein soll — ja!" und er kniete im Bett nieder und faltete die Hände; „ist es so recht?" fragte er und blickte Herrn Jens an, „und was muß ich sagen?"

Der Prediger antwortete nicht.

Eine Weile lag Ulrik Christian so, mit großen, fieberglühenden Augen aufwärts starrend: „Ich finde keine Worte, Pastor!" jammerte er, „o, Herr Jesus, sie sind alle fort!" und er brach weinend zusammen.

Plötzlich fuhr er auf, ergriff seinen Degen, zerbrach ihn und rief: „Herr Jesus Christus, siehe, ich zerbreche meinen Degen!" und er hielt die beiden blanken Stücke der Klinge in die Höhe: „Pardon, Jesus, Pardon!"

Der Prediger richtete jetzt Worte der Versöhnung an ihn

und beeilte sich, ihn zu absolvieren, da er nicht danach aussah, daß er noch lange leben könnte.

Dann rief Herr Jens Anna Schumachersch herein und ging.

Weil die Krankheit für ansteckend gehalten wurde, kamen keine der nahen Angehörigen zu dem Kranken hinein; aber in einem unteren Gemach waren einige Verwandte und Freunde, des Königs Leibmedikus und Hofkavaliere versammelt, um die Besuche von Adelspersonen, Gesandten, Offizieren, Hofleuten und Ratsmännern entgegenzunehmen, welche kamen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die Ruhe des Krankenzimmers wurde deshalb nicht gestört und Ulrik Christian befand sich wieder allein mit Anna Schumachersch.

Es begann zu dämmern. Anna legte einige Holzscheite auf das Feuer im Kamin, zündete ein paar Lichter an, nahm ihr Gebetbuch vor und setzte sich gemütlich zurecht; sie zog ihre Haube nach vorn und schlummerte bald ein. Draußen im Vorzimmer waren ein Bartscherer und ein Lakei postirt, für den Fall, daß sich etwas ereignen sollte. Diese lagen jetzt beide beim Fenster auf dem Estrich und würfelten auf der Strohmatte, damit die Würfel nicht rasselten, und sie waren in ihr Spiel so vertieft, daß sie nicht eher bemerkten, daß jemand sich durch die Stube schlich, als bis sich die Thür des Krankenzimmers hinter ihm schloß.

„Es war der Medikus," sagten sie zu einander und sahen sich erschrocken an.

Es war Marie Grubbe.

Sie näherte sich lautlos dem Bette und beugte sich über den Kranken, der ruhig lag und schlummerte. In dem matten, unsicheren Licht sah er so bleich und fremd aus, die Stirn so totenblaß, die Augenlider so seltsam groß; und die mageren, wachsgelben Hände tasteten matt und hilflos auf den dunkelblauen Polstern umher.

Marie weinte. „Bist du so krank?" murmelte sie. Sie legte sich vor dem Bett auf die Knie, stützte ihre Ellbogen auf den Seitenrand und blickte ihm gerade ins Gesicht.

Er ächzte und schlug die Augen auf. Suchend und unruhig war der Blick.

„Ulrik Christian!“ sagte sie und legte ihre Hand auf seine Schulter.

„Ist sonst noch jemand da?“ stöhnte er matt.

Sie schüttelte den Kopf. „Bist du sehr krank?“ fragte sie.

„Ja, es ist bald vorbei mit mir.“

„Nein, nein, das darf nicht sein, denn wer bleibt mir noch, wenn du gehst? Nein, nein, wie soll ich das ertragen?“

„Zu leben? — es ist leicht, zu leben; aber ich habe das Brot und den Wein des Todes empfangen, ich muß sterben, ... ja, ja, ja ... Brot und Wein, Fleisch und Blut — glaubst du, daß das ... nein, nein, in Jesu Christi Namen, in Jesu Christi Namen! Sprich ein Gebet, Kind, ein recht starkes Gebet!“

Marie faltete die Hände und betete.

„Amen, Amen! bitte nochmal! Ich bin ein so großer Sünder, Kind, es gehört so viel dazu, bitte wieder, ein langes Gebet von vielen Worten, vielen Worten! — Ach nein? was ist nun das? weshalb dreht sich das Bett? — Halt fest, halte fest? Es dreht sich im Kreise ... wie ein wirbelndes Wettern zahlreicher Schmerzen, ein ewiges Wirbeln von Pein und ... ha, ha, ha ..., bin ich wieder betrunken? Was für ein Spiel ist das! Und was zum Teufel habe ich getrunken? — Wein! — gewiß, es war Wein, was ich trank, lustig, mein Kind, lustig! küsse mich, mein Kücken!

Herzen und küssen
Ist Himmel auf Erden!

Küsse mich wieder, mein Täubchen! Ich bin so kalt, aber du bist rund und warm ... küsse mich warm! und du bist weiß und drall und weiß und glatt.“

Er hatte seine Arme um Marie geschlungen und preßte das erschreckte Kind an sich. In diesem Augenblick erwachte Anna Schumachersch und sah den Kranken mit einem Frauenzimmer schäkern. Drohend erhob sie ihr Gebetbuch und rief: „Raus, du höllisch Weib — sitzt mich das lose Ding und tändeliert mit de sterbende Gnad'! Raus, wer du auch

bist — elender Bote des Menschenfeindes, des lebendigen Teufels!"

„Teufel!" schrie Ulrik Christian und schleuderte Marie Grubbe entsetzt von sich. „Weiche von mir, Satanas! hinaus, hinaus!" und er schlug Kreuz auf Kreuz, „o, du verdammter Teufel! Du wolltest mich in meinem letzten Atmen zur Sünde verleiten, in der letzten Stunde, wo man so vorsichtig sein muß. Fort, fort, im gesegneten Namen Gottes, du verdammte Gestalt!" Mit weit aufgesperrten Augen und Entsetzen in allen Zügen stand er im Bett auf und zeigte auf die Thür.

Sprachlos und außer sich vor Schreck stürzte Marie hinaus.

Der Kranke warf sich nieder und betete und betete, während Anna Schumachersch laut und langsam das eine Gebet nach dem anderen aus ihrem mit großen Lettern gedruckten Buche las.

Einige Stunden später starb Ulrik Christian.

Sechstes Kapitel.

Nach dem Sturm auf Kopenhagen im Februar 1659 zog der Schwede sich zurück und beschränkte sich darauf, die Stadt eingeschlossen zu halten.

Die Belagerten atmeten nun freier auf, die Beschwerden des Krieges wurden weniger drückend als vorher, man bekam so viel Luft, um aufzuatmen und sich zu freuen über das, was man gethan, und über das, was man gewonnen hatte, sowohl an Ehren wie an Privilegien. Wohl gab es Leute, die Geschmack an dem bewegten Kriegerleben gefunden hatten, und jetzt mißmutig eine langweilige Friedenszeit ihre alltäglichen Vorgänge entfalten sahen, aber die Hauptmenge der Bevölkerung war froh und fühlte sich leichter ums Herz. Und die Freude machte sich Luft in munteren Gelagen, denn alle Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtsfeste und Verlobungsfeiern, die aufgeschoben worden waren, während der Feind so erdrückend nahe stand, die versammelten

jetzt ihre frohen Scharen in allen Gassen und Gängen der Stadt.

Nun fand man auch wieder Zeit, sich mit seinen Nachbarn zu beschäftigen und die Splitter in ihren Augen zu Balken zu machen. Man fand Zeit einander zu verleumden, zu beneiden und zu hassen. Mißgunst und Brotneid lebten kräftig wieder auf und alte Feindschaft loderte in neuem Groll und neuem Rachedurst empor. Einer war da, der in letzterer Zeit die Zahl seiner Feinde vermehrt und fast den Haß aller über seinem Haupt gesammelt hatte, und dieser war Corfitz Ulefeldt. Ihn konnte man nun nicht erreichen, denn er war in Sicherheit im feindlichen Lager; aber diejenigen aus seinem und seiner Ehefrau Geschlecht, die man ihm wohlgesinnt glaubte, die beobachtete man mit mißtrauischen Blicken, überwachte und kränkte sie, und der Hof kannte sie nicht. Es waren eben nicht viele, denen dies galt, aber unter den wenigen befand sich Sophie Urne, Ulrik Frederiks Braut.

Die Königin, die mehr Ulefeldts Gemahlin als Ulefeldt selber haßte, war von Anfang an gegen die Verbindung Ulrik Frederiks mit einer Dame gewesen, die so fest an Eleonore Christine geknüpft war; und jetzt, da Ulefeldts letzte Handlungen ihn und seine Anhänger in ein noch gehässigeres Licht gestellt hatten als früher, begann sie wieder, sowohl beim König wie bei anderen, darauf hinzuarbeiten, daß die Verlobung aufgehoben werde.

Es dauerte nicht lange, bis der König denselben Wunsch hegte wie die Königin; denn man hatte ihm die wirklich intrigante Sophie Urne als so listig und gefährlich und den Ulrik Frederik als so leichtsinnig und leicht zu leiten geschildert, daß es ihm klar wurde, wie viel Verdruß und Unfriede daraus erwachsen könnte; aber er hatte nun einmal seine Zustimmung gegeben und war in Bezug auf sein Wort und seine Ehre viel zu empfindlich, als daß er sie zurücknehmen sollte. Er versuchte deshalb Ulrik Frederik zu überreden. Er zeigte ihm, wie leicht das gute Verhältnis, worin er zum Hofe stand, durch eine Person gestört werden könnte, die mit Recht ihm

und der Königin so zuwider sei, da ihre Sympathien so ganz auf seiten der Feinde des Königshauses wären, und ferner, wie er seinem eigenen Glücke im Wege stände, indem schwerlich demjenigen wichtige Ehrenposten anvertraut werden würden, den man unter der beständigen Einwirkung von dem Hofe feindlichen Kreisen wüßte. Schließlich deutete er auf Fräulein Sophies intriganten Charakter hin und äußerte Zweifel daran, daß sie wirklich Liebe zu ihm hege, denn eine rechte und aufrichtige Liebe, sagte er, würde eher entsagt, als den Geliebten in Gefahr und Schwierigkeiten gebracht, lieber trauernd sich zurückgehalten haben, als sich frohlockend zu offenbaren; aber Fräulein Sophie habe sich keine Skrupel gemacht, im Gegenteil, sie habe seine Jugend und blinde Liebe ausgebeutet. So sprach der König, aber er drang damit bei Ulrik Frederik nicht durch, denn ihm war in frischer Erinnerung, wie viel Überredung es ihn gekostet hatte, die Jungfrau dahin zu bringen, daß sie ihre Gesinnung zu erkennen gab, und als er den König verließ, war er fester denn je zuvor entschlossen, daß nichts sie voneinander scheiden sollte. Sein Werben um Sophie war der erste selbständige Schritt, den er in seinem Leben gethan hatte, und er setzte seine Ehre darein, daß dieser Schritt vollständig gethan werde. Es waren von jeher so viele Hände bereit gewesen, ihn zu leiten und zu führen, aber jetzt war er zu alt, er konnte allein gehen und das wollte er. Was waren der Hof und des Königs Gnade ihm gegen seine Liebe? Für diese wollte er kämpfen und entbehren, nur für sie wollte er leben.

Aber der König ließ Christopher Urne wissen, daß er gegen die Verbindung sei, deshalb wurde das Haus für Ulrik Frederik geschlossen, sodaß er jetzt Fräulein Sophie nur noch im geheimen besuchen konnte. Anfänglich war dies wie Wind in brennendes Feuer, aber mit der Zeit führte es dahin, daß er seine Braut seltener sah, er wurde ihr gegenüber klarsehender, und es gab Augenblicke, wo er an ihrer Liebe zweifelte, ja, nicht recht wußte, ob sie ihn an jenem Sommertage nicht viel mehr angespornt hatte, anstatt ihn zurückzuhalten.

Der Hof, der ihn bisher mit offenen Armen empfangen hatte, zeigte ihm jetzt eine eisige Kälte. Der König, der sich bis dahin so eifrig mit seiner Zukunft beschäftigt hatte, war jetzt die Gleichgiltigkeit selbst; jetzt waren keine Hände ausgestreckt, um ihn zu leiten, und er begann sie zu entbehren. Er war durchaus nicht der Mann, gegen den Strom zu schwimmen; wenn dieser nicht half ihn vorwärts zu tragen, war er mutlos. Von seiner Geburt an war ihm ein goldener Faden in die Hand gegeben, wenn er diesem nur folgte, ging es aufwärts zu Glück und Ehren; er hatte ihn losgelassen, um selbst seinen Weg zu finden; noch schimmerte er vor ihm, sollte er ihn wieder ergreifen? Er konnte sich nicht dazu ermannen, dem König zu trotzen, er konnte Sophie nicht entsagen; auf Umwegen mußte er schleichen, um sie zu besuchen; sein Stolz litt unter dieser unwürdigen Heimlichkeit, sie war ihm fast das härteste von allem. Er war gewöhnt, in Pomp und Pracht zu kommen, war gewöhnt, jeden Schritt im fürstlichen Stil zu thun, und dies war so ganz anders. Tage vergingen und Wochen vergingen mit thatenlosem Grübeln und todgeborenen Plänen; er wurde seiner ratlosen Lage überdrüssig, und begann sich selbst zu verachten. Und nun der Zweifel: Hatte nicht sein ewiges Warten ihre Liebe getötet, oder hatte sie ihn nie geliebt? Sie sei so klug, sagte man: gewiß war sie klug, aber war sie so klug, wie man sagte? Ach nein, was wäre dann Liebe, wenn sie nicht liebte, und doch, und doch ...

*

Hinten um Christopher Urnes Garten führte ein schmaler Gang, nicht breiter, als daß ein Mann sich hindurchklemmen konnte; diesen Gang mußte Ulrik Frederik benutzen, wenn er seine Braut besuchen wollte, und er hatte dann gewöhnlich Daniel Kurzleib mit sich, um am Ende des Ganges Wache zu halten, damit von der Straße aus ihn niemand über die Planke klettern sähe.

Es war eine schwüle, mondhelle Sommernacht, drei bis vier Stunden über die Schlafenszeit hinaus. Daniel hatte

sich in seinen Mantel gehüllt und sich auf den Resten eines Futtertrogs zurecht gesetzt, der von einem anstoßenden Garten in den Gang hinübergeworfen war; er war heiteren Muts, ein wenig angetrunken und saß und kicherte leise über seine eigenen lustigen Gedanken. Ulrik Frederik war bereits über die Planke im Garten. Der Holunder duftete stark, auf dem Rasen lag Leinwand in langen, weißen Stücken zum Bleichen, es säuselte leise im Ahornlaub über ihm und in dem Rasen neben ihm; er war voll roter Blumen, aber in dem starken Mondlicht erschienen sie ihm fast weiß. Er ging nach dem Hause — da lag es mit seinen schneidend weißen Wänden und den gelblich glitzernden Fensterscheiben. Wie still war alles, strahlend und still ...! Jetzt zitterten die schwirrenden Glastöne einer Grille durch die Luft, die scharfen, bläulichen Schatten der Stockrosen standen wie gemalt auf der weißen Mauer, ein feiner Dampf stieg von der Bleiche auf — jetzt, die Thürkette zurück, und er befand sich im Dunkeln! Vorsichtig fühlte er sich die alte Treppe hinauf, die schwüle würzige Bodenluft schlug ihm entgegen, und unter seinen Füßen knarrten und knisterten die morschen Dielen. Der Mond schien durch ein kleines Dachfenster herein und zeichnete dessen viereckige Form hell mitten auf der glatten Oberfläche eines Kornhaufens, — hinüber über den Haufen. Der Staub wirbelte im Lichtschein hinter ihm, jetzt war er bei der Thür der Giebelkammer! Sie wurde von innen geöffnet, ein schwacher, rötlicher Lichtschimmer ließ auf einen Augenblick den Kornhaufen, den schrägen, rußgelben Schornstein und die Dachlatten in den Schatten treten, — dann war der Schein fort und er stand bei Sophie in der Kleiderkammer des Hauses.

Dieser Raum war niedrig und klein, angefüllt mit großen Leinenschränken, unter der Decke hingen Leinensäcke mit Daunen und Federn, alte Spinnräder standen in den Ecken, und die Wände waren behängt mit Zwiebelbündeln und silberbeschlagenen Sielengeschirren. Unter dem Fenster, das mit großen hölzernen Laden verschlossen war, stand auf einer mit Messing beschlagenen Kiste eine kleine Handlaterne. Sophie

öffnete die Hornscheibe, damit sie besser leuchten könnte; ihr Haar war gelöst und hing auf dem Rücken der pelzverbrämten Tuchjacke, die sie über ihr Kleid von Beiderwand gezogen hatte; ihr Gesicht war bleich und vergrämt, aber sie lächelte fröhlich und plauderte in einem fort. Sie hatte sich auf einen niedrigen Schemel gesetzt, die Hände um ihre Knie gefaltet und redete munter zu Ulrik Frederik hinauf, der dastand und nichts sagte; aber sie redete aus Angst, denn sein verdrießliches Wesen hatte sie bange gemacht.

„Nun, Junker Stumm und Quer!" sprach sie, „du sagst ja nichts, sind dir denn in all den hundert Stunden nicht hundert Dinge in den Sinn gekommen, die du mir zuzuflüstern wünschtest, ach, dann hast du dich nicht so gesehnt wie ich.', Sie schneuzte das Licht in der Laterne mit ihren Fingern und warf die glühende Schnuppe auf den Estrich, und Ulrik Frederik ging unwillkürlich einen Schritt vorwärts und trat den Funken aus.

„Das war recht," fuhr sie fort, „komm' hierher und setze dich nieder, aber erst mußt du knien und seufzen und mich bitten, wieder gut zu sein, denn es ist jetzt die dritte Nacht, daß ich hier sitze und wache; gestern und vorgestern saß ich vergebens und wartete und sehnte mich, bis meine Augen blind wurden." Sie erhob drohend die Hand: „Auf die Knie, Junker Treulos! und bittet, als bätet Ihr um Euer Leben;" das sagte sie mit spaßhafter Feierlichkeit, dann lächelte sie halb bittend, halb ungeduldig: „Kommt nun her und kniet, kommt nun her und kniet!"

Ulrik Frederik blickte sich fast unwillig um; es war so lächerlich, hier in Christopher Urnes Rumpelkammer zu knien; aber er kniete doch, legte seinen Arm um ihren Leib und verbarg sein Angesicht in ihrem Schoß, doch sagte er nichts.

Auch sie schwieg ängstlich und beklommen; sie hatte bemerkt, daß Ulrik Frederik bleich und bedrückt und daß sein Auge scheu und unstät war; ihre Hand spielte sorglos in seinem Haar, aber ihr Herz klopfte ängstlich und in ahnungsvollem Bangen.

In dieser Stellung saßen sie lange.

Plötzlich sprang Ulrik Frederik auf.

„Nein, nein!“ sagte er, „so kann es nicht länger bleiben! Gott Vater, unser Herr im Himmel ist mein Zeuge, du bist mir so teuer wie mein Herzblut, sodaß ich nicht weiß, was aus meinem Leben werden soll, wenn ich dich entbehren müßte. Aber wohin kann es führen? Sie stehen uns ja alle so entgegen, es findet sich keiner, der ein Wort des Trostes für uns übrig hätte, sie wenden sich von uns ab, all und jeder. Es ist als ob ein kalter Schauder sie überliefe, wenn sie mich jetzt erblicken; aber früher, da war's, als käme ein Lichtblick, wenn ich mich nahte. Ich stehe so allein, Sophie, so bitterlich allein! Ich weiß ja, du hast mich gewarnt — und es gereicht mir zu Schimpf und Schande, die Bitte auszusprechen, die ich jetzt an dich richten will, aber ich gehe zu Grunde in diesem Kampf, er hat meinen Mut und meine Würde aufgezehrt, sodaß ich brennend vor Scham, verzagt und verkommen dich bitte: Gieb mich frei! Gieb mir mein Wort zurück, du mein herzliebes Mädchen.“

Sophie erhob sich; sie stand sicher und kalt wie eine Statue und starrte ihn ernst an, während sie sprach.

„Ich bin guter Hoffnung,“ sagte sie ruhig und fest.

Hätte sie ja gesagt, hätte sie ihn freigegeben, Ulrik Frederik hätte es nicht angenommen, das fühlte er; er würde sich ihr anbetend zu Füßen geworfen haben, er würde, ihrer gewiß, dem König und ihnen allen getrotzt haben. Aber sie that es nicht, sie zerrte nur ein wenig an seiner Kette, um ihm zu zeigen, wie gut er gefesselt war; o! sie war klug, wie man sagte! Es tobte in seinem Innern, er hätte sich auf sie stürzen, sie an ihrer weißen Kehle packen können, um die Wahrheit aus ihr herauszupressen, um sie zu zwingen, jedes Blatt in der Rose ihrer Liebe offen vor ihm zu entfalten, sowohl in ihrem Schatten wie in jedem ihrer Fältchen, damit er doch Gewißheit erlange. Aber er bezwang sich und sagte lächelnd: „Gewiß, ich weiß, es war ja nur Spaß, verstehst du wohl.“

Sophie sah ihn unruhig an: nein, es war nicht Spaß allein, gewiß nicht. Weshalb trat er nicht an sie heran, um sie zu küssen, wenn es nur Spaß gewesen wäre. Weshalb

blieb er so ruhig dort im Schatten stehen, sodaß sie nur seine Augen sehen konnte. Nein, es war kein Spaß, daß er ebenso ruhig hatte fragen können, wie sie ihm ruhig geantwortet. Ach, diese Antwort! sie ahnte, was sie dadurch verloren hatte; er hätte sie nicht verlassen, wenn sie ja gesagt hätte. „O, Ulrik Frederik," sagte sie, „ich dachte nur an unser Kind, aber wenn du mich nicht mehr liebst, so geh', eile fort und baue an deinem Glück, ich halte dich nicht zurück."

„Verstehst du denn nicht, daß ich nur scherzte; kannst du glauben, ich würde mir mein Wort zurückerbetteln und mich in Schimpf und Schande davonschleichen! Ich würde ja, jedesmal wenn ich mein Haupt erhöbe, befürchten müssen, daß der Blick, der meine Schande gesehen, dem meinigen begegnen könnte und ihn zwingen müßte, sich schamvoll zu Boden zu senken." Und er meinte, was er sagte; hätte sie ihn so innig geliebt wie er sie, dann vielleicht, aber jetzt — niemals.

Sophie trat zu ihm, legte ihren Kopf auf seine Schulter und weinte.

„Lebe wohl, Ulrik Frederik," sagte sie, „geh', geh', wenn ich dich mit einem Haar fesseln könnte, würde ich dich nicht zurückhalten, sobald du dich hinwegsehnst."

Er schüttelte ungeduldig mit dem Kopf. „Teure Sophie," sagte er und löste sich aus ihren Armen, „laß uns jetzt nicht miteinander Komödie spielen; ich bin es ja sowohl dir wie mir selber schuldig, daß der Pastor unsere Hände ineinanderfügt, es kann nicht schnell genug geschehen, und deshalb soll es in einigen Tagen vor sich gehen, aber in aller Stille, denn es hat keinen Zweck, die Welt gegen uns noch mehr aufzubringen als bereits geschehen ist." Sophie konnte nichts dagegen einwenden, und sie verabredeten, wo und wie es ins Werk gesetzt werden sollte, — schließlich sagten sie einander ein herzliches Lebewohl.

Als Ulrik Frederik in den Garten hinunterkam, war der Mond verschwunden und alles war dunkel; vom schwarzen Himmel fielen einzelne schwere Regentropfen. In den Höfen krähten die frühwachen Hähne, aber Daniel war auf seinem Posten eingeschlafen.

Eine Woche später wurden in seiner Staatsstube Ulrik Frederik und Fräulein Sophie von einem armen Prediger heimlich miteinander vermählt. Aber das Geheimnis wurde so wenig gehütet, daß nach ein paar Tagen die Königin davon zum König sprach. Die Folge davon war, daß nach Verlauf eines Monats der Ehebund auf königlichen Befehl wieder gelöst wurde, und gleichzeitig schickte man Fräulein Sophie mit Einwilligung ihrer Verwandten in das Fräuleinstift nach Itzehoe.

Ulrik Frederik machte keinen Versuch, diesen Schritt abzuwehren; wohl fühlte er sich dadurch gekränkt, aber er war müde und abgespannt und beugte sich in dumpfem Mißmut vor dem, was, wie er sagte, nun einmal so sein sollte. Fast täglich war er betrunken, und er liebte es, wenn der Wein seine Wirkung geübt hatte, den paar getreuen Zechbrüdern, die seinen einzigen, beständigen Umgang bildeten, weinend und klagend das süße friedliche Lebensglück zu schildern, das ihm hätte zu teil werden können, und endete dann immer mit schwermütigen Andeutungen, daß die Zahl seiner Lebenstage nur eine kleine sein werde, und daß sie sein gebrochenes Herz bald nach d e r Heilstätte tragen würden, wo das Lager in schwarzen Daunen bereitet werde und wo die Würmer Bartscherer wären.

Um diesem Leben ein Ende zu machen, hieß der König ihn mit den Truppen ziehen, die die Holländer nach Fünen hinüber führten, und von dort kehrte er Mitte November mit der Nachricht von dem Siege bei Nyborg zurück. Er nahm jetzt seinen Platz in der Gunst des Königs und der Hofkreise wieder ein, wurde zum Oberst zu Pferde ernannt, und schien nun ganz sich selbst wiedergefunden zu haben.

Siebentes Kapitel.

Marie Grubbe war jetzt siebzehn Jahre.

An dem Nachmittag, als sie erschreckt von Ulrik Christian Güldenlöwes Sterbelager geflüchtet, war sie auf ihre Kammer geeilt und händeringend auf und ab gegangen,

jammernd wie in großen körperlichen Schmerzen, sodaß Lucie ganz atemlos zu Frau Rigitze hinunter lief und sie um Gottes willen bat hinaufzukommen, sie glaube, im Innern der Jungfrau Marie sei etwas gesprungen. Und Frau Rigitze ging denn auch hinauf, konnte aber kein Wort aus dem Kinde herausbringen, sie hatte sich vor einem Stuhl auf die Knie geworfen und ihr Gesicht in dem Polster verborgen, und auf alles, was Frau Rigitze fragte, antwortete sie nur, daß sie nach Hause wolle, sie könne jetzt durchaus nicht länger bleiben, und sie weinte und schluchzte und warf den Kopf von einer Seite zur anderen. Dann gab Frau Rigitze ihr eine Tracht Prügel, schalt Lucie aus, weil sie sie mit ihrem Geplärre fast zu Tode erschreckt habe, und überließ die beiden sich selber.

Marie war es gleichgiltig, daß man sie schlug. Wären ihr Prügel in den glücklichen Tagen ihrer Liebe geboten worden, so würde es sie wie das schwärzeste Unglück, wie die tiefste Beschämung getroffen haben; aber jetzt war es ihr gleichgiltig, jetzt wo alle ihre Sehnsucht, ihr Glaube und ihre Hoffnung in einer kurzen Stunde verwelkt, zusammengeschrumpft und verweht waren. Sie dachte daran, daß sie einst in Tjele gesehen, wie die Knechte einen Hund, der in den hochumzäunten Entenpark hineingekommen war, zu Tode gesteinigt hatten. Das arme Tier schwamm stumm umher, hinauf konnte es nicht kommen, und das Blut triefte von ihm, ein Stein verwundete ihn hier, ein anderer dort; und sie erinnerte sich, sie bat zu Gott, bei jedem Stein, welcher fiel, daß er recht schwer treffen möge, denn das Tier war so elendig, daß Schonung blutige Sünde gewesen wäre. Jetzt fühlte sie sich selbst wie jene arme Diana, und sie hieß jede Sorge und Bitternis willkommen, wenn sie nur schwer treffen wollte, denn sie war so unglücklich, daß all ihr Hoffen und Verlangen auf einen Gnadenstoß gerichtet waren. Und wenn dies das Ende aller Größe war, ein sklavisches Jammern, ein lüsterner Wahnwitz und kniende Angst, o dann gab es keine Größe; der Held, den sie geträumt hatte, der ritt zur Todespforte hinaus mit klirrenden Sporen und klingendem Zaum, mit entblößtem Haupt und gesenktem Degen; aber nicht mit Angst

in den wirren Augen, nicht mit Gnadengebeten auf den zitternden Lippen. Es gab also keine strahlenden Gestalten, nach denen man sich in anbetender Liebe sehnen, keine Sonne, bei deren Anstaunen man sich die Augen blenden konnte, sodaß alles zu Strahlen, Glanz und Farben würde; matt und grau war alles — matt und grau und öde, ein inhaltsloser Werkeltag, ein schales Alltagsleben das Ganze.

So waren ihre Gedanken in den ersten Tagen, es war ihr, als wäre sie eine kurze Zeit in eine wunderbare, farbenreiche Fabelwelt entrückt gewesen, in deren warmer, lebensvoller Luft ihr ganzes Wesen sich wie eine wunderbare, fremde Blume entfaltet und Sonne aus allen Blättern gestrahlt und Duft aus allen Poren geatmet hätte, und selig in ihrem Licht und ihrem Duft war sie gewachsen und gewachsen, Blatt an Blatt, Trieb auf Trieb in unhemmbarer Kraft und Fülle. Und jetzt war alles vorüber, sie war wieder arm und öde, leer und vor Kälte erstarrt, und so war die ganze Welt, alle Menschen, die existierten, waren so. Und dennoch lebten sie darauf los in thörichter Geschäftigkeit. O, ihr Herz wurde krank vor Ekel, zu sehen, wie sie ihre häßliche Armut recken und strecken und in dem Rasseln ihrer Hohlheit stolz auf gehaltvollen Klang lauschen.

Jetzt griff sie begierig nach dem Schatz alter Postillen, die ihr so oft angeboten, aber ebenso oft abgelehnt worden waren, und sie fand einen mißmutigen Trost in deren strengen Worten über das Elend der Welt und die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Aber ein Buch war besonders darunter, über dem sie vorzugsweise grübelte und zu welchem sie stets zurückkehrte, das war die Offenbarung St. Johannis. Sie konnte nicht satt werden, die Pracht des himmlischen Jerusalems zu beschauen, sie malte es sich in allen Einzelheiten aus, durchschritt die engsten Gassen und blickte in alle Thüren hinein, sie ließ sich blenden durch den Strahlenglanz vom Sardis und Beryll, Chrysopras und Hyacinth, sie wandelte im Schatten der Perlenthore und spiegelte sich in dem durchsichtigen Golde der Straßen. Zuweilen dachte sie sich auch, wie sie und Lucie und Muhme Rigitze und alle die anderen

in Kopenhagen sich gebärden würden, wenn der erste Engel Gottes Zornesschale über die Erde ausgösse, und wenn der zweite seine Schale ausgösse und der dritte seine —; weiter kam sie nie, denn sie fing immer wieder von vorne an.

Wenn sie bei ihrer Arbeit saß, war sie unermüdlich, mit starker und klagender Stimme lange Passionslieder zu singen, und wenn sie müssig war, betete sie lange Gebete aus „des Betenden Kette“ oder aus den „Zwölf göttlichen Monats-Stimmen,“ denn diese beiden Gebetsammlungen wußte sie fast auswendig.

In all dieser Frömmigkeit war ein Teil versteckten Ehrgeizes, denn wohl fühlte sie wirklich die Schwere der Sündenketten und Sehnsucht nach der Gemeinschaft Gottes, aber es lag doch auch zugleich allen diesen göttlichen Übungen ein unbestimmtes Gelüst nach Macht zu Grunde, eine halbbewußte Hoffnung, eine der auserwählten Frommen, eine der Ersten im himmlischen Reiche zu werden. Durch dies alles war ihr Wesen ganz verändert; sie war verschlossen und menschenscheu geworden, und auch ihr Aussehen wurde ein anderes; sie wurde mager und bleich, und ihre Augen bekamen einen harten, brennenden Glanz, und das war nicht zum Verwundern, denn die fürchterlichen Erscheinungen der Apokalypse ritten vollkommen lebendig durch ihre nächtlichen Träume, und während des ganzen Tages brüteten ihre Gedanken über alles, was das Leben Schweres und Dunkles birgt; und am Abend, wenn Lucie in Schlaf gesunken war, stand sie von ihrem Bette auf und fand ein mystisch-asketisches Wohlbehagen daran, sich auf ihre bloßen Knie auf den Estrich zu legen und zu beten, bis ihre Knochen schmerzten oder sie vor Kälte ihre Füße nicht mehr fühlen konnte.

So rückte nun die Zeit heran, wo der Schwede sich zurückzog und ganz Kopenhagen seine Zeit darin teilte, als Wirt zu schänken und als Gast zu trinken, und eines Tages vollzog sich ein Umschlag bei Marie, denn an diesem kam Frau Rigitze, gefolgt von einer Schneiderin, auf Maries Kammer und füllte Tisch und Stühle mit dem Reichtum von Jacken, Kleidern und perlgestickten Hauben, welche Marie von ihrer seligen

Mutter geerbt hatte. Man fand es nämlich jetzt an der Zeit, daß Marie als Erwachsene gekleidet gehe.

Es war so entzückend, zum Gegenstand all dieser Geschäftigkeit gemacht zu werden, die jetzt über die kleine Kammer hereinbrach, dieses Auftrennens und Maßnehmens und Zuschneidens und Zusammenreihens, und wie lieblich war nicht dieser feuerrote Atlas, wenn er in langen, reichen Falten glühte, oder da, wo er dicht an und stramm saß, blank strahlte, und wie fesselnd, wie wunderbar fesselnd war es nicht, auf die eifrigen Verhandlungen zu lauschen, inwieweit jener Seiden-Kamelot nicht zu dick sei, um die Figur recht hervorzuheben, oder ob dieses türkische Graugrün zum Teint passen würde. Keine Skrupel, keine schwermütigen Träumereien konnten vor dieser frohen, strahlenden Wirklichkeit bestehen. Und nur ein einziges Mal an der Festtafel zu sitzen — und jetzt kam sie ja mit zu den Festen — mit diesem schneeweißen gekräuselten Halskragen zwischen anderen Jungfrauen mit eben solchen Halskrausen zu sitzen, dann werde die ganze bisherige Zeit ihr so fremd wie ein Traum von gestern sein und nur ein einziges Mal Sarabande und Pavone im langgeschürzten Goldbrokatkleide zu tanzen, mit Spitzenhandschuhen und gekrausten Linnen, und jene seelischen Excesse werden ihre Wangen in Schamröte erglühen lassen.

Und es kam dazu, daß sie sich schämte, denn zweimal mußte sie jetzt mit anderen jungen Adligen zu Tanzübungen in Christian Scheels großen Saal gehen, wo ein alter Mecklenburger sie in Haltung, Pas und Verbeugungen nach der neuesten spanischen Façon unterrichtete. Außerdem wurde sie im Lautenspiel unterrichtet und im Französischen weiter ausgebildet, — denn Frau Rigitze hatte jetzt so ihre eigenen Pläne.

Marie war glücklich.

Gleichwie ein junges Fürstenkind, das gefangen gehalten ward, und jetzt direkt aus den dunklen Kerkermauern und dem barschen Umgang des Gefangenwärters von einem jubelnden Volk auf den Thron gehoben, dem der Goldreif der Macht und der Ehre fest auf die Locken gedrückt wird, und dem alle

ehrerbietig entgegenlächeln, sich beugen und sein Herrscherrecht anerkennen, so war auch sie aus ihrer stillen Kammer in die Welt hinausgetreten und alle hatten ihr gehuldigt und geschmeichelt, als wäre sie eine Königin gewesen, alle hatten sich lächelnd der Macht ihrer Schönheit gebeugt.

Es giebt eine Blume, die Perlhyacinthe genannt wird; so blau wie diese waren ihre Augen von Farbe, aber sie waren wie der rollende Tautropfen im Grase, und so tief wie ein im Schatten ruhender Saphir. Sie konnten sich so sanft senken wie ein süßer hinsterbender Ton, und sich so keck erheben wie eine Fanfare. Wehmütig — ja, wenn der Morgen tagt, so schimmern die Sterne mit einem verschleierten, zitternden Schein, so war ihr Blick, wenn er wehmütig war. Er konnte so lächelnd vertraulich verweilen, daß einem zu Mute wurde, als ob man im Traume in der Ferne aber eindringlich seinen Namen rufen hörte; und wenn er sich im Kummer verdunkelte, hoffnungslos und schmerzlich, war es, als hörte man Blutstropfen fallen.

Das war der Eindruck, den sie machte, und sie wußte es, aber nur halbwegs; hätte sie es ganz gewußt und wäre sie älter gewesen, als sie war, vielleicht wäre sie dann über ihre eigene Schönheit zu Stein geworden und hätte sich selbst für ein köstliches Kleinod gehalten, das nur blank und in reicher Einfassung gehalten zu werden brauchte, um von allen begehrt zu werden, und sich dann kalt und ruhig bewundern zu lassen. Aber so war es nicht. Ihre Schönheit war so viel älter als sie selbst, und sie hatte deren Macht so plötzlich kennen gelernt, daß es lange währte, bevor ihr Wesen sich mit Ruhe und Sicherheit auf sie stützen und sich von ihr tragen lassen konnte; im Gegenteil, sie gab sich viele Mühe, um zu gefallen, wurde nicht wenig kokett und putzsüchtig, und ihr Ohr sog begierig jedes Schmeichelwort ein, wie ihr Auge die bewundernden Blicke, und sie bewahrte alles getreulich in ihrem Herzen.

Sie war, wie gesagt, siebzehn Jahre, und heute war Sonntag, der erste Sonntag nach dem Friedensschlusse. Vormittags war sie zum Dankgottesdienst gewesen, und jetzt stand

sie und schmückte sich, um mit Frau Rigitze ihren Vormittags-Spaziergang zu machen.

Die ganze Stadt war an diesem Tage wie halb im Aufruhr, denn die Thore waren ja erst beim Friedensschluß wieder geöffnet worden, nachdem sie volle zweiundzwanzig Monate geschlossen gewesen waren. Deshalb mußte jetzt alles hinaus, um zu sehen, wo der Feind gelegen, und wo die Unseren gekämpft hatten; man mußte in die Laufgräben hinunter und auf die Brustwehren hinauf; es mußte in die Minengänge geguckt und an den Schanzkörben herumgetastet werden. Hier hatte dieser gestanden und dort war jener gefallen; hier war dieser vorgerückt und dort war er umzingelt worden; und alles hier draußen war merkwürdig, von der Radspur der Kanonenlafetten und den Kohlen der Wachtfeuer bis zum durchschossenen alten Plankenwerk und den von der Sonne gebleichten Pferdeschädeln, und es gab ein Erzählen und Erklären, ein Vermuten und Debattieren an den Wällen hinauf und an den Schanzen hinunter, in die Kreuz und in die Quere.

Geert Pieper und seine ganze Familie stiefelten da umher, und er stampfte wohl hundertmal auf die Erde und war meistens der Ansicht, daß es sonderbar hohl klänge und seine wohlgenährte Frau faßte ihn ängstlich beim Arm und bat ihn, nicht gar zu verwegen zu sein; aber Meister Geert stampfte ebenso hart weiter. Der erwachsene Sohn zeigte seiner Braut die Stelle, wo er in jener Nacht postiert gewesen war, als ihm ein Loch in seinen Düffelmantel geschossen, und wo dem Sohne des Blockdrechslers der Kopf abgeschossen wurde, — während die kleineren Kinder darüber weinten, daß sie die Flintenkugel, die sie gefunden hatten, nicht behalten durften, weil Gift daran sein könnte, wie Erik Lauritzen sagte. Denn auch er war dort draußen und stocherte in dem halbverfaulten Stroh, wo die Baracken gestanden, weil er sich an eine Geschichte von einem Soldaten erinnerte, der vor Magdeburg gehenkt wurde, und unter dessen Bett sieben Kameraden so viel Geld fanden, daß sie desertierten, als die Plünderung der Stadt vor sich gehen sollte.

Ja, es war ein rühriges Kommen und Gehen; die grünen

Felder und weißgrauen Wege wimmelten von Menschen, welche umherwandelten und die ihnen wohlbekannten Stellen so genau und aufmerksam betrachteten, als wäre es eine neuentdeckte Welt, oder ein vorher nicht bekanntes Eiland, das eben aus dem Meeresgrund aufgeschossen war; und es gab viele, die, als sie die Gegend so frei und offen daliegen sahen, Feld an Feld, und Wiese an Wiese, von einer plötzlichen Wanderlust ergriffen wurden und immerfort gingen und gingen, wie berauscht von der Weite des Raumes, der grenzenlosen Weite des Raumes. Aber später, am Nachmittag, wendeten doch die meisten ihre Schritte wieder der Stadt zu und suchten das Nordende auf, den St. Petri-Kirchhof und die umliegenden großen Gärten; denn es war der Brauch von altersher, daß man an den Sommer-Sonntagen nach dem Nachmittags-Gottesdienst dorthin zog und in dem Schatten der grünen Bäume frische Luft schöpfte. Damals nun, als der Feind sich vor die Wälle legte, hatte diese Gewohnheit von selbst aufgehört und der Kirchhof war an den Feiertagen wie an den Werkeltagen leer gewesen, aber heute war der alte Brauch wieder aufgenommen, und durch beide Eingänge von der Norderstraße wälzten sich die Menschen hindurch: Adel und Bürger, hoch und niedrig, alle hatten sie sich an die breitkronigen Linden auf St. Petri-Kirchhof erinnert.

Zwischen grünen Grabhügeln und auf breiten Leichensteinen lagen Bürgersleute in munteren Häuflein, Männer und Frauen, Kinder und Bekannte, und verzehrten ihr Abendessen. Der Lehrjunge stand im Hintergrund und knabberte vergnügt an dem leckeren Sonntagsbrot, während er auf den Korb wartete. Kleine Kinder, die Hände voll Überbleibsel, trippelten vergnügt nach den verhungerten Bettelkindern an der Mauer; wißbegierige Knaben buchstabierten sich durch die langen Grabinschriften, und Vater hörte bewundernd zu, während Mutter und die Mädchen die Anzüge der Spazierenden musterten; denn in den breiten Gängen gingen die vornehmen Leute hin und her; sie kamen etwas später als die anderen und speisten entweder zu Hause oder in den Speisewirtschaften in den dahinter liegenden Gärten.

Es waren steife Frauen und feine Jungfrauen, alte Ratsherren und junge Offiziere, breite Gutsherren und fremde Residenten. Hier ging der rührige graue Hans Nansen,[1] und lächelte nach allen Seiten, während er seine Schritte mäßigte im Tritt mit dem alten, steinreichen Willem Fiuren, auf seine pfeifende Stimme lauschend; dort kam Corfitz Trolle und der steife Otto Krag; hier stand Frau Ide Daa mit den schönen Augen und sprach mit dem alten Axel Urug mit dem ewigen Lächeln und den großen Zähnen, während seine eingeschrumpfte Gemahlin, Frau Sidsel Grubbe, mit Schwester Rigitze und der ungeduldigen Marie langsam von dannen trippelte, und da war Gersdorff, und da war Schack, und da war Thuresen mit seiner hanfgelben Mähne, und Peter Retz mit seinen spanischen Manieren und seiner spanischen Tracht.

Ulrik Frederik war auch da in Begleitung von Niels Rosenkranz, dem kecken Oberstlieutenant mit dem französischen Air und den lebhaften Gebärden. Sie begegneten Frau Rigitze und den anderen. Ulrik Frederik grüßt kalt und gemessen und will vorübergehen, denn seit der Scheidung von Sophie Urne hegt er einen Groll gegen Frau Rigitze, die er, als eine der wärmsten Anhängerinnen der Königin, im Verdacht hat, einen Finger dabei im Spiel gehabt zu haben; aber Rosenkranz steht stille, und Axel Urug bittet sie jetzt so freundlich, mit ihnen in Johann Adolfs Garten zu Abend zu essen, daß es schwierig war auszuweichen, und sie gehen beide mit.

Bald darauf sitzt die ganze Gesellschaft in der gemauerten Laube und spricht den ländlichen Speisen zu, womit der Gärtner aufwarten konnte.

„Sollte es wahr sein, darf man es glauben,“ fragte Frau Ide Daa, „daß die schwedischen Offiziere so äußerst angenehme Manieren gegen die seeländischen Jungfrauen gezeigt haben, daß sie scharenweise mit ihnen aus dem Lande und Reich gereist sind?“

---

[1] Der Bürgermeister von Kopenhagen, der 1660 bei dem Staatsstreich eine so hervorragende Rolle spielte. Er war der Sohn eines Flensburger Schiffers und ist der Ahne des Nordpolfahrers Frithjof Nansen. D. Ü.

„Ja jedenfalls," antwortete Frau Sidsel Grubbe, „ist es zuverlässig mit dem nichtsnutzigen Fräulein Dyre der Fall."

„Von welchen Dyres ist sie?" fragte Frau Rigitze.

„Von den Dyres, die aus Schonen stammen, du weißt, liebe Schwester, von den Hochblonden, die alle mit den Powitzern verschwägert sind. Jene, die durchgegangen ist, war eine Tochter von Henning Dyre zu Wester-Neergaard, der die Sidonie, die älteste von Owe Powitzens Töchtern, zur Frau bekam, und sie nahm an Hab und Gut genug von ihrem Vater mit sich, sowohl an Laken wie an Betten und Silberzeug und barem Gelde."

„Ja," lächelte Axel Urug, „große Liebe zieht große Last."

„Ja — versteht sich" — bestätigte der stotternde Oluf Daa, der immer mit der linken Hand ausschlug, wenn er sprach, „Liebe — versteht sich — die ist — die ist stark."

„Liebe," sagte Rosenkranz und strich seinen Schnurrbart zierlich mit dem Rücken seines kleinen Fingers, „ist wie Herkules in Frauenkleidern, von Manieren ist er milde und charmant und sieht aus wie lauter Zahmheit und Sanftmut, aber gleichwohl hat er Kraft und List genug in sich, die zwölf Herkulesarbeiten zu vollbringen."

„Ja," unterbrach ihn Frau Ida Daa, „Fräulein Dyres Liebe allein läßt erkennen, daß sie sehr wohl mit einer der Herkulesarbeiten fertig werden konnte, denn sie reinigte sowohl Schränke wie Kisten von dem, was darin war, ebensogut, wie Herkules den Stall des Urias, oder wie er hieß, reinigte, ihr wißt wohl."

„Ich meine eher," sagte Ulrik Frederik, an Maria sich wendend, „daß Liebe sei, wie wenn man in einer Wüste in Schlaf fällt und in einem schönen und angenehmen Lustpark wieder erwacht; denn solche Tugend hat die Liebe, daß sie des Menschen Gemüt verwandelt, sodaß das, was uns früher öde und leer erschien, uns jetzt in die Augen strahlt wie lauter Pracht und Herrlichkeit; aber welche Gedanken habt Ihr wohl über die Liebe, schönes Fräulein Marie?"

„Ich?" fragte sie, „ich finde, daß die Liebe einem Diamanten gleicht, denn wie der Diamant schön und prächtig

anzuschauen ist, so ist auch die Liebe schön und lebhaft, und ebenso wie der Diamant Gift ist für den, der ihn verschluckte, so ist auch die Liebe eine Art von Vergiftung oder schädliche ungestüme Krankheit für den, der davon befallen wird, wenn man nämlich sein Jugement nach den absonderlichen Gebärden machen soll, die man bei amoureusen Personen antrifft, und nach dem remarkablen Discours, den sie führen."

„Ja," flüsterte Ulrik Frederik galant, „die Kerze hat es leicht, der armen Fliege, die von ihrem Glanz geblendet wird, Vernunft zu predigen!"

„In der That Marie, du kannst recht haben," begann Axel Urug und brach wieder ab, um ihr zuzulächeln und zuzunicken, ‚ja, ja, es ist ganz glaubhaft, daß Liebe nur eine Vergiftung ist, die ins Blut dringt, denn wie sollten sonst wohl kluge Leute mit Mirakel-Absuden oder Wunder-Dekokten kaltblütigen Personen die brennendste Passion einflößen können?"

„O nein, pfui doch!" rief Frau Sidsel, „redet doch nicht von solch greulichem gottlosen Treiben — zumal an einem Sonntag!"

„Herzens-Sidse," erwiderte er, „darin ist mein Glaube keine Sünde, im Gegenteil ... nein ... nein ... Haltet Ihr es wohl für eine Sünde, mein Herr Oberst Güldenlöwe? — Nein? — nein, gewiß nicht. Spricht nicht auch die heilige Schrift von bösen Zauberinnen und Beschwörungen! Ja, sie thut es. Doch, was ich sagen wollte, alle unsere Affekte, meine ich, die haben ihren Sitz im Blut, und wenn man hitzig wird, kann man dann nicht fühlen, wie das Blut in einem aufwallt, daß es in den Augen und Ohren flimmert und saust? Und erschrickt man jäh, ist es dann nicht gerade so, als sänke einem das Blut in die Beine hinab und erkalte zugleich? Meint Ihr, es bedeute nichts, daß die Sorge bleich und blutlos, die Freude aber rot wie eine Rose ist? — Keineswegs, sage ich, — keineswegs! Alle Affekte der Menschen haben ihre Ursache in einer gewissen Beschaffenheit des Blutes. — Und nun erst die Liebe! Sie kommt erst, wenn das Blut durch siebzehn- bis achtzehnjährigen Umlauf und Wechsel von Kälte und Wärme in den Adern reif geworden ist; dann fängt

es an zu gären just wie ein guter Rebensaft; denn die Liebe ist ein Gären im Blut; es drängt und bläht sich auf, es erzeugt Wärme und kommt in Wallung, sodaß ein Mensch eigentlich gar nicht mehr derselbe ist, so lange es anhält. Aber späterhin klärt es sich ebenso wie andere gärende Stoffe, und wird ruhiger und sanfter, weniger heiß und gespannt. Ja, es giebt da noch eine Ähnlichkeit mehr mit dem Wein, denn gerade so wie ein edler Wein jedes Jahr zu brausen und zu schäumen beginnt und gären will, wenn die Frühlingszeit kommt, wo die Reben in Blüte stehen, so wird auch der Sinn aller Menschen, selbst der alten, während einer kurzen Zeit im Frühjahr mehr zur Liebe geneigt als sonst, und das hat seinen Grund darin, daß das Blut niemals die Zeit des Gärens im Frühling seines Lebens ganz vergessen kann, und sich daran erinnert, so oft der Frühling des Jahres wiederkehrt, und dann wieder zu gären versucht."

„Ja, das Blut," bestätigte Oluf Daa, „versteht sich, das Blut, das ist eine sehr subtile Materie, — versteht sich."

„Ja, so ist es," nickte Frau Rigitze, „ja, alles wirkt aufs Blut ein, sowohl Sonne und Mond, wie bevorstehender Wechsel im Wetter, das ist so wahr, als wenn's gedruckt wäre."

„Ebenso die Gedanken anderer Menschen," fügte Frau Ide hinzu, „ich weiß es von meiner ältesten Schwester. Wir lagen zusammen im Bett, und jedesmal, sobald sie nachts die Augen geschlossen hatte, begann sie zu seufzen und mit den Armen und Beinen zu arbeiten, gerade so, als wenn sie aufstehen und irgendwo hingehen wollte, wo sie gerufen wurde, und das kam daher, weil ihr Bräutigam, der in Holland war, sich so sehr nach ihr sehnte und Nacht und Tag an sie dachte; sodaß sie keine ruhige Stunde hatte, und während der ganzen Zeit nie recht gesund war. Erinnert Ihr Euch nicht noch, liebe Frau Sidsel, wie krank und elend ihr Aussehen war, bis Jürgen Bilde wieder zurückkehrte?"

„Ob ich mich's erinnere! Welche Frage! Die arme Seele! Aber dann blühte sie wieder auf und war wie eine Rosenknospe anzuschauen. — Guter Gott, ihr erstes Wochenbett..." und sie fuhr flüsternd fort weiter davon zu reden.

Jetzt wandte Rosenkranz sich gegen Axel Urug: „Seid Ihr wohl auch der Meinung," sagte er, „daß ein Elixir d'a—mour wie eine gärende Materie ist, die dem Blut beigemischt wird und dadurch ins Rasen kommt? So scheint es nach einem Abenteuer, das mir der selige Herr Ulrik Christian einmal erzählte, als ich mit ihm auf den Wall hinaufging. Es war zu Antwerpen, in der Hotellerei des trois bro—chets, wo er sein Logement hatte, woselbst es sich zutrug. Des Mor—gens hatte er in der Messe eine schöne, schöne Jungfrau gesehen, und sie hatte ihn sehr milde angeblickt, doch hatte er den ganzen Tag nicht weiter an sie gedacht. Da kommt er abends auf seine Kam—mer, und da liegt eine Rose am Kopfende auf seinem Bett, und er nimmt die Ro—se und riecht daran, und in derselben Minute steht das Abbild der schö—nen Jungfrau leibhaftig vor ihm, als wäre es auf der Wand neben ihm abkonterfeit, und das heftigste Verlangen nach der schönen Jung—frau erwachte in ihm so plötzlich und stark, daß er sagte, er hätte vor heftigem Schmerz laut schreien mögen. Ja, er wurde wie wild und furieus, sodaß er zum Hause hinaus und jammernd straßauf und straßab lief, als wenn er behext und sich seiner selbst nicht bewußt wäre; es war, als wenn ihn etwas zöge und zerre, und es brannte in ihm wie Feuer; und so blieb er im Laufen bis an den hellen Morgen."

In dieser Weise setzten sie das Gespräch noch lange fort, und die Sonne ging unter, bevor sie voneinander schieden und durch die dämmerigen Straßen nach Hause gingen.

Ulrik Frederik war während der ganzen Zeit sehr still gewesen und hatte sich fast ganz von der allgemeinen Unterhaltung ferngehalten, da er befürchtete, daß, wenn er etwas mehr über die Liebe sagen würde, man es als persönliche Erinnerungen und Eindrücke von seinem Verhältnis zu Sophie Urne ansehen würde; im übrigen war er auch gar nicht zum Sprechen aufgelegt, und als er mit Rosenkranz allein war, antwortete er auf alles so kurz und zerstreut, daß dieser bald seiner überdrüssig wurde und ihn verließ.

Ulrik Frederik begab sich jetzt nach Hause. Es waren ihm damals einige Gemächer auf dem Rosenburger Schlosse an=

gewiesen, und weil sein Diener ausgegangen war, wurde kein Licht angezündet, und er saß in dem großen Zimmer allein und im Finstern bis gegen Mitternacht.

Er befand sich in solch einer wunderlichen, halb betrübten, halb ahnungsvollen Stimmung, wo es scheint, als wenn die Seele willenlos einen langsam gleitenden Strom hinabtreibt, während flüchtige nebelhafte Bilder über den dunklen Bäumen des Ufers dahinziehen und halbe Gedanken wie große, schwachschimmernde Blasen langsam aus der dunklen Flut emporsteigen, mitgleiten — und platzen. Da war der Nachklang der Unterhaltung, das bunte Gewimmel auf dem Kirchhof, Marie Grubbes Lächeln, Frau Rigitze, die Königin, des Königs Gnade, des Königs Zorn damals — Maries Handbewegungen, Sophie Urne, bleich und fern, immer noch ferner — die Rose am Kopfende des Bettes, und Marie Grubbes Stimme, der Klang eines einzelnen Wortes, die Betonung desselben, — er saß und lauschte darauf und hörte es wieder und wieder sich durch die Stille schwingen.

Er stand auf und ging ans Fenster, öffnete dasselbe, stützte sich auf die Ellbogen und lehnte sich über die breite Fensterbank hinaus: wie war es so frisch, so kühl und still.

Der süßsäuerliche Duft der taukalten Rosen, die frische Herbigkeit des neuentfalteten Laubes und würziger Weinduft von Laubblüten zogen ihm von draußen entgegen. Ein feiner, feiner Staubregen taute vom Himmel herab und breitete ein bläuliches, zitterndes Dunkel über den Garten aus. Die schwarzen Zweige der Lärche, der schleierhafte Laubbehang der Birke und die buckelförmige Krone der Buche standen wie Schatten hingehaucht auf einen Hintergrund von wallendem Nebel, während die gestutzten Gipfel der Eiben emporragten wie schwarze Säulen eines Tempels, dessen Dach zusammengestürzt war.

Es war so still wie in einem tiefen Grabe, nur der einförmige Laut vom Fall der federleichten Regentropfen war vernehmbar wie ein fast unmerkliches, beständig verhallendes, beständig wiederkehrendes Flüstern dort hinter den feuchtglänzenden Stämmen.

Wie seltsam war doch dieses Flüstern, wie wehmütig klang es, wenn man darauf lauschte! War es wie die leichten Flügelschläge alter Erinnerungen, die fern in Scharen vorüberzogen? War es wie das leise Rauschen in dem welken Laube verlorener Illusionen? — Ach, so einsam, so kläglich einsam und verlassen! Unter all den tausenden von Herzen, die ringsumher in der Stille der Nacht klopften, nicht ein Herz, das sich nach ihm sehnte! Weit über den Erdkreis war ein Netz von unsichtbaren Fäden gespannt, die Seele an Seele banden, Fäden stärker wie die des Lebens, stärker als der Tod. Aber nicht ein einziger Faden in dem ganzen Netze reichte bis zu ihm hin. Heimatlos, verlassen! — Verlassen? — Klang es dort draußen wie Becherklang und Küsse? Glänzte es dort außen wie weiße Schultern und dunkle Blicke? Lachte es hell auf durch die Nacht? — Ach was! Lieber die langsam tropfende Bitterkeit der Einsamkeit als jene giftige, widerliche Süßigkeit. O verflucht! Ich schüttle deinen Staub aus meinen Gedanken, verlogenes Leben, Leben für Hunde ... für Blinde, für — Elende ... Wie eine Rose ... O, Gott, schütze und behüte sie in der tiefen Nacht ... o, ihr Schutz und Schirm zu sein, ihr jeden Weg zu ebnen, sie vor jedem Wind zu schützen ... so schön ... so kindlich zuhörend ... wie eine Rose.

Achtes Kapitel.

Wie sehr Marie Grubbe auch gefeiert wurde, so merkte sie doch bald, daß sie, wenngleich aus der Kinderstube herausgekommen, doch in die Gesellschaft der Erwachsenen nicht recht aufgenommen war. Derartige jugendliche Fräulein wurden doch immer trotz aller Komplimente und Schmeicheleien auf einem eigenen, untergeordneten Platz in der Gesellschaft gehalten; das bekamen sie in hundert kleinen Dingen zu fühlen, die jedes für sich unbedeutend genug waren, zusammengenommen aber doch nicht so wenig zu bedeuten hatten. Zunächst waren nun die Kinder immer so unbehaglich familiär gegen sie und befanden sich in ihrer Gesellschaft so neckisch

wohl, ganz als ob sie ihresgleichen wären. Und nun die Dienerschaft; es bestand ein deutlicher Unterschied in der Art und Weise, wie ein alter Diener den Mantel einer Frau oder eines Fräuleins entgegennahm, und es lag eine ganz kleine Nuance in dem dienstwilligen Lächeln des Kammermädchens, je nachdem es eine verheiratete oder unverheiratete Dame war, der sie behilflich war. Der kameradschaftliche Ton, den die ganz jugendlichen Junker sich erlaubten, war höchst unangenehm, und es war zum Verzweifeln, welch geringen Eindruck beleidigte Blicke und eiskalte Abweisungen hervorbrachten. Am besten ging es den jungen Mädchen mit den jüngeren Kavalieren, denn selbst wenn sie nicht in sie verliebt waren, so nahmen sie doch die allerzarteste Rücksicht und sagten ihnen das Schönste, das sie erdenken konnten, und mit einer galanten Ehrerbietung in Mienen und Gebärden, wodurch jene sich in ihren eigenen Augen gehoben fühlten; — aber leider waren verzweifelt viele darunter, denen man anmerken konnte, daß sie es meistens nur der Übung wegen thaten. Unter den älteren Herren waren einige durch ihre übertriebenen Komplimente und scherzenden Courschneidereien ganz unausstehlich; aber die Frauen waren doch die schlimmsten, besonders die neuvermählten. Der halb ermunternde, halb zerstreute Blick, die leichte, herablassende Seitenneigung des Kopfes und das Lächeln, ein wenig spöttisch, ein wenig mitleidig, womit sie zuhörten — nein! es war empörend. Und so waren auch die Verhältnisse unter den jungen Mädchen selbst; die waren auch nicht geeignet, sie zu heben. Es war unter ihnen kein Zusammenhalten; konnte die eine der anderen eine Demütigung bereiten, so that sie es; sie sahen einander eigentlich für reine Kinder an und konnten es nicht wie die jungen Frauen dahin bringen, indem sie würdig und mit allen Zeichen äußerer Achtung miteinander umgingen, sich mit einem Schein von Würde zu umgeben. Es war im ganzen genommen durchaus keine beneidenswerte Stellung, und deshalb ganz natürlich, daß, als Frau Rigitze gegen Marie ein paar Worte darüber fallen ließ, daß sie und ihre anderen Verwandten an eine Verbindung zwischen ihr und Ulrik Frederik gedacht hätten,

diese Mitteilung, obgleich Marie durchaus nicht von Ulrik Frederik eingenommen war, sehr willkommen geheißen wurde, weil sie eine Fülle vergnüglicher Aussichten eröffnete; und als man ihr nun weiter ausmalte, wie ehrenvoll und vorteilhaft eine solche Verbindung sein, wie sie in den engeren Hofkreis Aufnahme finden, in welcher Pracht sie leben würde, und welch geebneter Weg zu Ehre und Hoheit vor Ulrik Frederik, als dem natürlichen Sohn des Königs, und was mehr bedeute, dessen erklärtem Liebling, offen läge, während sie selbst in ihrem stillen Sinn hinzufügte, wie hübsch, wie manierlich und artig und verliebt er sei, da schien es ihr fast, als sei ihr Glück zu groß, und sie wurde ganz ängstlich bei dem Gedanken, daß es bis jetzt nur Pläne und loses Gerede und leere Hoffnungen waren.

Aber Frau Rigitze hatte ihre Gründe, worauf sie baute; nicht allein hatte Ulrik Frederik ihr seine Gedanken anvertraut und sie gebeten, ihm bei Marie eine gute Fürsprecherin zu sein, sondern er hatte sie auch dazu bewogen, zu untersuchen, inwieweit es dem gnädigen Willen der Königin und des Königs genehm sein möchte, und diese hatten es beide sehr wohl aufgenommen und ihren Beifall zu erkennen gegeben; der König jedoch erst nach einiger Bedenkzeit.

Zwischen der Königin und Frau Rigitze, ihrer vertrauten Freundin und treuen Beraterin, war diese Verbindung gewiß längst besprochen und bestimmt; aber der König ließ sich außer durch die Überredung der Königin gewiß auch durch den Umstand bewegen, daß Marie eine so reiche Partie war, denn der König war sehr oft in Geldverlegenheit. Ulrik Frederik hatte zwar Vordingborg zu Lehen erhalten, aber bei seiner Liebe zur Pracht und Üppigkeit litt er stets an Geldmangel, und da war ja der König der nächste dazu, diesem Mangel abzuhelfen. Da nun Maries Mutter, Frau Marie Juul tot war, würde sie, sobald sie verheiratet war, ihr mütterliches Erbe bekommen, und ihr Vater, Erik Grubbe, war derzeit Besitzer der Edelhöfe von Tjele, Vinge, Gammelgaard, Bigum, Trinderup und Nörbek, außer sonstigen zerstreuten Besitzungen, sodaß auch von ihm eine gute Erbschaft

zu erwarten war, zumal er in dem Rufe eines tüchtigen Haushalters stand, der nichts vergeudete.

So lag denn alles ganz günstig, Ulrik Frederik konnte getrost werben, und acht Tage nach Johanni wurden sie feierlich verlobt.

Ulrik Frederik war sehr verliebt, aber nicht in einer so stürmischen, unruhigen Weise wie damals, als Sophie Urne seine Gedanken einnahm. Eine träumende, sanft bewegte, fast schwermütige Liebe war es, keine lebensmutige, rotwangige, frische.

Marie hatte ihm die Geschichte ihrer wenig erfreulichen Kindheit erzählt, und er liebte es, sich ihre jungen Leiden träumerisch mit demselben teilnahmsvollen, lüsternen Wohlbehagen auszumalen, das den jungen Mönch durchrieselt, der in seiner Phantasie das schöne, weiße Märtyrerweib zwischen den scharfen Stacheln der Dornenräder bluten sieht. Dann folgten Zeiten, wo ihn dunkle Ahnungen quälten, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, sie zu behalten, sondern daß ein frühzeitiger Tod sie seinen Armen entreißen werde, und dann konnte er verzweifelnd mit den teuersten Eiden sich selbst schwören, daß er sie auf den Händen tragen und jeden giftigen Hauch von ihr fern halten, jeden Schimmer einer rosigen Stimmung in ihre junge Brust leiten, und ihr nun und nimmer Kummer bereiten wolle.

Aber dann gab es auch Augenblicke, wo er triumphierend bei dem Gedanken jubelte, daß all diese reiche Schönheit, diese wunderbare Seele ganz in seine Gewalt gegeben sei, wie die Seele eines toten Mannes in Gottes Hand, um sie in den Staub zu treten, wenn er wollte, um sie zu erheben, wenn er wollte, sie zu demütigen, zu beugen.

Daß Gedanken, wie diese, in ihm geweckt werden konnten, war zum Teil Maries eigene Schuld, denn ihre Liebe, wenn sie überhaupt liebte, war von einer seltsam stolzen und übermütigen Natur. Es würde nur ein dunkles und halbwahres Bild sein, wenn man sagen wollte, daß ihre Liebe zu dem verstorbenen Ulrik Christian wie ein vom Sturm gepeitschter, aufgeregter und wirbelnder Landsee gewesen sei, während ihre

Liebe zu Ulrik Frederik mit demselben See in der Abenddämmerung zu vergleichen wäre, bei aufgeklärtem Wetter — spiegelblank, kalt und klar, ohne eine andere Bewegung als das Platzen der Schaumblasen, im dunklen Schilf an Ufersrand. Und doch würde es gewissermaßen richtig gegriffen sein, nicht darin, daß sie gegen ihn kalt und ruhig war, sondern mehr noch darin, daß alle bunten, wirbelnden Träume und Lebensgedanken, die jene erste Leidenschaft zur Folge gehabt hatte, in ihrem leidenschaftslosen Gefühl für letzteren verblaßten und verwehten.

Sie liebte Ulrik Frederik wohl, aber war es nicht nur deshalb, weil er im Besitz der Zauberrute war, die die Pforten zu des Lebens Pracht und Herrlichkeit sprengte und für sie öffnete, und war es nicht hauptsächlich die Pracht, die sie eigentlich liebte?

Zuweilen konnte es scheinen, als sei dem nicht so. Wenn sie in der Dämmerung in seinem Schoße saß und sich selbst begleitend, ihm kleine französische Arien von Daphnis und Amaryllis vorsang, und dann zuweilen innehielt und, während sie die Finger gleichgiltig mit den Saiten der Zither spielen ließ, ihr Haupt an seine Schulter lehnte, dann hatte sie so süße und liebeswarme Worte für sein lauschendes Ohr, daß keine Liebe sie süßer hat, und es waren zärtliche Thränen in ihren Augen, wie nur die sanfte Unruhe der Liebe sie hervorquellen läßt, — und doch — mochte es nicht sein, daß sie, voll Sehnsucht, auf den Erinnerungen an geschwundene Gefühle eine Stimmung aufbaute, die, beschirmt von dem milden Dunkel, genährt von dem flammenden Blut und den sanften Tönen, sie selbst täuschte und ihn glücklich machte? Denn, war es nur jungfräuliche Schamhaftigkeit, die sie bei Tageslicht so karg an Liebesworten und so ungeduldig bei Zärtlichkeiten machte? Oder war es nur Mädchenfurcht, so mädchenschwach zu erscheinen, die ihr so manches Mal Spott ins Auge und Hohn auf die Lippe legte, wenn er um einen Kuß bat, oder durch Liebesschwüre das Wort ihrem Munde entlocken wollte, das alle Liebhabor so gern vernehmen? Woher kam es dann, wenn sie allein und ihre Phantasie es

müde geworden war, sich zum tausendstenmal die Herrlichkeit der Zukunft auszumalen, daß sie oft so hoffnungslos und verzagt vor sich hinstarren und sich so unendlich einsam und verlassen fühlen konnte?

*

An einem der letzten Tage des August, kurz nach Mittag, ritten Ulrik Frederik und Marie, wie sie oft thaten, außerhalb des Osterthors auf dem sandigen Wege längs des Sundes.

Die Luft war frisch nach einem Vormittagsregen. Die Sonne stand, sich spiegelnd, über dem Wasser, gewitterblaue Wolken rollten in der Ferne dahin.

So schnell wie der Weg es gestattete, ritten sie vorwärts, sowohl sie wie der Lakai in seinem langen, karmesinroten Rocke. Sie ritten an den Gärten vorüber, wo die hellen Äpfel aus dem dunklen Laube hervorleuchteten; vorüber an den ausgespannten Fischernetzen, in deren Maschen noch die blinkenden Regentropfen hingen, an dem königlichen Fischerhaus mit dem roten Ziegeldach vorüber, und durch den Hof des Leimsieders, wo der Rauch, gerade wie eine Säule, aus dem Schornstein stieg. Sie scherzten und lachten, lachten und scherzten und jagten davon.

Beim Güldenlundskrug bogen sie ab und ritten durch den Wald auf Overdrup zu, worauf es dann im ruhigen Ritt durch das Dickicht nach der blanken Wasserfläche des Overdrupsees hinunterging.

Große, überhängende Buchen spiegelten hier ihr grünes Laubdach in dem klaren See, und saftiges Riedgras und blaßrote Wasserfedern bildeten eine breite und bunte Verbrämung der Grenzscheide, wo das schräge Ufer, das braun von welkem Laub war, gegen das Wasser zu abfiel. Oben in der Luft, unter dem Schutz des Laubes, wo ein Lichtstreifen durch das kühle Halbdunkel schoß, wirbelten die Mücken in lautlosem Tanz; ein roter Schmetterling glänzte dort einen Augenblick, dann flatterte er im Sonnenschein hinaus über den See, wo stahlblaue Libellen blankglänzend durch die Luft schwirrten und jagende Hechte schnellgleitende Wellenlinien über die Fläche

zogen. Von einem Hofe hinter dem Gestrüpp ertönte das Gackern der Hühner, und auf der anderen Seite des Sees gurrten die Holztauben unter den kuppelförmigen Buchen des Tiergartens.

Sie hielten die Pferde an und ließen sie langsam ins Wasser hinaus platschen, um die staubigen Hufe abzuspülen und ihren Durst zu löschen. Marie hielt etwas länger im Wasser als Ulrik Frederik, mit schlaffen Zügeln, damit die Stute frei ihren Kopf biegen konnte; in der Hand hatte sie einen langen Buchenzweig, dessen Blätter sie eins nach dem anderen abriß und in das jetzt leise plätschernde Wasser fallen ließ.

„Ich glaube, wir bekommen ein Gewitter," sagte sie und verfolgte aufmerksam einen schwachen Windstoß, der durch seine wirbelnde Bewegung runde, dunkelgekräuselte Flecke auf dem See entstehen ließ.

„Dann laß uns umkehren," riet Ulrik Frederik.

„Um keinen Preis," antwortete sie und trieb plötzlich ihr Pferd ans Land.

Im Schritt ritten sie nun um den See herum auf den Weg und in den großen Wald hinein.

„Ich möchte wissen," sagte Marie, als sie die Waldfrische wieder auf ihrer Wange fühlte und lange deren Kühle in langen Zügen eingeatmet hatte, „ich möchte wissen," — weiter kam sie nicht, sah aber mit strahlenden Blicken in das grüne Laub hinauf.

„Was möchtest du wissen, Herzliebchen?"

„Ob nicht die Waldluft kluge Leute verrückt machen kann. — O, wie oft bin ich in den Lindumer Wald gegangen und bin weiter und immer weiter in das allerdichteste Dickicht gelaufen. Ich war so ausgelassen vor Lustigkeit und sang aus voller Kehle und ging immer weiter, riß Blumen aus und warf sie wieder fort und schrie den Vögeln nach, wenn sie aufflogen, bis ich plötzlich so wunderlich erschreckt und scheu wurde, — o, ich wurde so beklommen und unglücklich und bei jedem Zweig, der knackte, fuhr ich zusammen und vor

meiner eigenen Stimme bangte mir fast mehr als vor allem anderen. Ist dir das nie begegnet?"

Aber bevor Ulrik Frederik antworten konnte, begann sie aus voller Kehle zu singen:

„Ich geh' vergnügt am Waldessaum,
Wo Ulme sprießt und Apfelbaum,
Und schmücke dort mit Rosen zwei,
Wohl meine seidnen Schuh, juchhei!
Und eile hin zum Tanz,
Zum Tanz, tralala,
Um die roten, roten Beeren an dem Hagebuttenstrauch."

Und dazwischen sauste die Gerte auf das Pferd herab, und sie lachte und jubelte und sprengte davon, so schnell wie das Pferd nur laufen konnte, auf einem schmalen Waldpfad, wo die Zweige über sie hinfegten, und ihre Augen funkelten, und die Wangen glühten, sie hörte nicht auf Ulrik Frederiks Rufen. Die Peitsche pfiff herab und vorwärts ging es mit verhängten Zügeln, — der Schaum hing in Flocken auf ihrem flatternden Rock, die weiche Walderde hagelte um die Flanken des Pferdes, und sie lachte und hieb mit der Peitsche in die hohen Farnkräuter.

Plötzlich hob sich das Licht von Blatt und Zweig und flüchtete gleichsam vor einem regenschweren Dunkel. Die Büsche rauschten nicht, die Hufschläge hörte man nicht; sie ritt vorwärts über eine lange Waldebene. Zu beiden Seiten die Bäume des Waldes wie eine starke dunkle Ringmauer; über ihr der drohende schwarze Himmel mit jagenden, grau-geränderten Wolken, vor ihr die düstere, blauschwarze, nebel-begrenzte Fläche des Sundes. Sie zog die Zügel an, und das ermattete Tier stand willig still. In einem großen Bogen jagte Ulrik Frederik vorüber, schwenkte gegen sie ein und hielt bald an ihrer Seite.

In demselben Augenblick schleifte, wie ein schwerer, grauer, regenfeuchter Vorhang, ein Regenschauer über den Sund; ein eiskalter, feuchter Windstoß sauste über das flatternde Gras hinweg, pfiff an den Ohren der Reiter vorüber und lärmte wie schäumende Wogen in den fernen Baumwipfeln. Große,

flache Hagelkörner rasselten in weißen Streifen auf sie nieder, legten sich in Perlenreihen in die Falten des Kleides, prallten von der Mähne des Pferdes und sprangen und rollten im Grase umher, als ob sie aus dem Erdboden hervorwirbelten.

Um Schutz zu gewinnen, ritten sie zwischen die Bäume hinein, suchten an den Strand hinunterzukommen und hielten bald vor der niedrigen Thür der Krugwirtschaft: „Stataf."

Ein Knecht nahm die Pferde, und der lange kahlköpfige Krugwirt wies sie in seinen Saal, in welchem, wie er sagte, sich bereits ein Fremder befinde.

Es war Kurzleib, und er erhob sich sofort vor den Eintretenden und erbot sich mit einer demütigen Verbeugung, vor den hohen Herrschaften sofort das Zimmer zu verlassen, — aber Ulrik Frederik forderte huldreich zum Bleiben auf.

„Ihr müßt bleiben, Mann," sagte er, „und uns in diesem abscheulichen Wetter aufmuntern. — Du sollst nämlich wissen, mein Herz," und er wandte sich zu Marie, „daß dieser unansehnliche Liliputaner der weitberühmte Possenreißer und Bierstuben-Hanswurst Daniel Knopf ist, wohlbewandert in allen freien Künsten, als Würfeln, Fechten, Trinken, Faschingsschwänken und dergleichen, sonst acht- und ehrbarer Kaufmann in der guten Stadt Kopenhagen."

Daniel hörte diese Lobrede nur halb, so sehr beschäftigt war er, Marie Grubbe zu betrachten und einige recht artige Beglückwünschungsworte zu formulieren; als nun aber Ulrik Frederik ihn mit einem derben Schlag auf seinen breiten Rücken aus seinem Brüten weckte, loderte sein Gesicht auf in Zorn und Scham, und er wendete sich erzürnt gegen ihn, bezwang sich aber augenblicklich und sagte mit seinem kältesten Lächeln: „Wir sind wohl nicht betrunken genug, Herr Oberst."

Ulrik Frederik lachte, puffte ihn in die Seite und rief: „O, du Sakraments-Gaudieb, willst du Teufelskerl mich jetzt hier mit Schande bestehen lassen wie einen erbärmlichen Prahlhans, der keine Dokumente aufzuweisen hat, um seine großsprecherischen Worte zu belegen? Pfui, und nochmals pfui! Ist das recht? Habe ich nicht mehr als zwanzigmal vor dieser edlen Jungfrau deine Kunstfertigkeit gerühmt, sodaß sie

schon oftmals das größte Verlangen zu erkennen gegeben hat, deine weit bekannten Wunderkunststücke zu sehen und zu hören! Ihr könntet doch wohl ein wenig den blinden Vogelfänger Cornelis und seine flötenden Vögel nachmachen oder die Posse von dem kranken Hahn und der Gluckhenne aufführen."

Jetzt nahm auch Marie das Wort und sagte lächelnd, es sei so, wie der Herr Oberst Güldenlöwe sagte, daß sie sich oft danach gesehnt habe zu erfahren, was für Kurzweil, was für feine Späße es wären, welche die jungen Kavaliere halbe Tage und ganze Nächte hintereinander an schmutzige Bierkneipen fesseln könnten, und sie bäte jetzt Meister Daniel, ihre Sehnsucht zu stillen und sich nicht lange nötigen zu lassen.

Daniel verneigte sich zierlich und sagte, obgleich seine Possen mehr geeignet wären, pokulierenden Kavalieren eine bequeme Gelegenheit zu bieten, noch ausgelassener zu werden und lauter zu lärmen, als eine so feine und schöne Jungfrau zu belustigen, so wolle er doch sogleich beginnen, damit nicht von ihm gesagt werden könnte, daß ihm jemals von einer so hohen und schönen Frau wie Ihre Wohlgeboren etwas befohlen oder als ihr Wunsch zu erkennen gegeben worden sei, ohne daß er es sofort exequiert und ausgeführt habe.

„Seht nun!" sagte er mit gänzlich veränderter Stimme, und warf sich mit ausgebreiteten Ellbogen über den Tisch, „jetzt bin ich eine ganze Versammlung von Eures Bräutigams wohlgeborenen Bekannten und besonders guten Freunden."

Er nahm eine Handvoll Silberthaler aus der Tasche, legte sie auf den Tisch, strich das Haar ins Gesicht und ließ seine Unterlippe schlaff herabhängen.

„Der Deibel hole mich!" näselte er und warf rasselnd mit dem Gelde als wenn es Würfel wären, „bin ich denn für nichts und wieder nichts des wohlgeborenen Erich Kaas' ältester Sohn? Willst du Mistkäfer meine Glaubwürdigkeit verdächtigen? Zehn warf ich, bei allen Teufeln, zehn, daß es klang. Kannst du sehen, du Dummkopf? sage ich. Ich sage, kannst du sehen, du langer Laban? Oder soll ich deinen Balg mit meiner Klinge öffnen, damit deine Leber und Lungen mitsehen können? Was? soll ich! du Tropf!"

Er sprang auf und zog sein Gesicht in die Länge.

„Höhnst du?“ kreischte er in nordschonischem Dialekt, „weißt du, Dreckjunge, wen du verhöhnst? Hole mich der Höllenfürst, ich schlage dich ...“

„Nein, nein,“ sagte er mit seiner natürlichen Stimme, „es ist wohl für den Anfang eine zu große Lustigkeit!“ und er setzte sich nieder, stützte die Hände, wie um seinen Bauch nicht zu berühren, auf die äußersten Kniespitzen, machte sich dick und pausbackig und flötete mit ruhiger Bedachtsamkeit, viel zu langsam, das Lied vom Röschen und Herrn Peter. Dann hörte er auf, rollte verliebt die Augen und rief zärtlich:

„Papagei—e! kleiner Papagei—e!“ flötete er wieder, hatte aber dabei Mühe, gleichzeitig den Mund wieder zu einschmeichelndem Lächeln zu verziehen. „Kleine Zuckerpuppe!“ rief er dann, „kleines Honigmäulchen! her zu mir, mein Schnäuzchen! Willst Wein schlürfen, kleines Kätzchen, süßen, süßen Wein aus kleinem Krüglein.“

Wieder veränderte er die Stimme, legte sich im Stuhl vornüber, blinzelte mit den Augen und strich mit gekrümmten Fingern durch einen langen imaginären Vollbart.

„Bleibe jetzt hier,“ sagte er lockend, „bleibe jetzt hier, schöne Karen, niemals werde ich dich verlassen, und du mußt mich auch niemals verlassen,“ und seine Stimme wurde weinerlich, „wir wollen einander niemals verlassen, mein liebes, liebes Herz, niemals in aller Welt! Gut und Gold und Ehre und der Ruhm eines edlen Geschlechts und vornehmer Verwandtschaft! Weg damit, schwöre ich, weg! Es ist mir wie Hefen und Spülicht. — Feine Jungfrauen und Frauen! weg damit, sage ich, du bist mir um hunderte von Himmelshöhen besser als die, du Prachtstück, du! Weil sie Wappenschilder und Banner haben, sollten sie besser sein als du? Du hast auch ein Wappenzeichen, ja, das hast du. Das rote Mal auf deiner weißen Schulter, das Herr Hans mit seinem roten Brenneisen darauf gesetzt hat, das ist ein Adelszeichen, das, — ich spucke auf meinen Schild, um das Zeichen zu küssen, das thue ich, denn ich achte es für einen Schild — ja. Denn giebt es auf der ganzen Insel Seeland ein adliges Weib so schön,

wie du bist, ich frage, giebt's eins? Nein, kein Gedanke dran."

„Das — das — das sind Lügen, nichts als Lügen," rief er mit einer neuen Stimme, sprang auf und gestikulierte über den Tisch, „meine Frau Ide — sag' ich dir — du Schwätzer — die hat Figur, du, — Glieder nämlich — die hat Glieder, sage ich, du Schmutzfink ..."

Hier wollte Daniel sich auf den Stuhl zurückfallen lassen, als aber Ulrik Frederik diesen in demselben Augenblick wegriß, fiel er und rollte über den Estrich. Ulrik Frederik lachte wie ein Besessener, Marie sprang schnell auf und streckte beide Hände aus, wie um Daniel aufzuhelfen. Der Kleine ergriff halb liegend, halb kniend die Hand und starrte sie mit einem so dankerfüllten und ergebenen Blick an, daß sie denselben lange nicht vergessen konnte.

Dann ritten sie heim und keiner von ihnen dachte daran, daß dieses zufällige Zusammentreffen im „Stataſkruge" sich noch länger bemerkbar machen würde, als es gedauert hatte.

Neuntes Kapitel.

Die Reichsversammlung, die gleich nach beendigter Ernte in Kopenhagen eröffnet wurde, führte sehr viele vom Adel des Landes in die Stadt, alle begierig, über ihre Vorrechte zu wachen, aber auch darauf bedacht, nach des Sommers Müh' und Arbeit sich zu belustigen. Auch waren sie einem Versuche nicht abgeneigt, die seit dem Kriege ziemlich großartig gewordene Kopenhagener Bevölkerung durch ihre Pracht und ihren Reichtum zu blenden und ihr dadurch zu Gemüte zu führen, daß die Scheidewand zwischen den „guten Männern" des Landes und dem unfreien Haufen noch fest und sicher stand, trotz königlicher Privilegien, trotz bürgerlicher Waffenthaten und Siegesglanz und trotz der heckenden Dukaten in den Krämerkassen.

So wimmelten denn die Straßen von reichgekleideten Edel-

leuten und Frauen, von geschmückten Adelsdienern und adligen Pferden mit silberbeschlagenen Geschirren und bunten Wappendecken. Und es gab ein Gastieren und Bewirten in allen Adelshöfen; bis spät in der Nacht erklang die Geige aus den hellerleuchteten Sälen über die Stadt und erzählte den schlummernden Bürgern, daß das beste Blut des Landes sich dort im statiösen Tanz auf Parkettböden und bei schäumendem Wein in ererbten Pokalen erwärmte.

Dies alles ging an Marie Grubbe vorüber; sie wurde von niemand zu Gaste geladen, denn teils meinte man, daß ein Teil der Grubbes infolge ihrer Verbindung mit dem Königshause mehr auf dessen als auf seiten ihrer Standesgenossen stände, und teils haßte der gute alte Adel den in den letzten Jahrzehnten ziemlich zahlreich gewordenen Oberadel, der aus des Königs natürlichen Kindern und deren Angehörigen gebildet wurde. Marie wurde auf diese Weise aus einem doppelten Grunde übergangen, und der Hof, der während der ganzen Reichsversammlung sehr zurückgezogen lebte, bot ihr keine Entschädigung.

Anfänglich fiel ihr dies wohl etwas hart, da es aber so fortdauerte, weckte es bald ihren leicht erregbaren Trotz und hatte die sehr natürliche Wirkung, daß sie sich inniger an Ulrik Frederik anschloß und dahin gelangte, ihn mehr lieb zu gewinnen, weil ihr, wie es ihr schien, seinetwegen unrecht gethan wurde; und diese ihre Zuneigung wuchs fortwährend an Stärke, sodaß, als sie am 16. Dezember 1660 in aller Stille miteinander vermählt wurden, die beste Aussicht auf ein glückliches Zusammenleben zwischen ihr und dem Reichsjägermeister vorhanden war. Dieser Titel und Posten war nämlich Ulrik Frederiks Anteil an den Gnadenerweisungen des siegreichen Königshauses.

Daß die Trauung so still vor sich ging, war ganz gegen die ursprüngliche Absicht, denn es war längst bestimmt gewesen, daß der König ihre Hochzeit auf dem Schlosse halten lassen wollte, wie Christian der Vierte es bei jener von Frau Rigitze mit Hans Ulrik gethan hatte; aber in letzter Stunde wurde man bedenklich und meinte, daß man

mit Rücksicht auf Ulrik Frederiks frühere Ehe und Scheidung es bei einer kleinen stillen Hochzeit bewenden lassen müsse.

*

Sie sind denn nun verheiratete und in das eigene Haus eingezogene Leute. Die Tage kommen und gehen und alles ist gut — und die Zeit mäßigte ihren Gang und die Zeit schlich träge dahin, denn im allgemeinen ist es ja der Welt Lauf, daß, wenn Leander und Leonore ein halbes Jahr bei einander gewesen sind, der Geist nicht immer über Leanders Liebe schwebt, obgleich Leonore ihn oftmals noch stärker und inniger liebt als in den Tagen ihres Brautstandes. Denn während sie den kleinen Kindern gleicht, die das alte Märchen immer neu finden, wie oft es ihnen auch mit denselben Worten, mit denselben Überraschungen und demselben sich ewig wiederholenden „Schnipp, Schnapp, Schnurr" erzählt wird, ist Leander so anspruchsvoll, daß er sich langweilt, sobald seine Gefühle ihn nicht länger neu vor sich selbst machen. Sobald er nicht mehr berauscht ist, ist er auch sofort mehr als nüchtern. Der schwellende, helle Übermut des Rausches, der ihm das Selbstvertrauen und die Sicherheit eines Halbgottes verliehen hat verläßt ihn, er ängstigt sich, er denkt nach und fängt Grillen. Er blickt zurück auf den unruhigen Lebenslauf seiner Leidenschaft, seufzt und gähnt. Und er sehnt sich, er fühlt sich wie einer, der nach einer langwierigen Fahrt in fremden Ländern heimgekehrt ist, und nun wieder die innerlich so wohlbekannten, während so langer Zeit vergessenen Stätten vor sich liegen sieht, und während er sie sieht, sich gedankenlos darüber wundert, daß er wirklich so lange von dieser heimatlichen Welt entfernt gewesen ist.

In einer solchen Stimmung saß Ulrik Frederik an einem regnerischen Septembertage.

Er hatte seine Hunde bei sich gehabt und mit ihnen gespielt, er hatte versucht zu lesen und hatte mit Marie Daldös[1] gespielt. Der Regen floß in Strömen, es war kein

[1] Daldös, ein Brettspiel, das mit Steinen und Würfeln gespielt wird.

Wetter zum Ausgehen, und er war deshalb in seine Rüstkammer gegangen, wie er es nannte, in der Absicht, seine Waffenschätze nachzusehen und zu putzen. Er hatte sie von Ulrik Christian geerbt, hatte sie vom Boden herunterbringen lassen und besah nun seine Erbstücke eins nach dem anderen.

Da waren Prachtdegen, blauangelaufene mit Goldeinlage und silberblanke mit matter Gravierung; da waren Jagdmesser mit dicken, einschneidigen Klingen, mit langen, flammenförmigen und mit dreieckigen Klingen, so spitz wie Nadeln; da waren Toledoklingen, viele Toledoklingen, leicht wie Rohr und biegsam wie Weidenruten, mit Griffen von Silber und Jaspisachat, von getriebenem Gold und von Gold mit Karfunkel, und eine unter ihnen hatte nur einen Griff von Stahl, die war durch ein kleines Spangenbändchen von Seide gezogen, das mit Rosen und Ranken von roten Perlen und grüner Flockseide bestickt war. Entweder war es ein Armband, ein schlichtes Armband, oder wie Ulrik Frederik glaubte, ein Strumpfband, das vom Degen durchstochen war.

„Das ist aus Spanien," dachte Ulrik Frederik, denn dort war der Verstorbene gewesen und hatte neun Jahre im Heere gedient. Ach ja! auch er hatte in fremde Dienste treten sollen, bei Carl Gustav, aber da kam der Krieg; jetzt käme er wohl nie mehr dazu, sich zu tummeln und er war doch kaum dreiundzwanzig Jahre alt. Immer hier an diesem kleinen langweiligen Hofe zu leben, doppelt langweilig jetzt, wo der ganze Adel sich zurückgezogen hielt. Ein wenig jagen, zuweilen einmal sein Lehen besichtigen, mit der Zeit durch des Königs Gnade Geheimer Staatsrat und Ritter werden, sich auf gutem Fuß mit Prinz Christian halten, um seine jetzige Stellung zu wahren, hin und wieder zu einer langweiligen Gesandtschaft nach Holland verwendet, alt und gebrechlich werden, sterben und in der Frauenkirche beigesetzt werden: das war die glänzende Bahn, die für ihn abgesteckt war. — Jetzt kämpften sie unten in Spanien, da war Ruhm zu gewinnen, da eröffnete sich ein lebenswertes Leben; von dort stammte der Degen mit dem Bande! Nein, er mußte mit dem König reden, — noch regnete es — und es war weit nach Frederiksborg — aber

es half nicht — er konnte nicht warten — es mußte entschieden werden.

Dem König gefiel der Vorschlag. Gegen seine Gewohnheit sagte er sofort ja, zum größten Erstaunen Ulrik Frederiks, der auf dem ganzen Wege, den er geritten, vor sich selbst alles, alles angeführt hatte, was die Sache schwierig, unvernünftig, unmöglich machte. Und jetzt sagte der König ja; Weihnachten könnte er reisen, bis dahin könnten die nötigen Schritte eingeleitet und die Antwort des Königs von Spanien eingetroffen sein.

Die Antwort traf denn auch bereits Anfang Dezember ein, aber Ulrik Frederiks Abreise erfolgte erst im April nächsten Jahres, es war vorher so mancherlei zu ordnen: Geld mußte beschafft, Leute mußten ausgerüstet und Briefe geschrieben werden; dann aber reiste er ab.

Marie Grubbe war von dieser spanischen Reise wenig erbaut. Zwar beredete Frau Rigitze sie so weit, daß sie einsah, es sei notwendig, daß Ulrik Frederik ins Ausland reise und Ehre gewänne, damit der König etwas für ihn thun könnte. Denn wohl sei der König absoluter Herr, aber dessenungeachtet sei er sehr empfindlich hinsichtlich der öffentlichen Meinung, und der Adel sei ja in dieser Zeit so erregt und widerwillig, daß er gewiß alles, was der König unternähme, aufs schlechteste deuten würde. Aber gleichviel, die Frauen haben nun einmal eine angeborene Furcht vor allem Lebewohlsagen, und hier war vieles zu befürchten. Denn selbst wenn Marie von der Kriegsgefahr und der langen gefährlichen Reise absehen und sich damit trösten wollte, daß ja über das Leben eines Königssohnes wohl gewacht werden würde, so konnte sie doch nicht umhin, sich darüber zu ängstigen, daß das Zusammenleben, das einen so guten Anfang genommen, durch eine vielleicht mehr als einjährige Trennung in einer Weise unterbrochen werden könnte, daß es niemals würde fortgesetzt werden können, wie es begonnen worden. — Ihre Liebe war so neu und so wenig gefestigt, und jetzt, gerade wo sie ins Wachsen gekommen war, sollte sie schonungslos allerhand Unbilden und Gefahren ausgesetzt werden; war es nicht gerade, als wenn

man es darauf anlegte, sie zu untergraben? — Und das hatte ihr kurzer Ehestand sie gelehrt, daß jene Art von Ehen, die sie sich während ihres Brautstandes als leicht zu führen gedacht hatte, wo nämlich Mann und Frau jeder seinen eigenen Weg gingen, nur ein unglückliches Leben mit lauter Finsternis und ohne Tageshelle bringen konnten. Und dazu war ja hier nach außen ein Anfang gemacht. Gott verhüte, daß es so nach innen werden sollte; aber es hieße doch, das Glück stark in Versuchung führen, einer solchen Trennung Thür und Thor zu öffnen.

Auch war sie sehr eifersüchtig auf all dies leichtfertige katholische Weibervolk dort unten in den spanischen Reichen und Landen.

*

Friedrich der Dritte, der wie so viele andere Fürsten und Herren damaliger Zeit eifrig die Goldmacherkunst studierte, hatte Ulrik Frederik beauftragt, in Amsterdam den berühmten Goldmacher, den Italiener Burrhi aufzusuchen, anzufragen, ob er nicht nach Dänemark zu kommen beabsichtige, und ihm unter der Hand verstehen zu geben, daß sowohl der König wie der reiche Christian Scheel zu Sostrup geneigt wären, ihn zu entschädigen, wenn er sich dorthin bemühen wollte.

Als deshalb Ulrik Frederik im Monat Juni 1662 genannte Stadt erreichte, ließ er sich durch Ole Borch, der damals dort studierte und mit Burrhi bekannt war, zu diesem führen. Der Goldmacher, der damals in den Fünfzigen stand, war ein Mann von kaum Mittelgröße mit guten Anlagen zur Beleibtheit, leicht in Gang und Haltung, ziemlich gelblich, mit schwarzem Haar und schmalem Schnurrbart, runden Backen vollem Kinn, krummer, etwas plumper Nase und kleinen, blinkenden Augen, die von einer unzählbaren Menge kleiner und großer Fältchen umgeben waren, welche fächerförmig von den Augenwinkeln ausgingen und ihm ein pfiffiges und zugleich gutmütiges Aussehen gaben.

Schwarze Sammetjacke mit großen Aufschlägen und mit Flor überzogenen silbernen Knöpfen, schwarze Kniehosen, schwarze

Seidenstrümpfe und Schuhe mit großen, schwarzen Bandrosetten bildeten seine Kleidung. Er schien Gefallen an Spitzen zu finden, denn er hatte Spitzen an der Brust und an den Enden seines Halstuchs, und sowohl um die Handgelenke wie von dem Saum seiner Kniehosen hingen reiche Spitzenmanschetten in dicken Falten. Seine Hände waren weiß, fett und klein und mit selten plumpen Goldringen dermaßen überladen, daß er die Finger nicht zusammenbringen konnte. Sogar an den Daumen hatte er große von Juwelen blitzende Ringe. Sobald er sich setzte, barg er, obgleich es ein Sommertag war, die Hände in einem großen Pelzmuff, denn ihn fror, wie er sagte, stets an den Händen.

Das Zimmer, in welches er Ulrik Frederik führte, war groß und geräumig, mit gewölbter Decke und schmalen, spitzbogigen Fenstern hoch oben in der Mauer. In der Mitte stand ein großer runder Tisch, umgeben von Holzstühlen, auf deren Sitzen weiche Polster von roter Seide mit langen, schweren Quasten an allen vier Ecken lagen. In die Tischfläche war eine große Silberplatte eingelegt, auf welcher in Niello die zwölf Himmelszeichen, die Planeten und wichtigsten Sternbilder dargestellt waren. Eine Reihe Straußeneier auf einer Schnur hing von der Mittelrosette der Wölbung herab. Der Fußboden war mit grauen und roten Quadraten bemalt, und bei der Thür waren alte Hufeisen in Triangelform in die Dielen eingelassen. Ein großer Korallenbaum stand unter dem einen Fenster, ein dunkler, geschnitzter Holzschrank mit Messingbeschlag unter dem anderen. In einer Ecke war eine Wachspuppe in Lebensgröße, einen Mohren darstellend, angebracht und längs der Wand lagen Blöcke von Zinnerz und Kupferbronze. Der Mohr hatte ein getrocknetes Palmblatt in der Hand.

Nachdem sie nun Platz genommen und die ersten Höflichkeiten ausgetauscht hatten, fragte Ulrik Frederik — sie sprachen französisch — Burrhi, ob er nicht den Suchenden im Lande Dänemark mit seiner Wissenschaft und Erfahrung zu Hilfe kommen möchte.

Burrhi schüttelte den Kopf.

„Ich weiß wohl," sagte er, „daß die geheime Kunst in Dänemark vornehme und mächtige Gönner hat, aber ich habe bereits so viele fürstliche Herren und Prälaten unterrichtet; und wenn ich auch statt des erwarteten Lohns nicht immer Undank und wenig Anerkennung gefunden habe, so bin ich doch so vielem Eigenwillen und Unverstand begegnet, daß ich schwerlich öfter eine Sendung als Lehrmeister so erhabener Schüler auf mich nehmen werde. Es ist mir nicht bekannt, nach welcher Regula oder Methode Seine Majestät der König von Dänemark laboriert, sodaß meine Worte nicht auf ihn gemünzt sein können, aber ich kann in aller Vertraulichkeit beteuern, daß ich Herren vom allerhöchsten Adel des Reiches angetroffen habe, ja gesalbte Fürsten und Erbherren, die in ihrer Historia naturalis und Materia magica so unwissend waren, daß der gemeinste Marktschreier nicht bäuerisch-abergläubischer sein kann, als sie sich zeigten. Sie setzen sogar Glauben in das landläufige schmähliche Gerücht, daß man auf eben dieselbe Weise Gold machen könne, wie man einen Schlaftrunk oder Pillen bereitet; wenn man nur das richtige Rezept habe, so mische man zusammen, setze es über Feuer, spreche eine Formel und — das Gold sei da. Solches haben Pfennigfuchser und andere Ignoranten ausgesprengt — der Teufel hole sie! Können denn die Leute nicht begreifen, daß, wenn es auf diese Weise ginge, die Welt in Gold schwimmen würde. Zwar ist es, wie gute Autoren gewiß mit Recht vermuten, so von der Natur eingerichtet, daß nur ein gewisser Teil der Materie in die Gestalt des Goldes geläutert werden kann, aber wir würden dennoch überschwemmt werden. Nein, die Goldmacherkunst ist eine schwierige und kostspielige Kunst. Es gehört eine glückliche Hand dazu, es müssen gewisse, besondere Konstellationen und Konjunktionen vorhanden sein, wenn das Gold richtig hervorquellen soll. Nicht alle Adern und Materien sind goldhaltig, nein, nein, bedenkt doch, daß es keine geringe Destillatio oder Sublimatio ist, sondern eine Umschaffung der Natur, die vor sich gehen soll. Ja, ich darf sagen, daß ein Zittern durch die Wohnsitze der Naturgeister geht, so oft ein Teil des puren, funkelnden, blanken Goldes

aus der tausendjährigen Umarmung der Materia vilis befreit wird!"

„Aber," sagte Ulrik Frederik, „verzeiht mir, wenn ich frage, setzt man nicht bei derartigen verborgenen Künsten sein Seelenheil aufs Spiel?"

„Nein, nein," antwortete Burrhi eifrig, „wie könnt Ihr glauben! Welcher Magier wäre wohl größer als Salomo, dessen Siegel, sowohl das große wie das kleine, uns wunderbarerweise bis auf den heutigen Tag erhalten sind? Wer gab wohl Moses die Macht zu zaubern, wenn nicht Zebaoth, der Geist der Stürme, der Fürchterliche?" und er drückte den Stein in einem seiner Ringe an seine Lippen. „Ja, ja," fuhr er fort, „gewiß haben wir große Namen der Finsternis und gefährliche Worte, ja Zeichen greulicher Geheimnisse, die, wenn sie zum Bösen angewandt werden, wie manche Wahrsagerinnen und Zauberer und Kurpfuscher thun, die Seelen der sie Anrufenden in Gehennas Ketten legen. Aber wir, wir rufen sie nur an, um die heilige Urmaterie aus der unreinen Befleckung und Beimischung von Staub und erdiger Asche zu befreien; denn das ist das Gold; das Gold ist die originale Anfangsmaterie, der es gegeben war, hell zu scheinen, bevor Sonne und Mond in des Himmels Wölbung gesetzt wurden."

So sprachen sie lange über die Goldmacherkunst und andere geheime Wissenschaften, bis Ulrik Frederik ihn fragte, ob er mit Hilfe des kleinen Zettels, den er ihm vor einigen Tagen durch Ole Borch hatte zustellen lassen, sein Horoskop gestellt habe.

„Im großen und ganzen," sagte Burrhi, „könnte ich Euch wohl sagen, was Euch bestimmt ist, wenn aber die Nativität nicht genau in der Stunde gestellt wird, in welcher das Kind zur Welt kommt, so werden nicht alle Nebenumstände beachtet, und das Resultat wird dann nur wenig zuverlässig. Doch weiß ich etwas. Ja, ja," fuhr er fort und strich sich mit der Hand über die Augen, „wäret Ihr bürgerlich geboren und in der geringen Stellung eines Medikus, so hätte ich Euch nur Erfreuliches zu berichten; aber jetzt wird Euch die Welt nicht ganz so leicht werden. Es ist in gewisser Weise sehr zu beklagen, daß der Lauf der Welt meistens

derart ist, daß ein Handwerkersohn auch Handwerker wird, ein Kaufmannssohn ein Kaufmann, ein Bauernsohn ein Bauer und so fort im allgemeinen, denn das Unglück vieler hat allein darin seinen Grund, daß sie sich einem anderen Beruf widmen als demjenigen, den ihnen die Stellung der Himmelszeichen bei ihrer Geburt anweist. Wenn nun zum Beispiel einer, der im Anfang des Widderzeichens geboren ist, sich dem Kriegerstande widmet, so wird ihm nichts glücken, und Wunden und wenig Beförderung und ein früher Tod werden ihm sicher sein; wenn er sich aber entschließt, mit seinen Händen als Kunstschmied oder Steinschneider zu arbeiten, so wird alles wie auf seinen Wink bereit stehen. Einer, der unter dem Zeichen der Fische geboren ist, in der ersten Hälfte, der muß den Boden bearbeiten, oder wenn er reich ist, sich viel Land kaufen; der, welcher in der letzten Hälfte geboren, muß sein Glück auf der See versuchen, sei es nun als gemeiner Fährschiffer oder als Admiral. Das Zeichen des Stiers in der ersten Hälfte ist für Kriegsleute, in der letzten Hälfte für Advokaten. Die Zwillinge, unter denen Ihr geboren seid, sind, wie ich sage, für Medici in der ersten und für Kaufleute in der zweiten Hälfte. — Aber laßt mich jetzt Eure Hand sehen."

Ulrik Frederik streckte die Hand aus. Burrhi ging zum Hufeisen-Triangel an der Thür und strich mit seinen Schuhen darüber hin, wie ein Seiltänzer seine Sohlen auf dem Harzbrett streicht, bevor er aufs Seil hinausgeht. Dann sah er ihm in die Hand.

„Ja," sagte er, „die Ehren-Linie ist ganz und lang, sehe ich, und reicht so weit wie sie reichen kann, ohne eine Krone zu erreichen. Der Glücksstrich ist eine Zeitlang matt, wird aber mehr und mehr klar werden. Da ist die Lebens-Furche, die sieht leider gar schlecht aus. Ihr müßt Euch in acht nehmen, bis Ihr das Alter von siebenundzwanzig Jahren erreicht habt, bis dahin ist Euer Leben hart und heimlich bedroht; aber dann wird die Linie klar und stark bis ins hohe Alter hinauf, jedoch es zweigt sich nur e i n Strich davon ab — aber nein, da ist noch ein kleiner daneben; ja, Ihr werdet Leibeserben aus zwei Ehen bekommen, aber nur wenige in jeder."

Er ließ die Hand los.

„Hört,“ sagte er ernst, „es besteht Gefahr für Euch; wo sie droht, sehe ich nicht, aber offene Kriegsgefahr ist es keineswegs: sollte es ein Sturz oder anderes Reiseunglück sein, so nehmt hier diese dreieckigen Malachite, sie sind von einer besonderen Art; seht her, in diesem Ringe trage ich selbst welche, sie schützen gut gegen Fall oder Sturz vom Pferde oder Wagen. Nehmt sie mit, tragt sie auf der bloßen Brust, oder wenn Ihr sie in einen Ring fassen laßt, so nehmt das Gold hinten fort, denn sie müssen berühren, wenn sie beschirmen sollen; und schaut her, hier ist Jaspis, wie Ihr seht, der sitzt darin, gleichsam wie in Gestalt eines Baumes, der ist sehr selten und fein und gut gegen heimtückischen Waffenstich und flüssiges Gift. Ich bitte Euch nochmals, mein teurer junger Herr, daß Ihr Euch wohl hütet, namentlich vor Weibern; ich weiß es nicht gewiß, aber es sind Anzeichen vorhanden, die darauf hindeuten, daß die Gefahr in einer Weiberhand blinkt, aber ich weiß es nicht, es ist, wie gesagt, nicht gewiß; hütet Euch deshalb auch vor argen Freunden und schelmischen Dienern, vor kaltem Wasser und vor langen Nächten.“

Ulrik Frederik nahm die Gaben freundlich entgegen und vergaß nicht, dem Goldmacher am folgenden Tage eine kostbare Halskette zum Dank für seinen guten Rat und die beschützenden Steine zu senden.

Hierauf ging seine Reise ohne Aufenthalt direkt nach Spanien.

Zehntes Kapitel.

Es wurde still im Hofe an jenem Frühlingstage, an welchem der Hufschlag der Pferde in der Ferne verhallt war. Noch standen nach der Geschäftigkeit in der Abschiedsstunde alle Thüren offen, noch stand der Tisch gedeckt, an welchem Ulrik Friederik gespeist hatte, seine Serviette lag noch neben seinem Couvert so wie er sie zusammengedrückt hatte, und feuchte Spuren seiner großen Reiterstiefel waren noch über den ganzen Estrich zu sehen.

Dort bei dem großen Pfeilerspiegel hatte er sie an seine Brust gedrückt, sie zum Lebewohl wieder und wieder geküßt und versucht, sie durch heilige Versprechungen eines baldigen Wiedersehens zu trösten.

Unwillkürlich trat sie an den Spiegel, wie um zu sehen, ob er nicht sein Bild festgehalten habe, so wie sie vor einem Augenblick, in seine Arme geschlossen, es gesehen hatte. Aber nur ihre eigene, einsame, verzagte Gestalt, ihr bleiches, verweintes Antlitz begegnete ihrem suchenden Blick hinter der glatten, blanken Spiegelfläche.

Unten wurde das Thor geschlossen, der Diener räumte den Tisch, und Nero, Passando, Rumor und Delphin, seine Lieblingshunde, die eingesperrt gewesen waren, liefen mit kläglichem Winseln, die Spuren beschnuppernd, im Zimmer umher. Sie wollte sie zu sich rufen, vermochte es aber nicht vor Weinen. Passando, das große rote Fuchs-Windspiel, kam zu ihr hin, sie kniete nieder, klopfte und streichelte es, aber es wedelte nur zerstreut mit dem Schwanze und sah ihr mit großen Augen gerade ins Gesicht und winselte fortwährend.

Ja, jene ersten Tage! — Wie war doch alles öde und leer, wie langsam rann die Zeit, wie drückend schwer lag die Einsamkeit über ihr, und wie schneidend scharf war dazwischen die Sehnsucht — wie Salz in eine offene Wunde!

Ja, so war es in den ersten Tagen; als es aber nichts Neues mehr war und alles sich regelmäßig einstellte, Trübnis und Leere, Sehnsucht und Kummer, tagaus tagein, wie ein Schneewetter, wo Flocke bei Flocke fällt, ein Schauer nach dem anderen langsam herabrieselnd, da kam es wie eine wunderbare Stumpfheit und Ruhe über sie, ja fast wie eine Gefühllosigkeit, die sich im Schutze des Kummers wohnlich niederläßt.

Und dann war es plötzlich wieder ganz anders.

Alle Nerven in höchster Reizbarkeit gespannt, alle Adern klopfend von lebenslustigem Blut, und ihre Phantasie so voll wie die Luft der Wüste von farbenreichen Bildern und trügerischen Erscheinungen.

An solchen Tagen fühlte sie sich wie ein Gefangener, der ungeduldig seine Jugendzeit, Lenz auf Lenz, unfruchtbar vorübergleiten sieht, ohne Blüten, matt und öde, ein stetes Schwinden, niemals ein Kommen. Und es war ihr, als wenn die Fülle der Zeit ihr bei Heller und Pfennig, Stunde für Stunde zugemessen werde, und als ob jede derselben mit dem Klange des Glockenschlags klirrend vor ihre Füße fiele und zerging und zu Staub würde; und dann konnte sie in qualvoller Lebenssehnsucht die Hände ringen und wie vor Schmerz aufschreien.

Selten zeigte sie sich bei Hofe oder bei ihren Verwandten, denn die Etikette forderte, daß sie sich zu Hause hielt; und da sie nur sehr wenig danach gestimmt war, Besuche zu ermuntern, hörten diese bald auf, und sie war ganz sich selbst überlassen.

Eine lässige Mattigkeit war bald die Folge dieses einsamen Grübelns und Trauerns, und ganze Tage und Nächte nacheinander blieb sie im Bette liegen und suchte sich hier in einem halb wachenden, halb schlummernden Zustand zu erhalten, der abenteuerliche Träume erzeugte, die an Klarheit die nebelhaften Traumbilder des gesunden Schlafs weit übertrafen, sodaß sie fast wie Wirklichkeit waren und ihr einen willkommenen Ersatz für das Leben boten, das sie entbehrte.

Tag für Tag wurde sie reizbarer, sodaß das geringste Geräusch ihr Schmerzen verursachte, und sie konnte die seltsamsten Einfälle und plötzliche, wahnwitzige Wünsche haben, die fast Zweifel an ihrem Verstande wecken mußten.

Es lag auch wohl nur eines Strohhalms Breite zwischen Wahnsinn und dieser seltsamen Lüsternheit, die sie nötigte, diese oder jene verzweifelte Handlung auszuführen, obgleich sie nicht die geringste Veranlassung dazu, ja eigentlich selbst nicht einmal einen rechten Wunsch danach hatte.

So geschah es zuweilen, wenn sie, an den Pfosten gelehnt, am offenen Fenster stand und in den gepflasterten Hof hinunterblickte, daß ein verlockender Trieb sie durchzuckte, sich hinunterzustürzen, bloß um es zu thun. Aber in demselben Augenblick hatte sie in der Phantasie den Sprung vollführt

und fühlte das schneidende, kühle Prickeln, das Sprünge aus der Höhe hervorbringt; und sie flüchtete vom Fenster in das Innerste des Zimmers, zitternd vor Angst und das Bild, wie sie blutend unten auf den harten Steinen lag, so deutlich vor Augen, daß sie wieder ans Fenster gehen und hinuntersehen mußte, um das Bild zu verscheuchen.

Weniger gefährlich und von etwas anderer Natur war ein Gefühl, das sie empfand, wenn sie, was zuweilen vorkam, ihren bloßen Arm besah und beinahe neugierig den Lauf der blauen und dunkelvioletten Adern unter der Haut verfolgte; die Lust nämlich, die sie dann fühlte, in die weiße Rundung hineinzubeißen: und sie folgte wirklich diesem Gefühl und biß wie ein häßliches kleines Raubtier Mal an Mal; sobald es aber wirklich weh that, hielt sie sofort inne und begann den armen gemißhandelten Arm zu liebkosen.

Zu einer anderen Zeit konnte sie, wie sie eben ging und stand, auf den Einfall kommen, in ihr Schlafzimmer zu gehen und sich zu entkleiden, bloß um sich in eine dicke rotseidene Decke zu wickeln und die kühle, glatte Berührung des Stoffes zu fühlen oder um eine eiskalte Stahlklinge an ihren entblößten Rücken zu legen.

Derartige Einfälle hatte sie viele.

*

Nach einer Abwesenheit von vierzehn Monaten kehrte Ulrik Frederik heim.

Es war in einer Julinacht. Marie konnte nicht schlafen, sie lag und lauschte auf den langsam pfeifenden Sommernachtswind, durch allerlei ängstliche Gedanken beunruhigt.

Die letzten acht Tage hatte sie Ulrik Frederik zu jeder Zeit und Stunde erwartet, sein Kommen wünschend, sein Kommen fürchtend.

Würde alles wieder wie in alten Tagen, wie vor vierzehn Monaten werden? Auf diese Frage antwortete sie in dem einen Augenblick mit nein, in dem anderen mit ja. Sie konnte ihm diese spanische Reise nicht recht verzeihen, sie war während dieser langen Zeit so alt geworden, so verzagt und

schweigsam, und nun kehrte er heim, gewöhnt an Glanz und Getümmel, frischer, jugendlicher als vorher, und fand sie bleich und abgehärmt, schwer im Gemüt, schwer von Gang, durchaus nicht die alte, und bei der ersten Begegnung werde er ihr gegenüber so fremd und kühl sein, und das werde sie noch mehr erschrecken, als wenn er sich von ihr abwenden würde; aber sie werde sich niemals von ihm wenden; nein, nein, sie wollte über ihn wachen wie eine Mutter, und wenn es ihm nicht gut ginge, würde er zu ihr kommen, und sie würde ihn trösten und ihm so gut sein, seinetwegen entbehren, dulden und weinen, alles für ihn thun. — Dann schien ihr wieder, sobald sie ihn sähe, werde alles sein wie es gewesen; ja, sie stürmten durch die Stuben wie kecke Pagen, tobten und lärmten und die Wände wiederhallten von Lachen und Jubel, und aus den Ecken klang es von leisen Küssen.

Während sie sich das so ausmalte, fiel sie in einen leichten Schlummer, und es lärmte und spielte in ihre Träume hinein, und als sie erwachte, lärmte es noch, rasche Fußtritte ertönten auf den Treppen, das Thor wurde aufgeschlagen, Thüren geschlossen, Wagen rasselten auf der Straße, und Pferdehufe scharrten auf dem Pflaster.

Er ist es! dachte sie, sprang auf, ergriff die große gestickte Bettdecke, und in diese gehüllt wie in einen Mantel eilte sie durch die Zimmer. Im Saal hielt sie an, dort stand ein Lichtstummel in einem hölzernen Leuchter auf dem Estrich und brannte, ein paar Lichter im Armleuchter waren angezündet, der Diener war vor lauter Eifer mitten in diesen Vorbereitungen fortgelaufen. Draußen wurde gesprochen. Es war Ulrik Frederiks Stimme. Sie zitterte vor Aufregung.

Die Thür ging auf und mit dem Hut auf dem Kopfe und im Mantel stürmte er herein, wollte sie in seine Arme schließen, bekam aber nur ihre Hand zu fassen, denn sie fuhr zurück; er sah so fremd aus, sie kannte seine Tracht nicht, er war so braun und so stark geworden, und unter dem Mantel war er in einer seltsamen Kleidung, dergleichen sie noch nie gesehen hatte. Es war die neue Mode mit langer Weste und pelz-

verbrämtem Rock, und die veränderte seine ganze Figur und machte ihn noch unkenntlicher.

„Marie!" rief er, „mein liebes Mädchen!" und er riß sie an sich, daß es ihr im Handgelenk weh that und sie sich vor Schmerzen wand. Aber er bemerkte es nicht, er war berauscht, denn die Nacht war nicht warm, und er hatte im letzten Kruge stark getrunken.

Es half nur wenig, daß Marie sich sträubte, er küßte und klopfte sie wild und unbändig. Endlich entschlüpfte sie ihm doch, und mit flammenden Wangen und wogendem Busen flüchtete sie ins nächste Zimmer; da kam ihr doch der Gedanke, daß dies vielleicht eine etwas sonderbare Bewillkommnung sei, und sie kehrte zurück.

Ulrik Frederik stand auf demselben Fleck, ganz verwirrt, geteilt zwischen dem Bestreben, seinen umnebelten Verstand dahin zu bringen, daß er begreife, was vorging, und der Anstrengung, die Nestel an seinem Mantel zu lösen; aber seine Gedanken wie seine Hände waren gleich hilflos. Als nun Marie zurückkam und ihn von dem Mantel befreite, dachte er daß das Vorangegangene nur Spaß gewesen sei, und brach in ein schallendes Gelächter aus, schlug sich auf die Lenden, drehte und wendete sich schwankend hin und her, drohte schelmisch Marie und lachte vergnügt und gutmütig, wollte offenbar etwas Spaßhaftes sagen, fing auch damit an, konnte es aber nicht herausbringen und sank schließlich ganz aufgelöst unter Lachen auf einen Stuhl nieder, stöhnend und nach Luft schnappend, mit einem glücklichen, breiten Lächeln über das ganze Gesicht.

Nach und nach wich das Lächeln einem matten Ernst, dann erhob er sich und ging in stummer, mißvergnügter Majestät im Saale auf und nieder, stellte sich endlich am Kamin vor Marie hin, den einen Arm in die Seite gestemmt, den anderen aufs Gesims gestützt, und blickte überlegen — beständig von dem starken Rausch beschwert — auf sie herab.

Nun hielt er in der Weise eines Betrunkenen eine lange, unzusammenhängende Rede über seine eigene Größe, über die Ehrungen, die ihm im Auslande erwiesen worden waren, und

über die große Ehre, die es für Marie, als eines gewöhnlichen Edelmanns Tochter sei, einen Gemahl zu haben, der, wenn er gewollt hätte, eine Prinzessin von Geblüt hätte heimführen können. Er ging dann ohne Veranlassung dazu über, daß er Herr im Hause sein wolle, daß sie gehorsam sein müsse, sehr gehorsam, er wolle kein Räsonnieren hören, keinen Laut, nicht einen einzigen; wie hoch er sie auch emporgehoben habe, so bleibe sie doch immerhin seine Sklavin, seine kleine Sklavin, kleine süße Sklavin, und jetzt wurde er so sanft wie ein spielender Luchs, weinte und schmunzelte und drang mit der ganzen Hartnäckigkeit eines betrunkenen Mannes auf sie ein mit groben Liebkosungen und plumpen Liebesworten, unabweislichen — unausweichlichen.

*

Am nächsten Morgen erwachte Marie viel früher als Ulrik Frederik. Es war fast ein Gefühl des Hasses, womit sie die Gestalt an ihrer Seite betrachtete. Ihr Handgelenk war geschwollen und schmerzte von seiner gewaltsamen Begrüßung am gestrigen Abend. Da lag er mit den kräftigen Armen unter dem starken behaarten Nacken; sorglos, trotzig — so schien es ihr — atmete die breite Brust, und ein mattes, sattes Lächeln schwebte um die roten, feuchtglänzenden Lippen.

Sie wurde blaß vor Zorn und rot vor Scham, indem sie ihn betrachtete. Fast ihr fremd geworden durch die lange Trennung, war er bei ihr eingedrungen, pochend auf ihre Liebe als sein Recht, der Ergebenheit und Zuneigung ihrer ganzen Seele so sicher, wie man sicher ist, seine Möbel da wieder zu finden, wo sie standen, als man ausging. Sicher, daß er entbehrt worden, überzeugt, daß die Klagen der Sehnsucht sich von ihren zitternden Lippen zu ihm in die Ferne geschwungen, daß das Ziel aller ihrer Wünsche seine breite Umarmung war. —

Als Ulrik Frederik aufstand, fand er sie halb sitzend, halb liegend auf einer Ruhebank in der blauen Stube. Sie war bleich, die Gesichtszüge abgespannt, die Augen niedergeschlagen,

und die kranke Hand lag matt in ihrem Schoß, mit einem Spitzentaschentuch umwickelt; er griff danach, aber sie reichte ihm langsam die linke, und bog mit einem schmerzlichen Lächeln das Haupt zurück.

Ulrik Frederik küßte lächelnd die ausgestreckte Hand, brachte einige scherzhafte Bemerkungen über seinen Zustand von gestern abend vor und entschuldigte sich damit, daß er, so lange er in Spanien gewesen, nicht ein einziges Mal einen ordentlichen Rausch gehabt, weil die Spanier durchaus keinen Begriff vom Trinken hätten, und er fügte hinzu, daß, wenn er ehrlich seine Meinung sagen sollte, so tränke er lieber den unechten Alikante und Malagawein von Johann Lehns Gaststube oder von Brühahns Keller als das echte, süße Teufelsgetränk, das dort unten getrunken werde.

Marie schwieg.

Der Frühstückstisch stand gedeckt und Ulrik Frederik fragte, ob sie nicht frühstücken wollten.

Marie mochte nichts genießen; sie bat ihn, zu entschuldigen, wenn er allein speisen müsse, sie habe keine Lust zum Essen, und ihre Hand schmerze so sehr, er habe sie ganz zerquetscht.

So bekam er denn zu wissen, wie schuldig er war. Er wollte durchaus die kranke Hand sehen, um sie zu küssen, aber Marie verbarg sie schnell in den Falten ihres Kleides und sah ihn an, wie er sagte, mit dem Blick einer Tigerin, die ihre wehrlosen Jungen verteidigt. Er bat lange, aber es half nicht; so setzte er sich lachend an den Tisch und aß mit einem Appetit, der Marie in hohem Grade mißfiel. Ruhig konnte er indes nicht sitzen, er mußte jeden Augenblick ans Fenster laufen und hinausblicken, denn alle Auftritte auf der heimatlichen Straße waren ihm so neu und drollig, daß er bald bei dem eifrigen Hin- und Herlaufen den halben Frühstückstisch im Zimmer verteilte. Sein Bier stand in dem einen Fenster, das Brotmesser lag in dem anderen, sein Mundtuch hing über der Vase auf dem vergoldeten Leuchtergestell, und ein Kringel lag auf einem kleinen Tisch in der Ecke.

Endlich wurde er fertig, setzte sich ans Fenster und blickte lange hinaus, wobei er zu Marie hinüberplauderte, die

ihm von ihrer Ruhebank aus nur selten oder gar nicht antwortete.

Zuletzt erhob sie sich und ging an das Fenster, wo er saß. Sie seufzte und blickte schwermütig in die Luft hinaus.

Ulrik Frederik lächelte und drehte sehr eifrig seinen Siegelring um den Finger herum.

„Soll ich auf die kranke Hand blasen?“ sagte er in klagendem, mitleidigem Tone.

Marie riß das Spitzentuch von der Hand, ohne ein Wort zu sagen, und fuhr fort hinauszublicken.

„Sie wird kalt, die arme Kleine,“ sagte er und blickte einen Augenblick auf.

Marie stützte, anscheinend gedankenlos, die kranke Hand gegen den Fensterpfosten, und spielte mit den Fingern wie auf einem Klavikordium hin und her, aus der Sonne und in den Schatten des Pfostens und aus dem Schatten wieder in die Sonne, vor- und rückwärts.

Ulrik Frederik sah mit lächelndem Wohlgefallen auf die hübsche, blasse Hand, die wie ein behendes, geschmeidiges Kätzchen im Fensterrahmen spielte und sich tummelte, sich wie zum Sprung krümmte, drehte und kehrte, einen Buckel machte, einen Anlauf nach dem Brotmesser nahm, mit dem Griff spielte, zurückkroch, sich platt niederlegte, langsam wieder zum Messer hinschlich, sich geschmeidig um den Griff schlängelte, die Klinge emporhob und blank in der Sonne spielen ließ, dann mit dem Messer in die Höhe fuhr ...

In demselben Augenblick blitzte das Messer auf seine Brust hernieder, aber er wehrte mit dem Arm ab, und die Klinge schnitt durch seine langen Spitzenmanschetten in den Ärmel, er aber schlug sie zur Seite und auf den Estrich, und sprang mit einem Ausruf des Entsetzens empor, daß der Stuhl umfiel; alles in einer kurzen Sekunde, gleichsam wie mit einer einzigen Bewegung.

Marie war totenbleich, sie preßte die Hände gegen die Brust, ihr Blick war starr und entsetzt; er war auf den Platz gerichtet, wo Ulrik Frederik gesessen hatte. Dann senkten sich

die Augenlider, ein schneidendes, hohles Lachen drängte sich über ihre Lippen, und sie sank zu Boden, lautlos und ganz langsam, wie gestützt von unsichtbaren Händen.

Als sie vorhin mit dem Messer spielte, hatte sie plötzlich bemerkt, daß Ulrik Frederiks Spitzenhemd offen stand und seine Brust entblößte, und in demselben Augenblick war der unsinnige Trieb in ihr erwacht, die kalte, blinkende Klinge in die weiße Brust zu stoßen — und sie that es; nicht weil sie ihn zu töten oder nur zu verwunden wünschte; vielleicht nur deshalb, weil das Messer kalt und die Brust warm war, oder möglicherweise, weil ihre Hand krank und schwach und die Brust stark und gesund war, aber vor allen Dingen deshalb, weil sie es nicht unterlassen konnte; weil ihr Wille keine Gewalt über ihr Hirn oder ihr Hirn keine Gewalt über ihren Willen hatte.

Ulrik Frederik stand bleich und stützte sich mit den Handflächen auf den Frühstückstisch; er zitterte, daß der Tisch wackelte und die Schüsseln gegeneinander klirrten. Furcht gehörte sonst nicht zu seinen Eigenschaften noch Mut zu dem, was ihm fehlte, aber dies war so ungeahnt gekommen, war so unbegreiflich wahnsinnig, daß er nur mit Gespensterfurcht an die Gestalt denken konnte, die still und leblos dort beim Fenster am Boden lag. Burrhis Worte von der Gefahr, die in eines Weibes Hand blinkte, klangen in ihm wieder, er sank aufs Knie und betete; denn alle vernünftige Sicherheit, alle verständige Zuversicht war aus dem Erdenleben entwichen, auch alle menschliche Gewißheit, denn es war der Himmel selbst, der regierte, der Einfluß unbekannter Geister, welcher lenkte, überirdische Mächte und Zeichen, welche bestimmten. Weshalb hätte sie ihn sonst töten wollen, weshalb? Du allmächtiger Gott, weshalb, weshalb? Weil es so sein mußte. Mußte?

Fast verstohlen hob er das Messer auf, zerbrach die Klinge und warf die Stücke in den leeren Kamin.

Noch regte Marie sich nicht.

Sie war doch nicht verwundet? Nein, das Messer war blank, und es war kein Blut an seinen Manschetten, aber sie

lag so still, so totenhaft still; er eilte zu ihr hin und hob sie in seinen Armen empor.

Marie seufzte, schlug die Augen auf, sah steif und leblos vor sich hin, sah Ulrik Frederik an und schlang ihre Arme um ihn, küßte und liebkoste ihn, sagte aber kein Wort. Sie lächelte zwar so glücklich und froh, aber es war eine fragende Angst in ihrem Blick, sie ließ die Augen über den Fußboden schweifen, als ob sie etwas suchte, griff plötzlich Ulrik Frederik ums Handgelenk und befühlte seinen Arm, und als sie sah, daß derselbe aufgerissen und die Manschetten geschlitzt waren, schrie sie vor Entsetzen auf.

„So that ich es doch," rief sie verzweifelt, „ach Gott im höchsten Himmel, bewahre meinen Verstand, ich bitte dich so innig! Aber weshalb fragst du mich nicht?" sagte sie zu Ulrik Frederik, „weshalb schleuderst du mich nicht von dir wie eine giftige Natter! Und doch, Gott weiß es, bin ich nicht schuld und habe keinen Anteil an dem, was ich that; es überkam mich, es war etwas da, das mich zwang, ich schwöre es dir mit einem Eide bei meinem höchsten Heiligen, es war etwas, das meine Hand leitete. Aber du glaubst es nicht, wie könntest du auch?" Und sie weinte und jammerte.

Aber Ulrik Frederik glaubte ihr vollkommen. Es war die vollste Bekräftigung seiner eigenen Gedanken, und er tröstete sie mit guten Worten und Liebkosungen, obgleich er einen heimlichen Schrecken vor ihr fühlte, als vor derjenigen, die ein armes, wahnwitziges Werkzeug in der unseligen Gewalt böser Geister war. Und er verwand diesen Schrecken nicht, obgleich Marie jeden Tag, den Gott werden ließ, allen Scharfsinn eines klugen Weibes aufbot, sein Vertrauen zu erlangen. Denn hatte sie an jenem ersten Morgen in ihrem Herzen geschworen, daß Ulrik Frederik alle seine Liebenswürdigkeit entfalten und all seine Geduld anwenden müßte, um sie wieder zu gewinnen, so war ihr Benehmen jetzt das gerade Gegenteil davon. Jeder Blick war eine Bitte, jedes Wort ein demütiges Versprechen, und in tausend kleinen Dingen, in Kleidung und Manieren, in schlauen Überraschungen und zarter Rücksichtnahme gestand sie ihm zu jeder Tagesstunde ihre innige, sehn-

suchtsvolle Liebe; und hätte sie weiter nichts als nur die Erinnerung an den Auftritt von jenem Vormittag zu überwinden gehabt, dann wäre ihr auch der Sieg zu teil geworden.

Aber größere Feinde standen ihrer Sache entgegen.

Ulrik Frederik war als armer Prinz aus einem Lande gezogen, wo der mächtige Adel die unechten Kinder eines Königs keineswegs für mehr als seinesgleichen ansah. Die Alleinherrschaft war noch so jung, und die Ansicht, daß der König seine Macht dadurch erkaufe, daß er von seiner Macht abgebe, so uralt. Der Halbgottglanz, der in späteren Zeiten den absoluten Erbkönig umstrahlte, war, wenn er damals auch schon entzündet war, nur matt und schwach und blendete keinen, der nicht allzu nahe stand.

Von diesem Lande zog Ulrik Frederik zu Philipp des Vierten Hof und Heer, und hier wurde er mit Geschenken und Ehrenbezeugungen überhäuft, zum Grand von Spanien ernannt und auf gleichem Fuße mit Don Juan d'Austria behandelt, denn der König von Spanien ließ es sich angelegen sein, in seiner Person Frederik dem Dritten zu huldigen und durch übermäßige Freigebigkeit und Gnade seiner Zufriedenheit darüber Ausdruck zu geben, daß dieser Monarch durch die Veränderung der Regierungsform in Dänemark und durch seine sonstigen anerkennenswerten und mit Sieg gekrönten Bestrebungen in die Reihe der absoluten Herrscher eingetreten war.

Gehoben und berauscht durch alle diese Ehrenbezeugungen, die seine Auffassung von der eigenen Bedeutung gänzlich veränderten, sah Ulrik Frederik bald ein, daß er unverzeihlich leichtsinnig gehandelt habe, eines gemeinen Edelmanns Tochter zu seiner Gemahlin zu machen, und Gedanken wie der, sie für seine eigene Unbesonnenheit büßen zu lassen, sie im Range erhöhen oder sich von ihr scheiden zu lassen, hatten sich auf seiner Heimreise im bunten Wirrwarr durchkreuzt. Und als nun die abergläubische Furcht hinzukam, daß sein Leben durch sie bedroht sei, faßte er den Entschluß, so lange bis er sich darüber klar geworden, was ferner zu thun sei, sie kalt und ceremoniell zu behandeln und jeden Versuch, das alte idyllische Verhältnis wiederherzustellen, zu vereiteln.

Frederik der Dritte, der ein feiner Beobachter war, entdeckte bald, daß Ulrik Frederik mit seiner Ehe nicht sonderlich zufrieden war, und verstand auch sehr wohl den Grund; deshalb benutzte er jede Gelegenheit, Marie Grubbe zu bevorzugen und auszuzeichnen, überschüttete sie mit Zeichen seiner Gunst und Gnade und glaubte sie auf diese Weise in den Augen und der Gunst Ulrik Frederiks heben zu können; aber es führte nicht zum Ziel; es trug nur dazu bei, ein Heer von wachsamen und neidischen Feinden um die Auserkorene zu schaffen.

*

In jenem Sommer wohnte, wie öfters, die königliche Familie auf Frederiksborg.

Ulrik Frederik und Marie zogen auch hinaus, um behilflich zu sein, allerlei Festlichkeiten und Aufzüge zu ersinnen und zu arrangieren, welche im September und Oktober vor sich gehen sollten, wenn der Kurfürst von Sachsen käme, um sich mit der Prinzessin Anna Sophie zu verloben.

Vorläufig war der Kreis des Hofes dort draußen ganz klein, erst am Schluß des August sollte er erweitert werden; dann wollte man mit den Proben zu den Balletts und anderen Belustigungen beginnen. Es war deshalb sehr still und man vertrieb sich die Zeit, so gut man konnte. Ulrik Frederik befand sich täglich auf langen Jagd- und Fischzügen, der König war eifrig an seiner Drehbank und in seinem Laboratorium beschäftigt, das er in einem der kleinen Schloßtürme eingerichtet hatte, und die Königin und die Prinzessinnen stickten zu dem bevorstehenden Feste.

*

In der Allee, die zum Gatter des kleinen Tiergartens hinaufführt, pflegte Marie ihren Morgenspaziergang zu machen.

Auch heute war sie dort.

Hoch oben in der Allee hob sich ihre krapprote Robe scharf von dem schwarzen Erdboden und grünen Laub ab.

Langsam kam sie näher.

Der zierliche, schwarze Filzhut, ohne anderen Schmuck als eine schmale Perlenlitze und einen blinkenden in Silber gefaßten Solitär an der Krempe, saß leicht auf dem in dichten Locken frisierten Haar. Das Leibchen der Robe schmiegte sich stramm und glatt an, die Ärmel waren bis zum Ellbogen herab eng, und hingen von dort ab, mit Perlmutterspangen verziert, geschlitzt und mit fleischfarbiger Seide gefüttert, weit herab. Eine dichtgewebte breite Spitze bedeckte die bloßen Arme. Der Rock, der hinten ein wenig schleppte, war an den Seiten hoch aufgeschürzt und ließ einen schwarz und weiß schräg gestreiften seidenen Unterrock sehen, der so kurz war, daß der Fuß in den schwarzgezwickelten Strümpfen und mit Perlen besetzten Schuhen eben sichtbar wurde. In der Hand hielt sie einen Fächer von Rabenfedern mit Schwanbesatz.

Vor dem Gatter stand sie still, hauchte in die hohle Hand und hielt sie zuerst vor das eine, sodann vor das andere Auge; dann riß sie einen Zweig ab und legte die kühlen Blätter auf die heißen Augenlider, aber gleichwohl konnte man sehen, daß sie geweint hatte. Dann ging sie durch das Pförtchen auf das Schloß zu, kehrte wieder um und schlug einen Seitenweg ein.

Kaum war sie zwischen den dunkelgrünen Buchsbaumhecken verschwunden, als sich oben in der Allee ein seltsames, gebrechliches Paar zeigte: ein Mann, der langsam und schwankend ging, wie jemand, der kürzlich von einer schweren Krankheit aufgestanden ist, stützte sich auf ein Frauenzimmer in einem altmodischen Mantel und mit einem grünen Augenschirm. Der Mann wollte schneller gehen, als er wohl eigentlich konnte, und das Frauenzimmer hielt ihn zurück und trippelte leise scheltend mit.

„Na, na!“ sagte sie, „laß nur deine Beine nicht mit dir durchgehen, du fährst ja darauf los wie ein windschiefes Rad auf einem schrägen Weg. Kranke Glieder müssen geschont werden. Geh' langsam! Sagte sie dir das nicht, die weise Frau in Lynge? Ist das eine Manier, so dahin zu stolpern auf Beinen, worin nicht mehr Kraft und Stärke ist als in einem alten Strohseil!“

„Du lieber Gott, was sind es doch auch für kümmerliche Beine!“ jammerte der Kranke und stand still, weil die Knie unter ihm wankten, „jetzt ist sie gar nicht mehr zu sehen,“ und er blickte sehnsüchtig nach dem Gatter hin, „ganz verschwunden ist sie, und heute wird keine Lustfahrt gemacht, hat der Fourier gesagt, und es ist so lange hin bis morgen.“

„Ja, ja, die Zeit vergeht wohl auch, kleiner Daniel, und heute kannst du nun ausruhen, dann bist du morgen um so viel stärker; dann folgen wir ihr durch den ganzen Wald, bis dicht an die Pforte; ja das thun wir, und jetzt gehen wir nach Hause und da darfst du auf der weichen Ruhebank liegen und bekommst einen guten Krug Bier und wir spielen Tricktrack, dann kommt Reinhold, der Mundschenk, wenn die hohe Herrschaft mit dem Essen fertig ist, und dann erfährst du Neues, und dann spielen wir drei einen rechtschaffenen Landsknecht bis Sonnenuntergang, ja, so machen wir's, kleiner Daniel, so machen wir's.“

„Ja, so machen wir's, machen wir's,“ höhnte Daniel nachäffend. „Du mit deinem Landsknecht und Besuch und Spiel! Wenn es in meinem Gehirn brennt wie heißes Blei und mein Verstand in wilder Bedrängnis ist und — hilf mir an den Wegrand, damit ich ein wenig sitzen kann — so ... so ... Bin ich bei Sinnen, Magnille? Bin ich? — Ich bin verrückt wie eine Fliege in einer Flasche, nicht wahr? Heiliges Kreuzsakrament, es zeugt von eines Mannes Klugheit, wenn er, ein verwachsener Krüppel von niedriger Herkunft, ein armer elender buckliger Kerl, sich in wahnsinniger Liebe zu der Ehegattin eines Prinzen verzehrt. Es ist gescheit, Magnille, sich nach ihr die Augen aus dem Kopf zu sehen, wie ein ans Land geworfener Fisch danach zu schnappen, nur einen Schimmer ihrer Gestalt zu sehen, mit seinem Munde den Staub zu berühren, den sie mit ihren Füßen getreten hat. Es ist gescheit, sage ich! Ach, Magnille, habe ich nicht Träume, wo sie sich über mich beugt und ihre weiße Hand auf meine gequälte Brust legt, oder wo sie so still liegt und so leise atmet und so kalt und verlassen ist und niemand hat, sie zu beschützen außer mir ... oder in einem flüchtigen

Schimmer vorüberwirbelt wie eine schwankende Lilie! — Aber es sind nichtige Träume, nur Dampf und Dunst und armselige Luftblasen."

Sie gingen weiter.

Am Gatter standen sie still.

Daniel stützte sich mit den Armen darauf und starrte zwischen den Hecken hinauf.

„Da drinnen!" sagte er.

Still und hell lag der Tiergarten in sonniger Luft mit sonnigem Laube. Kiesel und kleine Scherben auf dem Fußsteig warfen das Licht in zitternden Strahlenbündeln zurück, fliegende Spinngewebe flogen blinkend durch die Luft und trockene Knospenhülsen schwebten von den Buchenzweigen nieder; aber hoch oben gegen den blauen Himmel tummelten sich die weißen Schloßtauben, Sonnengold auf den hurtigen Schwingen.

Von einer fernen Laute erklang eine lustige Tanzmelodie gedämpft herunter.

„Ein solcher Narr!" murmelte Daniel. „Sollte man es glauben, Magnille, daß einer, der Indiens kostbarste Diamantperle besitzt, diese gering achten und hinter Scherben von gemaltem Glas herlaufen könnte! Marie Grubbe und Karen Viol! ist er bei Sinnen? Und jetzt glauben sie, daß er jagt, weil er den Wildschützen für sich schießen läßt und nach Hause kommt mit Waldschnepfen und kleinen Bekassinen, paarweise und in Bündeln; und unterdessen sitzt er in Lynge und tändelt mit einer feilen Dirne, einer Canaille — pfui, pfui, in den Pfuhl der Hölle mit einer so schmutzigen Wirtschaft! — Und er ist so eifersüchtig auf dieses Maikätzchen, daß er sich kaum getraut, sie einen ganzen Tag aus den Augen zu lassen, während ..."

Es raschelte im Laube und Marie Grubbe stand dicht vor ihm innerhalb des Gatters.

Damals als sie unten im Garten abbog, war sie zum Gehege hinuntergegangen, wo die Elentiere und die Esrom-Kamele gehalten wurden, und war von dort nach einer

Laube dicht am Gatter zurückgekehrt. Hier hatte sie Daniels Worte zu Magnille gehört.

„Wer seid Ihr?“ fragte sie jetzt, „und ist es die Wahrheit, was Ihr spracht?“

Daniel hatte Mühe, sich am Gatter aufrecht zu halten, so zitterte er.

„Daniel Knopf, wohlgeborene Madame, der tolle Daniel. Kehrt Euch nicht an sein Geschwätz, es fährt ihm so aus dem Munde, Vernünftiges und Unvernünftiges durcheinander, Hirngespinste und Zungendrescherei, und weiter nichts.“

„Ihr lügt, Daniel!“

„Ja, du lieber Gott, ja, gewiß lüge ich, das ist kein Wunder, denn hier, wohlgeborene Madame,“ und er deutete auf seine Stirn, „hier ist es ja nicht richtig. Verneige dich, Magnille, verneige dich höflich und sage der wohlgeborenen Madame Güldenlöwe, wie verrückt ich geworden bin, — sei nicht schüchtern! Herr Gott, wir haben ja alle unsere Fehler und kleinen Gebrechen! Sag es nur, Magnille, wir sind ja bei alledem doch nicht verrückter als der liebe Gott uns gemacht.“

„Ist er wirklich ganz verrückt?“ fragte Marie.

Magnille verbeugte sich verwirrt, ergriff durch die Stäbe des Gatters einen Zipfel von Maries Kleid, küßte ihn und sah ganz erschrocken aus. „O nein, nein, das ist er nicht, Gott sei gelobt.“

„Sie ist gleichfalls ...“ und Daniel beschrieb mit der Hand einen Kreis in der Luft ... „wir hüten einander, wir zwei Irre, so gut wir können; es ist zwar nicht zum besten, aber du lieber Gott, Irre sehen, Irre gehen, und mit vereinten Kräften gelangen sie auch ans Grab, aber es wird nicht für sie geläutet, das darf nicht sein. Im übrigen Dank der freundlichen Nachfrage, vielen Dank, vielen Dank und Gott befohlen.“

„Bleibt,“ sagte Marie Grubbe, „Ihr seid nicht verrückter, als Ihn Euch selbst macht. Ihr müßt reden, Daniel, wollt Ihr, ich soll niedrig von Euch denken, daß Ihr den Vermittler zwischen der, die Ihr nanntet, und meinem Herrn Gemahl macht? Wollt Ihr das?“

„Ein armer, irrsinniger Mann," jammerte Daniel und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Gott vergebe es Euch, Daniel, Ihr treibt ein schändliches Spiel; ich habe Euch für besser, für viel besser gehalten!"

„Ist es wahr, ist es wirklich wahr?" rief er eifrig, und seine Augen strahlten vor Freude, „dann bin ich wieder klug, fragt mich nur, fragt nur."

„Waren sie wahr, die Worte..?"

„Wie das Evangelium, aber..."

„Seid Ihr dessen gewiß? Ihr irrt Euch nicht?"

Daniel lächelte.

„Ist... er heute dort?"

„Ist er auf der Jagd?"

„Ja."

„Also — ja."

„Was ist —," begann Marie nach einer kleinen Pause wieder, „... was ist es für eine Art Person, wenn Ihr es wißt?"

„Klein, wohlgeborene Madame, recht klein, rot und rund wie ein Zwiebelapfel, geschwätzig und munter, mit lachendem Mund und fließender Zunge."

„Aber wo stammt sie her?"

„Vor zwei Jahren, oder dritte halb, war sie mit einem französischen Kammerdiener verheiratet, der aus dem Lande lief und sie sitzen ließ, aber sie saß nicht sehr lange, sondern reiste in Gesellschaft eines verschuldeten Harfenspielers nach Paris, und dort und in Brüssel ist sie gewesen, bis sie im vorigen Jahr um Pfingsten wieder hier ins Land kam. Sie hat übrigens von Natur einen hellen Kopf und angenehme Manieren, ausgenommen, wenn sie betrunken ist; das ist meine ganze Wissenschaft."

„Daniel," sagte sie und hielt plötzlich inne, als besänne sie sich.

„Daniel," antwortete dieser mit einem feinen Lächeln, „ist Euch jetzt und immerdar so treu wie Eure rechte Hand."

„Wollt Ihr mir denn behilflich sein? — Könnt Ihr mir

einen Wagen und einen Burschen zum Fahren besorgen, der zur Hand ist, sobald ich Euch ein Zeichen gebe?"

„Ja, das kann ich. In einer kleinen Stunde soll ein Wagen auf Hermann Bleideckers Wiese halten, dicht bei dem alten Bretterschuppen. Verlaßt Euch darauf, wohlgeborene Madame."

Marie stand einen Augenblick, als ob sie sich bedächte. „Wir sprechen uns noch," sagte sie, nickte Magnille freundlich zu und ging.

„Ist sie nicht ein Tresor aller Schönheit, Magnille," rief Daniel und stierte entzückt den Steig hinauf, den sie gegangen war. „Und so adlig stolz," fügte er triumphierend hinzu, „o, sie würde mich mit Füßen stoßen, ihren Fuß verächtlich auf meinen Nacken setzen und mich in den tiefsten Staub treten, wenn sie wüßte, wie kühn Daniel von ihrer Person träumt. — So strahlend schön und herrlich! Es brannte mir aufs Herz ihretwegen, daß sie sich mir anvertrauen mußte, mir! Die majestätische Palme ihres Stolzes vor mir senken... aber es ist Wonne in dem Gefühl, Magnille, himmlische Wonne, Magnillechen!"

So stolperten sie miteinander ab.

Daß Daniel und seine Schwester nach Frederiksborg gekommen waren, war so zugegangen: Der arme Kurzleib hatte nach dem Auftritt im „Stataskrug" eine unsinnige Liebe zu Marie Grubbe gefaßt. Eine armselige phantastische Liebe, die nicht mehr hoffte, forderte oder erwartete als goldene Träume. Nicht mehr. Und das bißchen Wirklichkeit, das erforderlich war, diese Träume mit einem schwachen Schein von Leben zu färben, fand er in reichem Maße darin, sie hin und wieder zu sehen, wie die Gelegenheit es darbot, einen kurzen Schimmer von ihr in der Nähe oder vorüberziehend in der Ferne. Als nun aber Güldenlöwe verreiste und Marie niemals ausging, da wuchs seine Sehnsucht und stieg und stieg, bis sie nahe daran war, ihn wahnsinnig zu machen und ihn schließlich aufs Krankenlager warf.

Als er geschwächt und zerrüttet sich wieder erhob, war Güldenlöwe zurückgekehrt, und von einer von Maries Mädchen, die er in seinem Solde hatte, erfuhr er, daß das Verhältnis zwischen Marie und ihrem Gemahl nicht das beste war, und diese Nachricht gab seiner Leidenschaft neue Nahrung und neues Wachstum, das übernatürlich üppige Wachstum der Phantasiegebilde. Ehe er noch seine Krankheit soweit überwunden hatte, daß er ordentlich gehen und stehen konnte, reiste Marie nach Fredriksborg. Er mußte ihr folgen, warten konnte er nicht. Er sagte, er wolle zu der weißen Frau in Lynge, um vollständig geheilt zu werden, und seine Schwester Magnille solle ihn begleiten; sie könne dann auch gleichzeitig Hilfe für ihre kranken Augen finden. Freunde und Bekannte fanden das ganz vernünftig, und sie fuhren beide, Daniel und Magnille, nach Lynge hinaus. Hier entdeckte er Güldenlöwes Verhältnis mit Karen Viol, und hier vertraute er sich Magnille vollständig an, sprach zu ihr von seiner sonderbaren Liebe, sagte ihr, daß für ihn Licht und Lebensluft nur dort sei, wo Marie Grubbe wäre, und beschwor sie, ihn nach der Stadt Frederiksborg zu begleiten, damit er derjenigen nahe sein könnte, die so vollständig sein Gemüt beherrschte.

Magnille gab nach. Sie mieteten sich in Frederiksborg ein, und waren nun schon seit vielen Tagen Marie Grubbe auf ihren einsamen Morgengängen aus der Ferne gefolgt.

Und auf diese Weise traf es sich, daß sie einander begegneten.

Elftes Kapitel.

Einige Tage später, an einem Vormittag, war Ulrik Frederik in Lynge.

Er lag auf allen Vieren draußen in dem kleinen Garten vor dem Hause, in welchem Karen Viol wohnte, mit einem Kranz von Rosen in der einen Hand, während er mit der anderen versuchte, einen kleinen weißen Schoßhund unter den

Haselbüschen in der Ecke bald hervorzulocken, bald hervorzuziehen.

„Boncoeur! petit, petit Boncoeur! Boncoeur, komm doch, kleiner Schelm, ah, so komm doch, kleiner Hansnarr, ah, du Hundsvieh, Boncoeur, kleines Tierchen! — Verdammtes, trotziges Ding...!“

Karen stand am Fenster und lachte.

Der Hund kam nicht, und Ulrik Frederik lockte und fluchte.

„Amy des morceaux délicats,“

sang Karen und winkte mit einem vollen Weinpokal:

„Et de la débauche polie
Viens noyer dans nos Vins Muscats
Ta soif et ta mélancolie!“

Sie war sehr aufgeräumt, sehr erhitzt, und einige Töne des Liedes gingen höher als sie wohl eigentlich sollten.

Endlich fing Ulrik Frederik den Hund ein.

Triumphierend trug er ihn zum Fenster hin, drückte ihm den Rosenkranz über die Ohren herab und reichte ihn kniend zu Karen hinauf.

„Adorable Venus, reine des coeurs, je vous prie accepter de votre humble esclave cet petit agneau innocent, couronné des fleurs...“

In diesem Augenblick öffnete Marie Grubbe die Gartenpforte. Sie ward bleich, als sie Ulrik Frederik kniend einen Rosenkranz oder was es sonst war, zu dem roten, lachenden Frauenzimmer emporreichen sah; und sie bückte sich nieder, nahm einen Stein und warf ihn mit aller Macht nach ihr, aber er traf den Rahmen des offenen Fensters, sodaß die Scheiben klirrend auf die Erde niederregneten.

Karen stürzte schreiend davon. Ulrik Frederik blickte ihr ängstlich nach, verlor in der Überraschung den Hund, behielt aber den Kranz und drehte ihn jetzt erstaunt, zornig und verlegen in seinen Händen.

„Warte nur, warte nur,“ rief Marie, „ich traf dich nicht, aber ich werde, ich werde schon!“ und sie zog eine lange, starke Stahlnadel, deren Knopf mit Rubinen verziert war, aus ihrem

Haar. Diese hielt sie vor sich empor wie einen Dolch und eilte mit wunderlich kurzen Schritten, fast im hüpfenden Lauf auf das Haus zu. Es war, als könnte sie nicht sehen, denn sie lief nicht gerade darauf zu, sondern in seltsamen, unsicheren Wendungen gegen die Hausthür.

Dort hielt Ulrik Frederik sie zurück.

„Geh mir aus dem Wege," sagte sie fast jammernd, „du mit deinem Kranz!"

„Einer solchen," fuhr sie fort, während sie versuchte, bald von der einen bald von der anderen Seite an ihm vorbeizuschlüpfen und dabei beständig die Hausthür im Auge behielt, „einer solchen bindest du Kränze, Rosenkränze, ja, ja, da bist du der schmachtende Schäfer; hast du nicht auch eine Schalmei? Hast du keine Schalmei?" wiederholte sie und riß ihm zugleich den Kranz aus den Händen, warf ihn auf die Erde und stampfte ihn mit den Füßen, „und einen Hirtenstab, Amaryllis, mit einer seidenen Schleife?"

„Laß mich vorbei, sag' ich!" drohte sie und hob den Nadeldolch gegen ihn auf.

Er ergriff sie bei beiden Handgelenken und hielt sie fest: „Willst du wieder stechen?" fragte er scharf.

Marie blickte ihn an.

„Ulrik Frederik," sagte sie ganz leise, „ich bin deine Ehefrau vor Gott und den Menschen. Weshalb liebst du mich nicht mehr? Folge mir, laß die da drin das sein, was sie ist, und komme mit! Folge mir, Ulrik Frederik, du weißt nicht, welche brennende Liebe ich zu dir hege, wie bitterlich ich mich sehne und gräme, hörst du, komme mit mir!"

Ulrik Frederik antwortete nicht. Er bot ihr den Arm und führte sie aus dem Garten und zu ihrem Wagen, der nicht weit davon entfernt hielt. Er half ihr hinein, ging vorn um die Pferde herum, besah die Sielen, spannte einen Riemen um und rief den Kutscher herunter, wie um ihn die Halskoppeln anders ordnen zu lassen, und als sie beide vorn standen, flüsterte er ihm zu:

„Sobald du wieder auf dem Bock bist, so jage davon, so schnell als die Mähren laufen können, und halte keine Minute

still, ehe ihr zu Hause seid; das sage ich dir, und du kennst mich wohl!“

Der Kutscher war im Sitz, Ulrik Frederik trat an die Seite des Wagens, als wollte er auch aufsteigen. Die Peitsche sauste auf die Pferde herab, er sprang zurück, und der Wagen fuhr davon.

Einen Augenblick dachte Marie daran, den Kutscher zum Stillhalten zu bewegen, die Zügel zu ergreifen, vom Wagen zu springen; aber plötzlich kam eine ohnmächtige Ruhe über sie, ein unendlich tiefer, namenloser Widerwille, ein erstickender Ekel, und sie blieb still und ruhig sitzen, vor sich hinstarrend, ohne auf die rasende Fahrt des Wagens zu achten.

Und Ulrik Frederik war wieder bei Karen Viol.

*

Am Abend, als Ulrik Frederik nach Hause zurückkehrte, war er eigentlich ein wenig beklommen; er war gerade nicht ängstlich, aber in jener Spannung, welche die Menschen beschleicht, wenn sie die feste Überzeugung haben, daß sie einer Reihe von Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten entgegengehen, denen sie nicht ausweichen können, durch die sie hindurch müssen.

Marie würde sich natürlich beim König beklagt haben und dieser ihm langweilige Vorwürfe machen, die er bis zu Ende anhören müsse; Marie werde sich in das majestätische Schweigen der gekränkten Unschuld hüllen, was er zu ignorieren sich bemühen werde. Die Stimmung dort oben werde äußerst drückend sein, die Königin werde müde und leidend aussehen, vornehm leidend, und die Hofdamen, die nichts wußten, aber alles ahnten, würden schweigend dasitzen, dann und wann leise seufzend ihre Köpfe erheben und ihn mit großen, verzeihenden Augen milde-vorwurfsvoll anblicken. Er kannte das ja alles bis zu der Glorie hochherziger Treue und heroischer Selbstaufopferung, womit der arme Kammerjunker der Königin sein beschränktes Haupt dadurch umgeben würde, daß er sich mit komischem Heroismus auf seine, Ulrik Frederiks Seite, stellte, ihn mit Höflichkeit und ehrerbietig tröstenden Dummheiten überschüttend, während seine kleinen, wasserblauen Augen und

seine ganze schmächtige Gestalt so deutlich wie klare Worte sprächen und sagten: „Seht, alle kehren ihm den Rücken, nur ich nicht. Auf die Gefahr königlicher Ungnade und des Mißfallens der Königin hin tröste ich den Verlassenen! Ich setze meine treue Brust als Schild gegen ...“ Ach, wie gut kannte er das alles, alles miteinander!

Er irrte sich.

Der König empfing ihn mit einem lateinischen Sprichwort, ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß er bei guter Laune war, und Marie erhob sich und reichte ihm die Hand wie sonst, ein wenig kälter vielleicht, etwas gemessener vielleicht, aber jedenfalls ganz anders, als er erwartet hatte.

Auch dann, als sie beide allein waren, deutete sie mit keinem Worte auf ihre Begegnung in Lynge hin, und Ulrik Frederik wunderte sich darüber nicht ohne Mißtrauen, er wußte nicht recht, wie er sich dieses eigentümliche Schweigen zu erklären habe.

Er hätte es fast lieber gesehen, wenn sie gesprochen hätte.

Sollte er sie zum Reden bewegen, ihr dafür danken, daß sie geschwiegen, sich stellen, als fühle er Reue und wolle Buße thun und eine Versöhnungsscene aufführen?

Er wagte nicht recht, es zu versuchen, denn er hatte bemerkt, daß sie dann und wann mit einem so seltsamen Ausdruck in den Augen verstohlen auf ihn hingeblickt hatte; mit einem ruhigen, messenden, durchdringenden Blick voll stiller Verwunderung und kühler, fast höhnischer Neugier. Nicht ein Funke von Rache oder Haß, nicht ein Schatten von Trauer oder Klage, nicht ein zitternder Schimmer zurückgedrängter Wehmut! Nichts dergleichen, nichts von alledem.

Deshalb wagte er es nicht, und es wurde nichts gesprochen.

In den nächstfolgenden Tagen konnten seine Gedanken hin und wieder unruhig dabei verweilen, und ihn ergriff dann eine fieberhafte Lust, die Sache aufgeklärt zu sehen.

Aber es geschah nicht, und er konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß jene unausgesprochenen Vorwürfe jetzt wie Lindwürmer in ihrer finsteren Höhle lagen, brütend über

dunklen Schätzen, welche wuchsen wie das Otterngezücht wächst: blutrote Karfunkel auf goldigem Stiel sich erhebend, und bleicher Opal langsam sich ausbreitend, schwellend und sich vermehrend, während die Leiber der Ungeheuer, still aber unaufhaltsam wachsend, in Windungen und Krümmungen, Ring an Ring über dem funkelnden Gewimmel des Schatzes sich emporrichteten.

Ja, sie mußte ihn hassen, mußte auf Rache sinnen, denn ein solcher Hohn, wie er ihn ihr zugefügt hatte, ließ sich nicht vergessen; und er brachte diesen vermuteten Rachedurst in Verbindung mit dem seltsamen Auftritt, wo sie ihre Hand wider ihn erhoben, mit Burrhis warnenden Worten, und mied sie jetzt noch mehr als vorher, und wünschte noch eifriger, daß ihre Wege sich scheiden möchten.

Aber Marie dachte nicht an Rache, sie hatte sowohl ihn wie Karen Viol vergessen; denn in jener Minute namenlosen Ekels war ihre Liebe erloschen, spurlos erloschen wie eine glänzende Seifenblase, die in Staub zerplatzt und nicht mehr ist. Und ihr Glanz ist auch nicht mehr, und die flüchtigen Farben, die sie jedem kleinen Bilde verlieh, das sich in ihr spiegelte, auch die sind nicht mehr. Sie sind vergangen, und der Blick, den sie durch ihre Pracht und unruhige Schönheit fesselten, der ist jetzt frei, schaut frei umher und sieht weit hinaus in die Welt, die Welt, die sich bisher in farbigen Bildern im Glast der Blase spiegelte.

Auf dem Schlosse war die Zahl der Gäste Tag für Tag gewachsen. Die Ballettproben waren bereits in vollem Gange, und Tanzmeister und Acteurs, Pilloy und Cobbereau, waren hinausbeordert, teils um zu instruieren, teils um die schwierigsten und undankbarsten Rollen selbst zu übernehmen.

Auch Marie Grubbe sollte in dem Ballett auftreten und nahm mit Eifer an den Übungen teil. Sie war seit dem Tage in Lynge viel thätiger und geselliger, sozusagen wacher geworden.

Früher war ihr Verkehr mit ihrer Umgebung ziemlich äußerlich gewesen; wenn nicht gerade etwas sich gleichsam an sie richtete, ihre Aufmerksamkeit oder ihr Interesse weckte, so

zog sie sich gleich in ihre eigene kleine Welt zurück und blickte von dort gleichgiltig auf die Unbeteiligten hinaus. Jetzt dagegen lebte sie mit; und wäre ihr Umgangskreis nicht von all den mannigfachen Neuigkeiten und Abwechslungen jener Tage so sehr in Anspruch genommen gewesen, so würde man mit Erstaunen bemerkt haben, wie verändert ihr Wesen geworden war. Es war eine ruhige Sicherheit über sie gekommen, eine fast boshafte Feinheit in ihre Rede und eine kluge Wachsamkeit in ihre Mienen.

Aber niemand bemerkte es; nur Ulrik Frederik ertappte sich einigemal dabei, sie wie eine fremde, ihm unbekannte Person zu bewundern.

Unter den Gästen, die der Monat August brachte, war auch ein Verwandter Maries, Sti Hög, der Mann ihrer Schwester.

Ein paar Tage nach seiner Ankunft, gegen Nachmittag, standen sie zusammen auf einem Hügel im Walde, wo man über die Stadt und das dahinter liegende flache, von der Sonne versengte Land hinausblickte.

Große, langsam gleitende Regenwolken sammelten sich oben in der Luft, und von der Erde stieg ein bitterer, welker Duft auf, als wäre es der Seufzer der matten, halb erstorbenen Kräuter nach der belebenden Feuchtigkeit.

Das schwache Lüftchen, das kaum stark genug war, um die Mühle dort unten am Kreuzwege in Gang zu halten, säuselte mißmutig in den Baumwipfeln, sodaß es sich anhörte, als klage der Wald verzagt über den Sonnenbrand und die Sommerhitze, — und wie der Bettler, der seine Mitleid erregende Wunde entblößt, so schienen die gelben, vertrockneten Wiesen ihren kahlen Jammer den Blicken des Himmels bloßzulegen.

Dichter und dichter sammelten sich die Wolken, und einzelne große Regentropfen, ganz einzelne, fielen schwer auf Blätter oder Halme, die sich auf einen Augenblick seitwärts bogen, zitterten und dann plötzlich wieder ruhig wurden. Die Schwalben strichen dicht über dem Erdboden hin und der bläuliche Abendnebel begann die schwarzen Strohdächer der nahen Stadt zu verhüllen.

Ein Wagen rumpelte schwerfällig den Weg entlang, und von den Gängen und Steigen unten rund um den Fuß des Hügels hörte man gedämpftes Lachen und muntere Rede, das Rauschen von Fächern und Seide, das Bellen kleiner Schoßhunde und das Knacken und Brechen trockener Zweige.

Es war der Hof auf seiner Nachmittags-Promenade.

Marie und Sti Hög hatten sich von den anderen getrennt und waren auf den Hügel hinaufgegangen. Jetzt standen sie schweigend und blickten hinaus, atemlos von dem schnellen Aufstieg an dem jähen Abhang.

Sti Hög war damals wenige Jahre über dreißig. Er war ein stattlicher Mann, groß und hager, rothaarig und mit einem langen, schmalen Gesicht. Er war bleich und sommersprossig und seine dünnen, weißgelben Augenbrauen wölbten sich hoch über seinen blanken, hellgrauen Augen, die hierdurch und weil die Augenlider ganz rosenrot waren, und er, wenn er blinzelte, dies langsamer that, oder besser gesagt, die Augen länger geschlossen hielt als andere Menschen, einen nackten, lichtscheuen Ausdruck bekamen. Seine Stirn war hoch und über den Schläfen stark gerundet und blank. Die Nase, schmal und ein wenig gekrümmt, war etwas zu lang, und das Kinn sowohl zu lang wie zu spitz, während der Mund vollkommen hübsch, die Farbe der Lippen sehr frisch, ihre Linien sehr rein und die Zähne klein und weiß waren. Doch war es nicht dies, was den Mund so eigentümlich machte, sondern vielmehr jenes seltsam schwermütige, grausame Lächeln, das man zuweilen bei großen Wollüstlingen findet, dieses Lächeln, in welchem sich verlangende Begier und verachtende Müdigkeit zugleich ausdrückt, zugleich zärtlich und sehnsuchtskrank wie süße Töne, und grausam und blutgierig wie das gedämpfte Knurren der Befriedigung, das sich aus der Kehle des Raubtiers hervordrängt, wenn seine Zähne sich in die zitternde Beute schlagen.

So sah Sti Hög aus.

Damals.

„Madame,“ sagte er, „habt Ihr nie den Wunsch gehegt, gut und wohlverwahrt hinter den Pforten eines Klosters zu sitzen, wie man solche in Italien und dort herum hat?“

„I nein! Gott behüte mich! Wie sollte ich auf derartige katholische Gedanken kommen?"

„Ihr seid also sehr glücklich, meine teure Verwandte? Der Trank des Lebens ist für Euch klar und frisch, er schmeckt süß auf Eurer Zunge, er erwärmt Euer Blut und belebt Eure Gedanken? Ist es die Möglichkeit! Niemals bitter, schal und abgestanden? Niemals trübe wie von Spinnen und Würmern, die umherkrabbeln und kriechen ...? Dann habe ich mich in Eurem Aussehen getäuscht."

„Ja, wenn Ihr mich dahin bringen könntet, Euch auf diese Weise zu beichten!" sagte Marie und lachte ihm gerade ins Gesicht.

Sti Hög lächelte, führte sie zu einer kleinen Rasenbank, und sie setzten sich.

Er sah forschend zu ihr auf.

„Wißt Ihr nicht," sagte er langsam, anscheinend verlegen und ungewiß, ob er schweigen oder reden sollte, „wißt Ihr nicht, Madame, daß es hier auf der Welt eine geheime Verbindung giebt, die man die Compagnie der Melancholischen nennen könnte? Das sind Leute, denen von der Geburt an eine andere Natur und Beschaffenheit als anderen Leuten gegeben ist; sie haben ein größeres Herz und schnelleres Blut, sie begehren und verlangen mehr, begehren stärker, und ihr Verlangen ist wilder und brennender, als es bei dem gemeinen Adelshaufen der Fall ist. Sie sind flink wie die Sonntagskinder, ihre Augen sind offener, alle ihre Sinne sind subtiler in ihren Empfindungen, sie trinken mit den Wurzeln ihres Herzens des Lebens Lust und Freude, während die anderen diese nur mit ihren groben Händen ergreifen."

Er hielt inne, nahm seinen Hut in die Hand und ließ die Finger spielend über den vollen Federbusch gleiten.

„Aber," fuhr er mit gedämpfterer Stimme und wie zu sich selbst redend fort, „Wollust am Anblick der Schönheit, an Pracht in allen Dingen, welche Namen haben, Wollust in den innersten Regungen des Gemüts, Wollust in den heimlichen Trieben und Gedanken, die der Mensch selbst nie recht begreifen kann, alles, was anderen, wenn sie müßig sind, zur

vorübergehenden Kurzweil oder völligen Schlemmerei wird, das ist für ihre Seelen wie Arzenei und köstlicher Balsam. Es sind die einzigen honigtriefenden Blüten des Lebens, aus denen sie ihre tägliche Nahrung saugen, und deshalb suchen sie auch auf dem Baume des Lebens Blüten auf, wo jene niemals glauben, sie finden zu können — unter dunklen Blättern und auf dürren Zweigen, — aber jene, die anderen, kennen sie denn die Wollust, die im Kummer oder in der Verzweiflung liegt?"

Marie lächelte höhnisch und antwortete nicht.

„Aber weshalb," fragte Marie und blickte gleichgiltig von ihm hinweg, „weshalb nennt Ihr sie die Melancholischen, während es ja nur die Lust und Freude der Welt ist, auf die sie ihre Gedanken gerichtet haben, und niemals auf das, was schwer oder was traurig ist?"

Sti Hög zuckte mit den Achseln und machte Miene aufzustehen, als ob er es müde wäre, länger bei diesem Thema zu verweilen und Lust hätte, die Unterhaltung abzubrechen.

„Aber weshalb denn?" wiederholte Marie.

„Weshalb?" rief er ungeduldig und mit einer verächtlichen Betonung, „weil alle Freuden des Erdenreichs so kurz und vergänglich sind, so falsch und unvollkommen; weil jede Wollust in dem Augenblick, wo sie wie eine reiche Rose emporblüht, entlaubt wird wie ein Baum im Herbst; weil jede herrliche Lust des Lebens, strahlend in Schönheit und in der üppigsten Blüte ihrer Kraft, sofort, wenn sie dich in ihre gesunden Arme schließt, vom Gift des Todes angehaucht wird, sodaß du, sobald sie deinen Mund berührt, merkst, daß sie unter den Krämpfen der Vergänglichkeit zittert. Ist das wohl erfreulich? Muß nicht dieser Gedanke sich wie brauner Rost in jede glückverheißende Stunde fressen, ja gleich wie schädlicher Reif jedes frohe Gefühl der Seele bis an die tiefste Wurzel ertöten?"

Er sprang von der Rasenbank auf und sprach mit heftigen Gebärden auf sie ein.

„Also Ihr fragt, weshalb sie die Melancholischen genannt werden, wenn alle Wollust, sobald man nach ihr greift, den

Balg wechselt und zum Ekel wird, wenn aller Jubel nur der letzte qualvolle Atemzug der Freude ist, wenn alle Schönheit nur Schönheit, ist, die verschwindet, und alles Glück nur Glück, das zerbricht!“

Er begann vor ihr auf und ab zu gehen.

„Also das ist es, was Euch auf Klostergedanken bringt?“ sagte Marie und blickte lächelnd vor sich hin.

„So ist es, Madame; manchmal stelle ich mir vor, daß ich in eine einzelne Klosterkammer eingesperrt bin oder in einem hohen Turm gefangen gehalten werde, wo ich einsam an meinem Fenster sitze und wache und beobachte, wie der Tag schwindet und die Nacht hereinbricht; während die Einsamkeit, still und stumm, aber stark und kräftig, sich um meine Seele emporrankt und mir den schlafbringenden Saft ihrer Trauben ins Blut flößt. — Ach, ich weiß sehr wohl, daß alles nur Dichtung und Betrug ist; niemals wird die Einsamkeit Macht über mich gewinnen, ich würde mich sehnen, mit in lichterlohen Flammen brennender Sehnsucht wieder hinausstreben nach dem Leben und dem, was das Leben ausmacht ... aber von allem, was ich hier predige, versteht Ihr nichts .. Gehen wir, ma chère, es wird bald regnen, der Wind hat sich gelegt.“

„Aber es klärt sich ja auf, seht nur wie hell rund umher der Himmelsrand ist.“

„Jawohl, es klärt sich dort, um sich dichter zusammenzuziehen.“

„Ich meine: nein,“ sagte Marie und erhob sich.

„Ich schwöre: ja, mit Eurer gütigen Erlaubnis.“

Marie lief den Abhang hinunter.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“ rief sie zurück, „kommt jetzt herunter in das Eurige!“

Als sie unten waren, bog Marie ab, vom Schloß hinweg, und Sti Hög blieb an ihrer Seite.

Er schien gedankenvoll und machte keine Miene, die abgebrochene Unterhaltung wieder aufzunehmen.

„Hört mal!“ sagte jetzt Marie, „Ihr habt eigentlich eine zu gute Meinung von mir, Sti Hög. Aufs Wetter verstehe

ich mich nicht, und was die Leute mir sonst vorschwatzen, das verstehe ich auch nicht."

„O doch!"

„Aber nichts von dem, was Ihr zu mir gesprochen."

„Nein."

„Jetzt schwöre ich: ja!"

„Schwören schlägt kein Auge aus, wißt Ihr, wenn die Faust nicht nachfolgt."

„Nun denn, so glaubt es, wenn Ihr wollt, aber die schwere, stille Betrübnis, die über uns kommt, die kenne ich weiß Gott hinlänglich. Herr Jens sagte immer, es sei das Heimweh nach dem Himmelreich, wo das rechte Heimatland jeder Christenseele sei, aber ich glaube es kaum. Man fühlt ein Sehnen und Bangen und kennt kein lebhaftes Hoffen, um sich damit zu trösten; nein, nein! O, der bitteren Thränen, die ich oft geweint. Es kommt so unergründlich schwer und verzehrend über einen, daß man im Herzen erkrankt und sich in seinen Gedanken so ermüdet fühlt und wünscht, nie geboren zu sein. Aber niemals ist es die Vergänglichkeit des Glückes oder der Welt gewesen, die mir den Sinn so beschwert hat, daß ich deshalb traurig gewesen wäre; niemals! Es war etwas ganz anderes, es war ... ja, es ist schlechterdings unmöglich, diesem Kummer einen Namen zu geben. Aber es kommt mir zuweilen so vor, als wenn es am meisten einer Trauer über einen verdeckten Fehler in unserer eigenen Natur gliche, einem inneren Schaden an der Seele, der uns ganz anders — in jeder Hinsicht geringer — als andere Leute macht. Nein, es ist so überaus schwer, es in Worte zu fassen, die den richtigen Sinn wiedergeben. Seht, das Leben, die Welt erschienen mir so unaussprechlich schön und prächtig, es mußte eine so über alle Maßen stolze Lust sein, mitzumachen. Ob in Glück oder in Leid, gleichviel, wenn ich nur so recht innig litte oder mich freute, nicht zum Schein wie in einem Mummenschanz oder Fastnachtsspiel. Ich wollte, das Leben sollte mich so stark erfassen, daß ich entweder niedergebeugt oder emporgehoben würde. Ich wollte in meinem Kummer zerfließen oder in der Glut meiner Freude verzehrt werden ... Ach, Ihr faßt es

niemals! Wenn ich würde wie einer der Feldherren des römischen Reiches, die im Triumphwagen durch die Straßen geführt wurden, dann möchte ich es in der Weise sein, daß ich der Sieg und der Jubel wäre und der Stolz und das Freudengeschrei des Volkes und der Ton der Posaunen und die Macht und die Ehre, alles, alles in einem schmetternden Klang, so möchte ich es sein, aber nicht wie der, der in unaussprechlichem Ehrgeiz und Hochmut, während der Wagen vorwärts rollt, in seinem Herzen daran denkt, wie stolz er in den Augen des neidischen Haufens strahlt und wie ohnmächtig die Wogen der Mißgunst ihm die Füße lecken, während er mit Wohlbehagen den Purpur weich um seine Schultern und den Kranz kühl um seine Stirn fühlt. — Versteht Ihr, Sti Hög, das glaube ich, heißt leben, das ist das Leben, nach welchem mich dürstete; aber doch war ich mir darüber klar, daß es für mich niemals so werden könnte, und ich hatte das Gefühl, als ob ich auf die eine oder andere unbegreifliche Weise selbst daran schuld wäre, als ob ich mich gegen mich selbst versündigt oder mich selber irregeleitet hätte. Ich weiß es nicht, aber es ist mir, als flösse daraus mein bitterer Kummer, als hätte ich an einer Saite gerührt, die nicht angeschlagen werden darf und bei deren Klang in meinem Innern etwas zerrissen wäre, das nicht wieder heilen will, sodaß ich nie wieder die Kraft erlangen werde, die Pforte des Lebens zu öffnen, sondern vor derselben stehen und auf die Töne des Festes lauschen müßte, ungeladen und von niemand gesucht, wie eine armselige Magd."

„Ei!" rief Sti Hög wie verwundert; dann veränderten sich plötzlich seine Mienen und er sagte in ganz verändertem Ton: „Nein, nein, jetzt weiß ich, was es ist," und er blickte sie kopfschüttelnd an: „Du lieber Gott, wie leicht fällt es doch einem Menschen, sich in solchen Materien selbst zu betrügen. Unsere Gedanken bewegen sich so selten in dieser Richtung, daß wir dort weder Weg noch Steg kennen, sondern wir laufen aufs Geratewohl so vergnügt darauf los, wenn wir nur etwas erblicken können, das einer Spur ähnlich sieht, und sind dann geneigt zu schwören, es sei der adlige Königsweg.

Oder habe ich unrecht, meine Teure? Sind wir nicht beide, jeder allein und jeder für sich, als wir die Ursache für unsere Melancholie suchten, hingegangen und haben den nächstliegenden und besten Gedanken, auf den wir kommen konnten, als die einzige wahrhafte Erklärung gewählt. Sollte man nach dem, was wir hier gesprochen haben, nicht denken, daß ich schwer bedrückt sei von dem Gedanken über die Eitelkeit der Welt und der Güter dieser Welt, über ihre Unbeständigkeit und Vergänglichkeit, und daß Ihr, meine teure Verwandte, fest davon überzeugt wäret, daß Ihr ein armes Frauenzimmer seid, vor dem die Thür verschlossen und das Licht ausgelöscht ist, und das kaum noch den Mut der Hoffnung hat? — Aber das hat alles nicht viel auf sich, denn wenn wir auf das Kapitel zu sprechen kommen, so berauschen wir uns sehr leicht an unseren eigenen Worten, und reiten dann hartnäckig auf jedem Gedanken, dem wir nur einen Halfter überzuwerfen vermögen!"

Unten auf dem Wege kam die übrige Gesellschaft, mit der sie nun nach dem Schlosse zurückgingen.

Es war am 26. September abends 8½ Uhr, als Böllerschüsse und die schmetternden Trompetenklänge eines Festmarsches verkündeten, daß beide Majestäten, begleitet von Seiner Kurfürstlichen Hoheit, dem Prinzen Johann Georg von Sachsen und Seiner Fürstlichen Frau Mutter, an der Spitze der vornehmsten Männer und Frauen des Landes sich vom Schlosse herunter durch den Garten begaben, um dem Ballett beizuwohnen, das jetzt seinen Anfang nehmen sollte.

Eine Reihe Pechfackeln warf einen brandroten Schein über die rote Mauer der Gartenfaçade, ließ die Eiben und Buchsbäume in Bronzeglanz erröten und alle Wangen in der dunklen Farbe kräftigster Gesundheit erglühen.

Seht, scharlachrote Trabanten in doppelter Reihe halten blumenumwundene Kerzen in die dunkle Luft empor, Kronleuchter und Fackeln, künstliche Lampetten und Feuerkugeln, unten nahe am Boden und hoch oben zwischen den ver-

welkenden Blättern der Bäume, drängen die Dunkelheit beiseite und halten einen strahlenden Weg für den prächtigen Zug offen.

Und das Licht funkelt in Gold und Goldfäden, spiegelt sich blank in Silber und Stahl und gleitet in glänzenden Streifen an seidenen Krausen und Schleppen nieder. So weich wie rötlicher Tau ist es über den dunklen Sammet hingehaucht, und blendend weiß setzt es sich wie Sterne auf Rubinen und Diamanten, und rote Farben prangen in gelblichem Schimmer, das klare Himmelblau verschießt ins Braune, zwischen Weiß und Veilchenblau schimmert Seegrün leuchtend hervor, Korallenrot vertieft sich zu einem Ton zwischen Schwarz und Lila, und Braungelb und Rosa, Strahlgrau und Purpur wirbeln durcheinander, hell und dunkel, Nuance auf Nuance in buntem Gemisch.

Vorüber — unten im Gange nicken noch die buschigen Federn weiß, weiß in der dämmerigen Luft . . .

Das Ballett oder die Maskerade, die jetzt aufgeführt wird, heißt: „Die Waldlust."

Der Schauplatz ist ein Wald.

Kronprinz Christian als Jäger drückt seine Freude an dem frohen Jägerleben unter den dichtbelaubten Kronen aus; spazierende Damen preisen den Duft der Veilchen, Kinder spielen Versteck zwischen den Stämmen und pflücken Beeren in niedliche kleine Körbe, und heitere Bürgersleute jubilieren über die reine Luft und die blanken Trauben, während zwei närrische alte Weiber mit verliebten Gebärden einen hübschen Bauernburschen verfolgen.

Dann schwebt die Waldgöttin heran, die jungfräuliche Diana, Ihre Königliche Hoheit Prinzeß Anna Sophie

Entzückt erhebt sich der Kurprinz und wirft ihr mit beiden Händen Handküsse zu, während der ganze Hof jubelt.

Und die Waldgöttin deklamiert, und ihr fürstlicher Freier führt in überströmender, froher Dankbarkeit die Hände der hohen Eltern an seine Lippen.

Kaum ist die Göttin verschwunden, so treten ein Bauer und eine Bäuerin auf und singen ein Duett über das Glück der Liebe.

Nun folgen lustige Scenen Schlag auf Schlag. Drei junge Herren schmücken und vergnügen sich im Grünen, vier Offiziere sind lustig, zwei Bauernknechte kehren wohlgemut vom Jahrmarkt zurück, ein Gärtnerbursche singt und ein Poet desgleichen, und schließlich erscheinen sechs Personen, die auf allerhand tollen Instrumenten eine sehr ausgelassene Musik aufführen.

Dann folgt die Schlußscene.

Es sind elf Schäferinnen, nämlich Ihre Königlichen Hoheiten Prinzeß Anna Sophie, Friederike Amalie und Wilhelmine Ernestine, Madame Güldenlöwe und sieben schöne, adlige Fräulein.

Diese tanzen nun mit großer Kunstfertigkeit einen Ländler, worin dargestellt wird, daß Madame Güldenlöwe von den anderen geneckt und aufgezogen wird, weil sie in Liebesgedanken versunken ist und nicht an ihrem lustigen Menuett teilnehmen will, und sie verspotten sie, weil sie sich ihrer Freiheit begeben und ihren Nacken unter das Liebesjoch gebeugt hat. Aber da tritt sie vor, und in einem zierlichen Pas de deux, das sie mit Prinzeß Anna Sophie tanzt, drückt sie vor dieser das reiche Entzücken und die Seligkeit der Liebe aus, und dann tanzen alle vergnügt vorwärts, schlingen sich in schwierigen Touren durcheinander, während ein unsichtbarer Chor hinter der Scene, begleitet von einer schönen Streichmusik, zu ihrem Preise singt:

Ihr Nymphen hochberühmt, ihr sterblichen Göttinnen,
Durch deren Trefflichkeit sich lassen Heldensinnen
Ja, auch die Götter selbst bezwingen für und für,
Laßt nun durch diesen Tanz erblicken eure Zier,
Der Glieder Hurtigkeit, die euch darum gegeben
So schön und prächtig sind, und zu dem End' erheben,
Was an euch göttlich ist, auf daß je mehr und mehr
Man preisen mög' an euch des Schöpfers Macht und Ehr'.

Damit war das Ballett zu Ende, und man zerstreute sich im Garten und lustwandelte zwischen den erleuchteten Bosketts, oder ruhte in prächtig geschmückten Grotten aus, während Edelknaben, gekleidet wie italienische oder spanische Frucht-

händler, in geflochtenen Körben, die sie auf den Köpfen trugen, Wein und Backwerk und Konfitüren anboten.

Die Darsteller mischten sich nun auch unter die Gesellschaft und empfingen Komplimente für ihre große Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit, aber alle waren darin einig, daß nächst der Kronprinzessin und Prinzeß Anna Marie keine ihre Rolle so gut gespielt habe wie Madame Güldenlöwe. Beide Majestäten sowohl wie die Kurfürstin erteilten ihr großes Lob, und der König sagte, daß selbst nicht Mademoiselle La Barre die Rolle mit mehr Grazie oder mit lebenswahreren Gebärden hätte ausführen können.

Bis tief in die Nacht dauerte nun das Fest in den erhellten Gängen und in den nach dem Garten zu gelegenen Sälen, wo Geigen und Flöten zum Tanz und vollbesetzte Tafeln zu Trunk und Gelage lockten. Selbst auf den See hinaus erstreckte sich das Fest, und munteres Lachen klang aus den mit bunten Lampen geschmückten Gondeln in den Garten hinüber.

Überall waren Menschen, am meisten dort, wo die Lichter strahlten und die Töne der Musik erklangen, weniger, wo das Licht fern war, aber selbst dort, wo allein das Dunkel herrschte und die Töne halb im Flüstern des Laubes untergingen, wanderten lustige Reihen und stumme Pärchen. Ja, selbst in der fernsten Grotte, am Ostende des Gartens, hatte sich ein einsamer Gast niedergelassen. Aber ihm war traurig zu Mute; die kleine Lampette oben im Laubdach der Grotte warf ihr flimmerndes Licht auf betrübte Mienen und verdrossene Brauen — weißgelbe Brauen.

Es war Sti Høg.

„.... È di persona
Anzi grande, che no; di vista allegra
Di bionda chioma, e colorita alquanto,“

flüsterte er vor sich hin.

Er war nicht ungestraft in den letzten drei, vier Wochen mit Marie Grubbe zusammengewesen, sie hatte ihn vollständig bethört. Er sehnte sich nur nach ihr, träumte nur von ihr, sie war seine Hoffnung und seine Verzweiflung. Er hatte

früher geliebt, aber so niemals, niemals so weich, so sanft und mutlos. Es war nicht der Umstand, daß sie Ulrik Frederiks Gemahlin war, auch nicht, daß er mit ihrer Schwester verheiratet war, was ihm die Hoffnung benahm. Es war vielmehr die Natur dieser seiner Liebe, mutlos zu sein — seiner Schulknabenliebe, wie er sie bitter nannte. Es lag so wenig Begierde in ihr, so viel Furcht und Bewunderung, und doch wieder auf andere Weise so viel Begierde. Ein fieberheißes, wehmütiges Sehnen nach Marie, ein krankhaftes Schmachten, mit ihr in ihren Erinnerungen zu leben, mitzuträumen in ihren Träumen, ihre Leiden zu fühlen und ihre kühnen Gedanken mit ihr zu teilen; nicht mehr, nicht weniger. Sie war im Tanz so schön gewesen, aber noch mehr fremd, noch ferner; die runden, blendenden Schultern, der volle Busen und die schlanken Glieder beängstigten ihn geradezu. All diese Körperpracht, die sie noch herrlicher und vollkommener machte, er fürchtete sich davor, sie machte ihn zittern und benahm ihm den Atem, er wagte nicht, sich davon berücken zu lassen, er fürchtete seine Leidenschaft, den verschlingenden zum Himmel emporlodernden Feuerbrand, der in ihm glühte. Denn dieser Arm um seinen Nacken geschlungen, diese Lippen an die seinigen gepreßt, das war Wahnwitz, thörichter Wahnsinnstraum; dieser Mund:

„Paragon di dolcezza!
. . . .
. . . bocca beata,
. . . bocca gentil, che quò ben dirsi
Conca d'Indo odorata
Di perle orientali e pellegrine;
E la porte, che chiude
Ed apre il bel tesoro
Con dolcissimo mel porpora mista."

Er erhob sich, wie von Schmerz durchzuckt, einen Augenblick von der Bank; nein, nein! Und er klammerte sich wieder an seine demütige Liebessehnsucht, er warf sich in Gedanken zu ihren Füßen in den Staub, hing sich fest an die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, hielt sich das Bild ihrer Gleichgiltigkeit vor Augen, da — stand Marie Grubbe in dem ge-

wölbten Eingang der Grotte vor ihm, hell gegen die Dunkelheit draußen sich abhebend.

Sie war den ganzen Abend über in einer seltsam glückseligen Stimmung gewesen; sie fühlte sich so sicher, so gesund und stark. Die Pracht und die Töne des Festes, die Bewunderung und Huldigungen der Männer — sie schritt darüber hin wie über einen scharlachenen Teppich, der vor ihren Füßen ausgebreitet lag. Denn sie war gänzlich befangen, ganz berauscht von ihrer eigenen Schönheit. Es war, als schösse ihr Blut in reichen, funkelnden Strahlen aus ihrem Herzen hervor und würde zu einem Schönheitslächeln auf ihren Lippen, zum Strahlenglanz in ihren Augen und zum Wollustklang in ihrer Stimme. Es war eine jubelgesättigte Ruhe in ihrem Gemüt, eine wolkenlose Klarheit über ihren Gedanken, ein üppiges Entfalten in ihrer Seele, ein seliges Gefühl von Macht und Harmonie.

Niemals war sie so schön gewesen wie jetzt, mit dem übermütigen Lächeln des Glückes auf den Lippen, und in Blick und Mienen mit der stolzen Ruhe einer Königin, und so stand sie nun in dem gewölbten Eingang der Grotte, hell gegen die Dunkelheit draußen sich abhebend. Sie blickte auf Sti Hög nieder und begegnete seinem hoffnungslos bewundernden Blick, und sie bog sich zu ihm herab, legte mitleidsvoll ihre weiße Hand auf sein Haar und küßte ihn. Nicht in Liebe, nein nein! Wie ein König, der einem treuen Vasallen als Zeichen seiner königlichen Gunst und Gnade einen kostbaren Ring schenkt, so gab sie ihm ihren Kuß in ruhiger Freigebigkeit.

Aber dann! Dann wich auf einen Augenblick die Sicherheit von ihr, sie errötete und schlug die Augen nieder.

Hätte Sti Hög jetzt zugegriffen, hätte er den Kuß für mehr als eine fürstliche Gabe genommen, er hätte sie für immer verloren. Aber er kniete stumm vor ihr nieder, drückte dankbar ihre Hand an seine Lippen, wich ehrerbietig zur Seite und grüßte tief und ehrfurchtsvoll mit entblößtem Haupt und gesenktem Nacken. Und sie schritt stolz vorüber, fort von der Grotte, fort in die Dunkelheit.

Zwölftes Kapitel.

Im Januar 1664 wurde Ulrik Frederik zum Statthalter von Norwegen ernannt und in den ersten Apriltagen selbigen Jahres reiste er dorthin ab.

Marie Grubbe reiste mit ihm.

Das Verhältnis zwischen ihnen hatte sich in letzter Zeit nicht erheblich gebessert, nur daß der Mangel an gegenseitigem Verständnis und gegenseitiger Liebe von beiden Parteien als eine unabänderliche Thatsache gewissermaßen anerkannt war und seinen Ausdruck in der äußerst ceremoniellen Weise gefunden hatte, worin sie miteinander verkehrten.

In den ersten anderthalb Jahren, seitdem sie auf Aggershuus Wohnung genommen hatten, lebten sie auf diese Weise fort, und Marie wünschte hierin für ihr Teil keine Veränderung. Aber mit Ulrik Frederik verhielt es sich anders: er war nämlich wieder in seine Gemahlin verliebt geworden.

Und nun geschah es an einem Winternachmittag um die Dämmerung, daß Marie Grubbe allein in dem kleinen Gemache saß, das von altersher den Namen „die Dose" führte.

Das Wetter war rauh und stürmisch, grau und finster. Die schweren Tauschneeflocken klebten sich in den Ecken der kleinen Fensterscheiben fest und bedeckten fast die Hälfte des grünlichen Glases. Regenkalte Windstöße, die zwischen den hohen Mauern herabwirbelten, verloren gleichsam die Besinnung und stürzten blindlings vorwärts, donnerten gegen Thüren und Fenster und fuhren dann mit heiserem und hundeartigem Geheul gerade in die Luft empor. Mächtige Windstöße kamen drüben vom Dache herüber, warfen sich platt mit einem Schlage wie Wellenprall gegen Fenster und Mauer und verschwanden in demselben Augenblick. Und da waren andere Windstöße, die in den Kamin herunterbrüllten, daß die Flammen vor Angst sich duckten und der weißliche Holzrauch sich erschrocken wie ein Wellenkamm gegen die Kaminöffnung krümmte, bereit sich in das Zimmer zu ergießen; aber im nächsten Augenblick wirbelte er dünn und leicht und blau in den Schornstein hinauf, und die Flammen knisterten ihm nach,

hüpften und sprangen und sandten ganze Hände voll sprühender Funken hinter ihm her. Und nun begann das Feuer erst recht zu brennen, legte sich mit brummendem Wohlbehagen über glühende Kohlen, Asche, Dämpfe, kochte und siedete vor Freude in dem innersten Mark des Birkenkernholzes, schnurrte und spann wie eine brandrote Katze und strich dann mit Lohen und Flammen den schwärzlichen Knorren und heißköpfigen Kloben schelmisch und vergnügt um die Nase.

Rot und warm und leuchtend strömte der Geist des lustigen Feuers in das kleine Gemach heraus. In einem flammenden Lichtfächer spielte er über den getäfelten Fußboden und jagte das friedliche Dämmerungsdunkel vor sich her, sodaß es ängstlich wie zitternde Schatten, zur Rechten oder zur Linken, hinter den geschnörkelten Stuhlbeinen sich verbarg oder in die Ecken drückte, im Versteck hinter hervorspringenden Leisten lang und dünn machte, oder sich platt unter die große Kommode niederlegte.

Dann plötzlich sog der Kamin polternd das Licht und die Wärme wieder ein, und das Dunkel breitete sich keck über den ganzen Fußboden aus, über jede Tafel, jede Raute, bis gegen das Feuer, aber dann kam der Feuerschein wieder über den Fußboden gejagt, daß das Dämmerungsdunkel nach allen Seiten hin entwich, und der Schein hinter ihm her, an den Wänden und Thüren hinauf, ganz hinauf bis über die blanke Messingklinke, — nirgends war es sicher; ja, da saß das Dunkel und klemmte sich fest an Mauer und Decke, wie eine Katze in einem Baum, und unten sprang der Schein umher, hin und zurück, hüpfend und jagend wie ein Hund am Fuße des Baumes. Nicht einmal zwischen Gläsern und Pokalen hoch oben auf dem Dach der Kommode konnte das Dunkel Ruhe finden; denn die roten Rubingläser, die blauen Pokale und grünen Römer, sie alle zündeten bunte Feuer an und waren dem Schein behilflich, es zu finden.

Und draußen sauste der Wind weiter und die Dunkelheit nahm zu, aber drinnen, da flammte das Feuer und da tanzte das Licht und Marie Grubbe — sang. Bald sang sie die Worte, gerade wie sie sich ihrer erinnerte, bald trällerte

sie nur die Melodie. Sie hielt ihre Laute in der Hand, aber sie spielte nicht, sie griff nur dann und wann in die Saiten und entlockte ihnen einige klare, lang nachklingende Töne.

Es war eins jener gemütvollen, kleinen, wehmütigen Lieder, die unser Polster weicher und unser Zimmer wärmer machen, eine jener leise wogenden Melodien, die sich gleichsam selbst in ihre gemächliche Schwermut hineinsingen und zugleich unsere Stimme so vergnüglich voll, so schwellend und so rund erklingen lassen. Marie saß gerade im Scheine des Kaminfeuers, umspielt von dem rötlichen Licht, und sie sang so gedankenlos wohlgefällig, als ob sie sich selbst mit ihrer eigenen Stimme liebkoste.

Da wurde die niedrige Thür geöffnet und Ulrik Frederiks hohe Gestalt tauchte darin auf.

Sofort verstummte Marie.

„Ah, Madame!“ rief Ulrik Frederik in einem mild-vorwurfsvollen Tone, indem er mit bittender Gebärde näher an sie herantrat, „hätte ich gewußt, daß Ihr Euch durch meine Anwesenheit inkommodieren lassen würdet ...“

„Ach nein, ich sang nur, um meine Träume wachzuhalten.“

„Aimable Träume?“ fragte er und beugte sich über den Kaminsims und wärmte seine Hände an den blanken, roten Kupferkugeln.

„Jugendträume,“ antwortete Marie und ließ die Hand über die Saiten der Laute gleiten.

„Ja, so treibt man's im Alter ja stets!“ und er blickte sie lächelnd an.

Marie schwieg eine Weile, dann sagte sie plötzlich:

„Man kann recht jung sein und schon alte Träume haben.“

„Welch schöner Moschusduft hier drinnen ist! — Spielt übrigens meine Wenigkeit auch eine Rolle in den alten Träumen, Madame, wenn man fragen darf?“

„Ach nein!“

„Es gab doch eine Zeit ...“

„Unter allen anderen Zeiten.“

„Ja, Madame, unter allen anderen Zeiten war einmal eine wunderschöne Zeit, wo ich Euch lieb, sehr lieb war. Könnt Ihr Euch an eine Dämmerstunde erinnern, acht Tage nach unserem Beilager oder so ungefähr? Es war ein Sturm und Schneewetter . . .“

„Gerade so wie jetzt.“

„Ihr saßet vor dem Kamin . . .“

„Gerade so wie jetzt.“

„Ja, ich lag zu Euren Füßen, und Eure lieben Hände spielten in meinem Haar.“

„Ja, damals liebtet Ihr mich!“

„Ja, gerade so wie jetzt! — Und Ihr — Ihr bogt Euch zu mir nieder, Ihr weintet, daß Euch die Thränen über die Wangen liefen, und Ihr küßtet mich und blicktet mich so zärtlich und bewegt an, als ob Ihr in Eurem Herzen ein Gebet für mich sprächet, und plötzlich — erinnert Ihr Euch — bißt Ihr mich in den Hals.“

„Ja, großer Gott, wie liebte ich Euch doch, mein Herr Gemahl! Wenn ich Eure Sporen auf der Treppe klirren hörte, dann summte mir das Blut in den Ohren, ich zitterte am ganzen Leibe und meine Hände wurden so kalt wie Eis. Und wenn Ihr dann hereinkamt und mich in Eure Arme schlosset . . .“

„De grâce, Madame!“

„Ach, es sind ja nur tote Erinnerungen an eine Liebe, die längst erloschen ist.“

„Ach, erloschen, Madame? Sie glimmt noch heißer als je.“

„Nein, sie ist mit der kalten Asche allzu vieler Tage bedeckt.“

„Aber sie erhebt sich aus der Asche wie der Vogel Phönix, schöner und feuriger als je zuvor — sagt, thut sie das nicht?“

„Nein, die Liebe ist wie eine zarte Blume; wenn in der Kälte einer Frostnacht ihr Herz erstarrt, dann verwelkt sie von der Spitze bis zur Wurzel.“

„Nein, die Liebe ist wie die Pflanze, die man die Rose von Jericho nennt; wenn die Dürre kommt, vertrocknet sie

und schrumpft ein, kommt dann aber eine milde und liebliche Nacht mit üppigem Tau, dann entfaltet sie wieder alle ihre Blätter so grün und frisch wie nie zuvor."

„Kann sein! Es giebt wohl verschiedene Sorten von Liebe?"

„Die giebt es, ja, — und die unsrige war just eine solche Liebe."

„Daß die Eure so war, das sagt Ihr mir jetzt; aber meine Liebe — die war niemals so — niemals."

„Dann habt Ihr nie geliebt."

„Nicht geliebt? Jetzt will ich Euch erzählen, wie ich geliebt habe. — Es war auf Frederiksborg . . ."

„O, Madame, Ihr seid schonungslos!"

„Nein, nein, das ist es nicht, was Ihr meint. Es war auf Frederiksborg. Ach, Ihr wißt nicht, was ich dort gelitten. Ich sah, daß Eure Liebe zu mir nicht mehr war wie früher. Ach, wie eine Mutter über ihr krankes Kind wacht und auf jedes kleine Zeichen achtet, so folgte ich mit Angst und Beben Eurer Liebe. Und als ich in Euren kalten Blicken las, wie blaß sie wurde, und an Euren Küssen fühlte, wie schwach ihre Pulse schlugen, da war es, als wenn ich in Qual und Schmerz vergehen sollte. Ich weinte um diese Liebe in langen Nächten, ich bat um sie Stunde für Stunde, wie für ein teures, sterbendes Herzenskind. Und ich spähte nach Hilfe oder nach Rat in meiner Not, nach einer Arzenei für Eure kranke Liebe; und jedes Geheimmittel, von dem mir zu Ohren kam, daß es ein Liebestrank sei, das mischte ich in zweifelnder Hoffnung in Euren Morgentrunk und Abendwein. Ich legte Eure Brusttücher dreimal hinaus in den zunehmenden Mond und las einen Hochzeitspsalm über sie, und an Eure Bettstelle, da malte ich vorher mit meinem eigenen Blut dreizehn Herzen über Kreuz, aber ohne Erfolg, mein Herr Gemahl, denn Eure Liebe war auf den Tod erkrankt. — Seht, so wurdet Ihr geliebt."

„O nein, Marie, meine Liebe ist nicht tot, sie ist auferstanden. Hört mich, mein Herz, hört mich, denn ich bin mit Blindheit geschlagen gewesen, mit thörichter Großmannssucht; aber nun, Marie, knie ich nieder zu Euren Füßen, und

seht, ich werbe wieder mit Bitten und Flehen. Ach, meine Liebe ist wie ein wankelmütiges Kind gewesen, aber jetzt ist sie zum Mann herangewachsen. Vertraut Euch zuversichtlich ihren Armen an und ich schwöre Euch beim heiligen Kreuz und auf Mannesehre, daß sie Euch nie wieder loslassen werden."

„Schweigt, schweigt, was kann es nützen?"

„O glaubt mir doch, Marie!"

„Bei dem lebendigen Gott! ich glaube Euch, es ist kein Faden, keine Faser von Zweifel in meiner Seele, ich glaube Euch vollkommen, ich glaube, daß Eure Liebe groß und stark ist, aber — meine! Die habt Ihr mit eigenen Händen erwürgt, sie ist eine Leiche, und wie laut Euer Herz auch rufen mag es wird sie nie wieder erwecken."

„O ja, Marie! Ihr von Eurem Geschlecht . . . Ich weiß, es giebt unter Euch solche, die, wenn sie einen Mann lieben und er sie auch mit den Füßen von sich stößt, doch wiederkommen, immer und immer wiederkommen, denn ihre Liebe ist gegen alle Wunden gefeit."

„Ja, das ist richtig, mein Herr Gemahl, und ich — ich bin ein solches Weib, müßt Ihr wissen, aber Ihr, Ihr seid — nicht der rechte Mann."

*

„Gott halte seine schützende Hand über dich, meine herzallerliebste Schwester, und sei dir ein guter und reichlicher Geber alles dessen, was sowohl für den Leib wie für die Seele wünschenswert ist, das wünsche ich dir von Herzen.

Herzallerliebste Schwester, die du meine einzige wohlmeinende Freundin von meiner Kindheit an bist, dir will ich jetzt beschreiben, welch schöne Früchte mir meine Standeserhöhung gebracht hat, die verflucht sei vom Tage ihres Anfangs an; denn sie hat, das weiß Gott, mir nur Verdruß und Plackereien in vollem Maße gebracht.

Es war mir vielmehr eine richtige Erhöhung im entgegengesetzten Sinne, wie meine allerliebste Schwester jetzt hören soll, und wie ihr wohl in manchen Stücken bereits bewußt ist; denn es kann nicht fehlen, daß die Schwester

schon von ihrem lieben Manne vernommen hat, daß es, schon als wir auf Seeland wohnten, zwischen mir und meinem feinen Herrn Gemahl sehr kalt stand, und hier auf Aggershuus war es eine Zeitlang nicht besser; denn er hat sich so gegen mich aufgeführt, daß es unglaublich zu erzählen ist, aber dennoch zu erwarten stand von solch einem schmucken Junker. Aber ich kümmere mich nur wenig um seine schmutzigen Galanterien, denn sie gehen mich in keiner Weise etwas an, da ich schon seit längerer Zeit zu ihm so geringe Liebe hege, daß sie nicht hinreichen würde, ein krankes Entlein am Leben zu erhalten, und kann er meinetwegen der Schindersfrau nachlaufen, falls dies sein Wunsch sein sollte, wenn er mir nur mit seinen Faxen in keiner Weise zu nahe kommt, wie es gegenwärtig der Fall ist, und in einer solchen Weise, daß man sich fragen muß, ob er von Tollheit angesteckt oder vom Teufel besessen ist; und das nahm damit seinen Anfang, daß er eines Tages zu mir kam mit feinen Worten und heiligen Gelübden und wollte, daß zwischen uns alles wieder gut sein sollte, während er von mir so sehr verabscheut und verachtet ist, was ich ihm auch mit den Worten erklärte, daß ich mich viel zu gut für ihn halte; aber da ging es erst recht los, denn wenn es den Düwel friert, pflegt man zu sagen, macht er seine Hölle glühen, und zündete er mir flugs eine höllische Badestube in der Weise an, daß er leichtfertige Weiber und liederliche Dirnen haufenweise aufs Schloß brachte und sie in großartiger Weise mit Speise und Trank bewirtete, ja, mit teurem Schneemus und kostspieligem Schauessen, wie zu einem fürstlichen Bankett, und sollten dazu meine künstlich gewebten Damast-Tischtücher, die ich von unserer seligen Mutter geerbt habe, hervorgeholt werden, und ebenso meine seidenen Polster mit Fransen, aber daraus wurde nichts, indem ich alles unter Verschluß nahm, sodaß er für Tisch und Bänke die Sachen aus der Stadt leihen mußte.

Meine herzallerliebste Schwester, ich will Sie nun nicht länger mit dieser garstigen Compagnie ermüden, aber ist es nicht schmählich, daß solche Dirnen, denen, wenn ihnen ihr

Recht geschähe, vom Büttel der Stadt das Fell mit Ruten gepeitscht werden müßte, auf der Staatsbank in der Stube des Statthalters Seiner Königlichen Majestät sitzen; ich meine, es ist so unerhört und lästerlich, daß wenn es Seiner Königlichen Majestät zu Ohren käme, was ich von ganzem Herzen, Leib und Seele wünsche, da würde er mit dem guten Ulrik Frederik ein Wort reden, das diesem zu hören wohl wenig gefallen dürfte. Den artigsten seiner Streiche gegen mich habe ich noch gar nicht erzählt. Der ist noch ganz neu, denn er ist erst gestern passiert. Da ließ ich zu einem Krämer schicken, er möge mit einigen Brabanter seidenen Agrements zu mir kommen, die ich unten an einer Jacke haben wollte; aber er ließ antworten, wenn ich das Geld schicken würde, sollten die Waren schon geliefert werden, aber der Statthalter hätte verboten, mir etwas auf Borg zu verkaufen, und eben solcher Bescheid kam vom Hutstaffierer, nach welchem geschickt war, zurück, sodaß er mich in der ganzen Stadt kreditlos gemacht hat, während ich seinem Hause viele tausend und abertausend Reichsthaler zugeführt habe. Doch für diesmal nichts mehr davon. Sei allzeit Gott befohlen, und möge er mir von dir stets gute Botschaft senden.

Vom Schloß Aggershuus, 12. Dezember 1665.

Deine allzeit getreue Schwester
Marie Grubbe.

Der Wohlgeborenen Frau, Frau Anna Marie Grubbe, Sti Högs, Landrichters auf Laaland, Gemahlin, meiner herzlieben Schwester hold zu Händen."

„Gott halte Sie in seiner Obhut, meine allerliebste Schwester, jetzt und immerdar, das will ich Ihr aus einem aufrichtigen Herzen wünschen, und ich will für Sie beten, auf daß Sie Ihr Gemüt aufrichten und sich nicht platt niederdrücken lassen möge, denn jedem ist sein Jammerlos zugeteilt, und wir schwimmen und baden in lauter Elend.

Ihr Schreiben, M. A. L. S.[1], ist mir zu Händen ge-

[1] Meine Aller-Liebste Schwester.

kommen, in jeder Weise unbeschädigt und ungeöffnet, und vernehme ich daraus mit betrübtem Herzen den Spott und die Schande, die Ihr Gemahl Ihr anthut, was zu thun ein großes Unrecht des Statthalters Seiner Königlichen Majestät ist. Aber sei Sie doch nicht voreilig, mein Hühnchen, denn Sie hat Ursache zur Geduld, da Ihr ein so hoher Platz angewiesen ist, dessen verlustig zu gehen nicht gut wäre und der es wohl wert ist, mit Unruhe bewahrt zu werden; denn wenn auch Ihr Gemahl umherschwärmt und vieles Gut vergeudet, so ist das, was er verschwendet, sein eigen, während mein Schlemmer von Mann sowohl das seinige wie das meinige durchgebracht hat; was ein Jammer ist, daß ein Mann, der das zusammenhalten sollte, was der liebe Gott uns beiden anvertraut hat, es statt dessen gänzlich zersplittert und verschwendet. Wollte Gott mich nur von ihm scheiden, so wäre es für mich armes Weib eine große Wohlthat, wofür ich ihm nicht genug danken könnte; und das könnte ebensogut geschehen, da wir in dem letzten Jahre gar nicht beisammen gewesen sind, wofür Gott gelobt und gedankt sei, wenn es so bleiben könnte, woraus M. A. L. S. entnehmen kann, daß auch mir mein Bett keineswegs auf Seide bereitet ist. Aber M. A. L. S. möge bedenken, daß Ihr Gemahl sich schon mäßigen und wieder zur Vernunft kommen wird, und daß er nicht alles mit liederlichen Weibern und schlechten Menschen verprassen wird; und da sein Amt ihm eine große Einnahme gewährt, soll Sie Ihr liebes Herz nicht beunruhigen lassen durch seine verwerfliche Verschwendung und auch nicht durch sein unholdes Betragen. Gott wird es bessern, das glaube ich gewiß. Sei Sie nun vernünftig, mein Hühnchen, und wünsche ich Ihr viele tausend gute Nächte.

Ihre treue Schwester, so lange ich lebe,
Anna Marie Grubbe.

Von Wang, 6. Februar 1666.

à Madame, Madame Güldenleu, meiner guten Freundin und Schwester, freundlich geschrieben."

„Gott halte seine schützende Hand über Dich, meine herzensallerliebste Schwester und sei Dir ein guter und reichlicher Geber alles dessen, was sowohl für den Leib wie für die Seele wünschenswert ist, das wünsche ich dir von ganzem Herzen.

Herzensallerliebste Schwester, ein altes Sprichwort sagt zwar, daß niemand so rasend toll ist, daß er nicht zwischen St. Johannis- und dem Peter Paulstage [1] einen vernünftigen Augenblick hätte, aber das trifft hier nicht zu, denn mein toller Herr Gemahl ist noch nicht wieder zur Vernunft gekommen ja, er ist zehn- ja tausendmal verrückter als vorher; denn was ich früher geschrieben, ist nur für Kinderspiel zu achten gegen das, was jetzt vor sich geht und über alle Maßen ist; denn wisse, allerliebste Schwester, er ist in Kopenhagen gewesen und, o undenkbarer Spott und Hohn! hatte eine seiner alten Canaillen mitgebracht, nämlich Karen, die er sofort festes Logement hier auf dem Schlosse nehmen ließ und über das Ganze setzte und die jetzt alles regiert, während ich sozusagen vor die Thür gestellt bin; aber, herzliebe Schwester, Sie muß mir den Gefallen thun nachzuhören, ob unser lieber Vater sich meiner Sache annehmen will, wenn ich von hier flüchtete, was er ja gewiß thun wird, denn niemand kann ohne großes Mitleid meine unglückliche Stellung mit ansehen, und das, was mir aufgebürdet wird ist so unerträglich, daß ich glaube nur recht zu handeln wenn ich das Joch abschüttle. Erst neulich, am Tage Unserer lieben Frauen, [2] war ich in den Obstgarten hinuntergegangen, und als ich zurückkam, war der Riegel an meiner Schlafstubenthür von innen vorgeschoben, und als ich fragte, was dieser Streich bedeuten sollte, wurde mir geantwortet, daß sie, Karen, diese und die nächstliegende Kammer für sich haben wollte, und mein Bett war in die nach Westen belegene Stube hinaufgeschafft, wo es so kalt ist wie in der Kirche, wenn der Wind darauf steht, und voll Zug, und

---

[1] 24—29. Juni.

[2] 15. August.

der Fußboden verrottet und hier und da voll großer Löcher. Aber sollte ich allen Hohn, der über mich ergeht, vollständig beschreiben, da würde es so lang werden wie eine Fastnachtspredigt, und wenn es in dieser Weise fortgeht, so glaube ich kaum, daß mein Kopf es aushält. Sei immer Gott befohlen, und möge er immer gute Botschaft von dir senden.

Immer Deine getreueste Schwester
Marie Grubbe.

Vom Schloß Aggershuus, 2. Septembris 1666.

Der wohlgeborenen Frau, Frau Anna Marie Grubbe, Sti Högs, Landrichters auf Laaland, Gemahlin meiner herzenslieben Schwester hold zu Händen."

Ulrik Frederik war der Zustände auf dem Schlosse eigentlich ebenso überdrüssig wie Marie Grubbe selbst.

Er war in seinen Ausschweifungen an Besseres gewöhnt. Es waren nur kümmerliche Zechbrüder, diese armen, gewöhnlichen Offiziere dort in Norwegen, und ihre Soldatendirnen waren auf die Dauer auch nicht zu ertragen. Karen Viol war die einzige, die nicht aus lauter Roheit und Plumpheit zusammengesetzt war, aber selbst ihr hätte er lieber heute als morgen den Abschied gegeben.

Es war im Ärger über Marie Grubbes Abweisung, daß er diese Menschen zu seiner Gesellschaft erkoren hatte. Eine Weile, aber nicht lange, hatte es ihn belustigt; und da nun das Ganze anfing, ihm schal und fast widerwärtig zu werden und zugleich eine schwache Empfindung von Reue über ihn gekommen war, so fühlte er das Bedürfnis, sich selbst einzubilden, daß es notwendig gewesen sei, und er gelangte auch zu dem Glauben, daß er wirklich mit dem Ganzen einen Plan gehabt habe, nämlich den, Marie Grubbe dahin zu bringen daß sie ihr Betragen bereue, und sie demütig zu sich zurückzuführen. Da es nun aber nicht schien, daß die Reue sich bei ihr einstellen wollte, so griff er härter zu, in der Hoffnung, dadurch, daß er ihr das Leben so sauer wie möglich machte, ihren Starrsinn zu brechen. Denn daß sie ihn nicht

mehr liebte, daran glaubte er nicht. Er war überzeugt, sie sehne sich in ihrem Herzen danach, sich in seine Arme zu werfen, wolle aber, nachdem sie gemerkt, daß seine Liebe wieder erwacht war, an ihm wegen seiner Abtrünnigkeit Rache nehmen. Es gefiel ihm wohl, daß sie sich rächen wollte, aber sie zog es doch zu sehr in die Länge, und es wurde ihm hier in diesem barbarischen Norwegen doch gar zu langweilig.

Aber dessenungeachtet fühlte er sich doch darüber nicht sicher, ob er nicht besser gethan, wenn er Karen Viol in Kopenhagen gelassen hätte, aber einerseits konnte er es mit den anderen nicht länger aushalten, und anderseits war doch auch die Eifersucht eine mächtige Verbündete, und Marie Grubbe war eifersüchtig auf Karen gewesen, das wußte er.

Doch Marie Grubbe näherte sich ihm noch immer nicht, und er fing an zu zweifeln, ob sie es jemals werde, und seine Liebe wuchs mit seinem Zweifel.

So kam denn in das Verhältnis etwas von der Spannung eines Spiels oder einer Jagd.

Mit ängstlichem Gemüte, mit berechnender Furcht fügte er Marie Grubbe ein Unrecht nach dem anderen zu, und er wartete gespannt auf ein kleines Zeichen, nur ein ganz kleines Zeichen, daß er sein Wild auf den rechten Weg triebe, — aber es stellte sich nicht ein.

Ja, endlich doch.

Endlich geschah etwas, und er war sicher, daß dies ein Zeichen, gerade das Zeichen sei, das er erwartete. Marie Grubbe nahm nämlich eines Tages, als Karen ihr eine ungewöhnlich empfindliche Beleidigung zugefügt hatte, einen starken ledernen Zügel in die Hand, ging durch das Haus nach der Kammer, wo Karen eben ihr Mittagsschläfchen hielt, schloß die Thüren von innen ab, gab der erschrockenen Dirne mit dem schweren Zaum eine gute Tracht Prügel und kehrte dann ruhig nach der westlichen Kammer zurück, mitten durch die ganze sprachlose Dienerschaft schreitend, die Karens Geschrei herbeigelockt hatte.

Ulrik Frederik war unten in der Stadt, als dies geschah; Karen sandte sofort einen Boten an ihn ab, aber er beeilte

sich durchaus nicht, zu kommen; erst spät am Nachmittag hörte die wartende Karen sein Pferd in den Hof traben.

Sie lief zu ihm hinunter, doch er schob sie sanft aber entschieden beiseite und ging geradeswegs zu Marie Grubbe hinauf.

Die Thür war nur angelehnt — sie war also wohl nicht drinnen.

Er steckte den Kopf hinein, sicher die Stube leer zu finden, aber sie war dort, sie saß am Fenster und schlief. Er steckte vorsichtig den Kopf hinein, so vorsichtig, wie er konnte, denn er war nicht ganz nüchtern.

In einem gold-gelben Strom fiel das Licht der sinkenden September-Sonne in die Kammer und erhob die ärmlichen Farben darin zu Glanz und Herrlichkeit; die getünchten Wände bekamen die Weiße des Schwans, die gebräunte Decke metallischen Glanz und die verblichenen Bettvorhänge wurden zu purpurnen Falten. Es war blendend hell; selbst das, was Schatten war, leuchtete; es war als schimmere es aus einem Nebel von laubgelbem Licht hervor. Um Marie Grubbes Haupt spann es sich wie eine goldene Glorie und küßte ihre weiße Stirn, daß aber Auge und Mund im tiefen Schatten waren, verursachte ein fahl werdender Apfelbaum, der seine von Äpfeln geröteten Zweige verlockend vor das Fenster streckte.

Doch sie schlief, saß auf einem Stuhl und schlief, die Hände im Schoße gefaltet.

Auf den Zehen schlich Ulrik Frederik zu Marie hin, und die Glorie verschwand, als er sich zwischen sie und das Fenster stellte.

Er betrachtete sie genau.

Sie war bleicher als sonst. Sie sah so gut und sanft aus, wie sie dort saß, das Haupt zurückgebogen, mit leicht geöffneten Lippen und mit dem weißen bloßen Halse. Er konnte sehen wie der Puls in der Schlagader klopfte, gerade unter dem braunen kleinen Muttermahl. Er folgte der festen Rundung der Schulter unter der strammen Seide und dem schlanken Arm bis zur weißen, ruhenden Hand. — Und die war sein. — Er sah, wie sie die runden Finger um den

braunen Zügel krümmte, und wie der weiße, geäderte Arm, in seinen Formen fest und blank, in matterem Glanz bei den Schlägen erschlaffte, mit denen sie auf den Körper der armen Karen einhieb. Er sah, wie ihr eifersüchtiger Blick zufrieden funkelte und wie ihre zornigen Lippen grausam bei dem Gedanken lächelten, daß sie Kuß auf Kuß mit der ledernen Geißel tilgte. — Und sie war die seine. — Er war böse und hart und grausam gewesen, er hatte diese lieben Hände in Qual sich ringen und diese roten Lippen in Klage sich öffnen lassen.

Seine Augen bekamen einen feuchten Glanz, während er so dachte, und er fühlte sich ergriffen von dem ganzen, leichtgeweckten, weichen Mitleid eines trunkenen Mannes, und er blieb stehen und starrte in matter und trunkener Empfindsamkeit, bis der reiche Lichtstrom der Sonne zu einem dünnen, kleinen, blinkenden Faden hoch oben zwischen den dunklen Balken der Decke zusammengeschrumpft war.

Da erwachte Marie Grubbe.

„Ihr!“ stieß sie fast schreiend hervor, indem sie aufsprang und zurückfuhr, daß der Stuhl umfiel.

„Marie!“ sagte Ulrik Frederik so zärtlich wie er vermochte und streckte ihr bittend die Hände entgegen.

„Was wollt Ihr? — Ihr wollt Euch beklagen über die Schläge, die Eure Metze erhielt?“

„Nein, nein, Marie, laß uns Freunde sein, gute Freunde!“

„Ihr seid trunken,“ sagte sie kalt und wandte sich von ihm.

„Ja, Marie, aus Liebe zu dir bin ich trunken, ich bin schwindelnd trunken von deiner Schönheit, mein Herzenspüppchen.“

„Ja, so trunken, daß Euer Gesicht Euch getäuscht und Ihr andere für mich gehalten habt.“

„Marie, Marie, sei doch jetzt nicht eifersüchtig!“

Sie machte eine höhnische, abweisende Bewegung.

„Ja, Marie! Du warst eifersüchtig, du hast dich selbst verraten, indem du den Zügel nahmst, du weißt ... Doch laß nun die ganze schmutzige Sippschaft zum Teufel fahren und vergessen sein; komm, komm, spiele nun nicht länger die

Unversöhnliche gegen mich, wie ich den treulosen Gast gegen dich gespielt habe mit all dieser Schlemmerei und verstellten Buhlerei. Wir bereiten uns ja damit nur selbst ein Höllenleben und es könnte doch wie im Himmel sein. Du sollst in allem, was du willst, deinen Willen haben, willst du in Seide schweben so dick wie Kamelott, willst du Perlenschnüre, so lang wie dein Haar, du sollst es haben, und Ringe und Goldbrokatstoffe in ganzen Stücken, und Federn und Steine, alles, was du nur willst, es soll mir nichts zu teuer sein, es für dich anzuschaffen."

Er wollte seinen Arm um ihren Leib legen, aber sie ergriff ihn am Handgelenk und hielt ihn von sich.

„Ulrik Frederik," sagte sie, „ich will dir etwas sagen: — Wenn du deine Liebe in Zindel und Marder wickeln, wenn du sie in Zobel kleiden und mit Gold krönen, ja, wenn du ihr Schuhe von lauter Diamanten geben könntest, ich würde sie wie Schmutz und Unrat von mir werfen, denn ich achte sie geringer wie den Staub, den meine Füße treten. Es ist kein Tropfen Bluts in mir, der dir gut wäre, keine Faser in meinem Fleisch, die dich nicht von sich stieße, — hörst du! Es ist kein Winkel in meiner Seele, wo du nicht beim rechten Namen genannt wirst. — Verstehe mich recht. Wenn ich deinen Körper von einer tödlichen Krankheit oder deine Seele aus der Not der Hölle dadurch erretten könnte, daß ich die Deinige würde, ich thäte es nicht."

„Ja, du thätest es, Weib, darum rede nicht so."

„Nein und nein und abermals nein!"

„Dann hinaus, hinaus! Fort aus meinen Augen, im Namen der Hölle!"

Er war so weiß wie der Kalk an der Wand und zitterte an allen Gliedern. Die Stimme war heiser und unkenntlich, und er focht mit den Armen in der Luft umher wie ein Wahnsinniger.

„Komm mir nicht wieder in den Weg! komm mir — komm mir — komm mir nicht wieder in den Weg, oder ich spalte dir den Schädel, das Blut von deinem Morde flimmert rot vor meinen Augen. — Hinaus aus Norwegens Land

und Reich, und der Brand der Hölle sei dein Gefährt! Hinaus..."

Marie sah ihn eine Weile erschrocken an, dann lief sie, was sie konnte, aus der Stube und aus dem Schlosse.

Als sie die Thür zuschlug, ergriff Ulrik Frederik den Stuhl, in welchem sie gesessen, als er kam, und schleuderte ihn zum Fenster hinaus, holte die mürben Vorhänge der Bettstelle herunter und zerriß sie in lauter Fetzen, während er im Zimmer hin und her taumelte; dann sank er auf den Fußboden nieder und kroch auf den Knien, zischend wie ein wildes Tier, und hämmerte seine Knöchel blutig. Allmählich wurde er müde, kroch zum Bette hin und warf sich hinein, mit dem Gesicht in die Kissen gedrückt und rief Marie mit zärtlichen Namen und weinte und heulte und verfluchte sie und sprach dann wieder so, als wenn er ihr mit sanfter und leiser Stimme schmeichelte.

In derselben Nacht vermochte Marie Grubbe für schweres Geld und gute Worte einen Schiffer dazu, sie nach Dänemark zu bringen.

Am folgenden Tage jagte Ulrik Frederik Karen zum Schlosse hinaus und einige Tage später reiste er nach Kopenhagen.

Dreizehntes Kapitel.

Eines schönen Tages wurde Herr Erik Grubbe durch Madame Güldenlöwes Ankunft auf Tjele überrascht.

Er dachte sich gleich, daß etwas nicht geheuer war, da sie ohne Dienerschaft und Gepäck angefahren kam; und als er den Sachverhalt erfuhr, war es eben kein warmer Willkommen, den er ihr bot, er wurde vielmehr so zornig, daß er weg ging, die Thür hinter sich ins Schloß warf und sich an dem Tage nicht wieder blicken ließ.

Als er aber eine Nacht darauf geschlafen hatte, wurde er umgänglicher, ja, er behandelte seine Tochter fast mit einer respektvollen Liebe und in seine Rede kam etwas von der

steifen Zierlichkeit eines alten Hofmannes. Er war nämlich zu der Ansicht gelangt, daß ja bis jetzt eigentlich kein Unglück geschehen sei; es war ein kleines Zerwürfnis zwischen den jungen Eheleuten gewesen, aber Marie war noch Madame Güldenlöwe, und die Sache müßte ohne große Schwierigkeit wieder ins alte Gleis zu bringen sein.

Allerdings drang Marie auf Scheidung und wollte kein Wort von einer Versöhnung hören, aber es wäre ja fast unvernünftig, in der ersten Hitze der Erbitterung etwas anderes zu erwarten, während noch alle Erinnerungen wie Geschwüre und klaffende Wunden schmerzten; er legte also kein Gewicht darauf: das würde die Zeit schon lindern, davon war er überzeugt.

Außerdem gab es einen Umstand, von welchem er sich keinen geringen Beistand versprach. Marie war ja fast nackend von Aggershuus fortgekommen, ohne Kleider und Kleinodien und sie würde bald die Pracht vermissen, die sie als zum täglichen Leben notwendig kennen gelernt hatte, und selbst die einfache Kost auf Tjele, die geringe Bedienung und die ganze Dürftigkeit des täglichen Lebens würden sie wieder nach dem sich sehnen lassen, was sie verlassen hatte. Auf der anderen Seite konnte Ulrik Frederik, er mochte nun so böse sein, wie er wollte, schwerlich an Scheidung denken. Seine Geldangelegenheiten waren nicht in solcher Ordnung, daß er sich von Maries Mitgift trennen konnte, denn zwölftausend Thaler waren viel Geld, und Gold und Grundbesitz und andere Herrlichkeiten waren auch, nachdem man sie einmal erlangt, schwer wieder zu entbehren.

Ein halbes Jahr ging auf Tjele alles gut. Marie befand sich wohl auf dem stillen Hofe. Der tiefe Friede, der hier herrschte, die Einförmigkeit der Tage und der vollständige Mangel an Begebenheiten waren für sie etwas Neues, und sie genoß es mit einem träumerischen, passiven Wohlbehagen.

Wenn sie an die Vergangenheit dachte, erschien diese ihr wie ein ermüdendes Kämpfen und Ringen, ein rastloses sich Vorwärtsdrängen ohne Ziel, erhellt durch schneidendes, stechendes Licht und durchlärmt von unerträglichem, betäubendem Ge-

tümmel; und ein fröhliches Gefühl von Ruhe und Sicherheit kam über sie, von ungestörter Rast in wohlthuendem Schatten, in süßer und freundlicher Stille. Und sie liebte es, den Frieden ihrer Zufluchtsstätte dadurch zu erhöhen, daß sie sich dachte, wie es draußen in der Welt noch lärmte, wie man sich dort bekämpfte und bedrängte, während sie sich fortgeschlichen, gewissermaßen um das Leben herum, und einen sicheren kleinen Fleck gefunden hatte, wo niemand sie finden und Unruhe in ihre friedliche, dunkle Einsamkeit hineintragen konnte.

Aber mit der Zeit wurde die Stille drückend und der Frieden erstarb und der Schatten wurde schwarz, und sie begann nun gleichsam auf einen lebendigen Laut von dem Leben draußen zu lauschen. Es war ihr deshalb nicht unwillkommen, als Erik Grubbe ihr eine Veränderung vorschlug. Er wollte nämlich, daß sie auf ihres Gemahls Schloß Kalö ziehen und dort wohnen sollte; und er setzte ihr auseinander, daß, weil ihr Gemahl ihre ganze Mitgift in seinem Besitz hatte und nichts zu ihrem Lebensunterhalt beitrug, sie sich aus dem Gut Kalö unterhalten lassen und dort leben könnte wie Gott in Frankreich, eine große Dienerschaft halten und in Pracht und Glanz sich ganz anders bewegen, als hier in Tjele, das doch für sie, die es ganz anders gewöhnt wäre, gar zu dürftig sei. Außerdem wäre in dem Morgengabebrief des Königs, der ihr tausend Tonnen Hartkorn zusicherte, falls Ulrik Frederik vor ihr sterben sollte, offenbar an das Gut Kalö gedacht, das gerade tausend Tonnen groß und welches Ulrik Frederik ein halbes Jahr nach der Hochzeit gerichtlich übertragen war. Falls sie nun nicht wieder versöhnt würden, so sei es nicht unwahrscheinlich, daß Ulrik Frederik genötigt würde, ihr das als Witwensitz zugedachte Gut abzutreten, und deshalb sei es zweckmäßig, daß sie es kennen lernte, und daß Ulrik Frederik sich daran gewöhnte, es in ihrem Besitz zu wissen. Desto eher vielleicht würde er es an sie abtreten.

Erik Grubbes Gedanke bei dieser Anordnung war der, daß er von den Kosten befreit sein wollte, die Maries Aufenthalt auf Tjele ihm verursachte, auch würde dadurch in den Augen der Welt das Zerwürfnis zwischen Ulrik Frederik und seiner

Gemahlin geringer erscheinen, als es war; außerdem war es ja jedenfalls eine Annäherung, und man konnte nie wissen, wozu dieselbe führen konnte.

Marie reiste also nach Kalö, kam aber nicht in die Lage, dort ein solches Leben zu führen, wie sie es sich gedacht hatte, denn Ulrik Frederik hatte seinem Verwalter, Johann Utrecht, den Befehl erteilt, Madame Güldenlöwe wohl aufzunehmen und zu unterhalten, ihr aber keinen Schilling oder Pfennig in barem Gelde zukommen zu lassen. Auf Kalö war es außerdem womöglich noch langweiliger als auf Tjele, sodaß Marie schwerlich lange dort geblieben wäre, wenn sich nicht ein Gast bei ihr eingefunden hätte, der ihr bald mehr als ein Gast werden sollte.

Sein Name war Sti Hög.

Seit dem Fest im Frederiksborger Schloßgarten hatte Marie Grubbe oft an diesen ihren Schwager gedacht, und zwar stets mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit; und manch liebes Mal, wenn sie auf Aggershuus gekränkt oder besonders schmerzlich verletzt war, war es ihr ein Trost gewesen, sich Stis ehrerbietiger, stumm anbetender Huldigung zu erinnern. Und sein Wesen war jetzt, wo sie vergessen und verlassen war, noch dasselbe wie in jenen Tagen ihrer Herrlichkeit; es war dieselbe schmeichelnde Hoffnungslosigkeit in seinen Mienen, dieselbe demütige Bewunderung in seinem Blick.

Länger als zwei — drei Tage blieb er nie auf Kalö, dann ging er acht Tage auf Besuch in die Umgegend und Marie lernte sich nach seinem Wiederkommen zu sehnen und zu seufzen, wenn er fortging, denn er war so ziemlich ihr einziger Umgang; sie wurden deshalb sehr vertraut miteinander, und es war nur wenig, was sie vor einander verbargen.

„Madame!“ fragte Sti Hög eines Tages, „es ist Eure Absicht, zu Seiner Excellenz zurückzukehren, wenn er Euch vollständig genügende Abbitte thut?“

„Und wenn er auf seinen Knien hier angekrochen käme, würde ich ihn von mir stoßen. Ich habe für ihn nur Abscheu und Verachtung im Herzen, denn es ist nicht eine einzige treue Empfindung in seinem Gemüt, nicht ein ehrlicher

warmer Blutstropfen in seinem Körper. Er ist ein erbärmlicher Mensch, ein fauler, widerlicher Liederjahn, ein Männerling, aber kein Mann. Er hat die leeren, treulosen Augen einer Metze und auch die seelenlose, klammernde Begier einer solchen. Niemals hat eine ehrliche, warmblütige Leidenschaft ihn hingerissen, nie ist ein herzliches Wort über seine Lippen gekommen. Ich hasse ihn, Sti, und ich fühle mich besudelt von seinen begehrlichen Händen und seinen liederlichen Worten."

„Ihr wollt also Scheidung beantragen?"

Marie antwortete, daß das ihr Wille sei, und wenn nur ihr Vater gewollt hätte, wäre die Sache gewiß schon eingeleitet, aber der übereile sich nicht, weil er der Meinung sei, daß es sich wieder zurechtziehen werde, aber das werde es niemals.

Sie sprachen darüber, was sie nach der Scheidung für ihren Unterhalt zu gewärtigen habe, und Marie meinte, daß Erik Grubbe in ihrem Namen Anspruch auf Kalö erheben werde.

Das schien Sti Høg nicht wohl bedacht zu sein. Er hatte für sie in seinen Gedanken ein ganz anderes Leben ausgemalt, als in einem entlegenen Winkel Jütlands als Witwe zu sitzen, und vielleicht zuletzt mit einem gemeinen Edelmann verheiratet zu werden, denn höher werde sie kaum hinaufkommen. Bei Hofe war ihre Rolle ausgespielt, denn dort war Ulrik Frederik so gut angeschrieben, daß er sie leicht vom Hofe und den Hof von ihr fernhalten konnte. Nein, er war der Meinung, daß sie ihre Mitgift in barem Gelde zurückhaben und dann das Land verlassen müsse, um es nie wieder mit einem Fuß zu betreten; denn mit ihrer Schönheit und ihrem Anstand könnte sie in Frankreich ein viel schöneres Los erreichen als hier in diesem elenden Lande mit seinem bäuerischen Adel und armseligen Abbild eines Hofes.

Das sagte er, und das dürftige Leben in der Einsamkeit von Kalö war ein so guter Hintergrund für die bezaubernden Bilder, die er von Ludwig des Vierzehnten reichem und prachtvollem Hofe entwarf, daß Marie davon vollständig berück-

wurde und vorläufig Frankreich zum Schauplatz all ihrer Träume machte.

Sti Hög war noch immer ebenso in Liebe zu Marie Grubbe entbrannt wie früher, und er redete oft zu ihr von dieser Leidenschaft, nicht bittend oder flehend, nein, nicht einmal in Hoffnung oder Klage, im Gegenteil, vollständig hoffnungslos, stets die Unmöglichkeit voraussetzend, daß sie seine Liebe erwidere oder jemals erwidern könnte. Anfänglich hörte Marie diese Äußerungen mit ängstlichem Erstaunen, aber nach und nach begann es sie zu interessieren, diesen hoffnungslosen Betrachtungen über eine Liebe, deren Quelle sie selbst war, zu lauschen, und nicht ohne ein gewisses berauschendes Machtgefühl hörte sie sich zur Herrin über Leben und Tod einer so wunderlichen Natur wie Sti Högs machen. Gleichwohl währte es nicht lange, bis das Mutlose in Sti Högs Worten bei ihr ein Gefühl von Irritation weckte; und sein Aufgeben des Kampfes, weil der Preis unerreichbar schien, seine zahme Selbstberuhigung, daß zu hoch eben zu hoch sei, machte sie zweifelhaft: nicht gerade darüber, ob wirklich Leidenschaft hinter Stis wunderlichen Worten oder Trauer hinter seinen schwermütigen Mienen sich verberge, aber daran, ob er nicht anders redete als er fühlte. Denn diese hoffnungslose Leidenschaft, die nicht trotzig die Augen davor verschloß, daß es keine Hoffnung gab, und nicht blind vorwärts stürmte, die verstand sie nicht, an die konnte sie nicht glauben, und sie entwarf sich ein Bild von Sti Hög als von einer überspannten Natur, die, indem sie fortwährend ihre Gefühle studierte, dahin gelangt war, sich selbst für reicher und größer und viel bedeutender zu halten als sie war, und die jetzt, da keine Wirklichkeit diese Vorstellung bestätigte, einherging und sich selbst in hohe Stimmungen und starke Leidenschaften hineinlog, die weiter nichts als eine phantastische Ausgeburt seines krankhaft geschäftigen Gehirns waren. Und die letzten Worte, die sie vorläufig für längere Zeit aus seinem Munde hörte — sie kehrte nämlich auf Verlangen ihres Vaters wieder nach Tjele zurück, wohin Sti Hög nicht kommen durfte — dienten nur dazu, sie in dem Glauben zu bestärken, daß das Bild ihm in allen Stücken ähnlich sei.

Als er ihr nämlich lebewohl gesagt und die Hand schon auf den Thürdrücker gelegt hatte, wandte er sich um und sagte: „Es ist ein schwarzes Blatt im Buche meines Lebens, das jetzt aufgeschlagen wird, Madame, wo Eure Tage in Kalö zu Ende sind, und ich werde mich sehnen in Leid und Schmerz und trauern wie einer, der das verloren hat, was das ganze Glück seines Erdendaseins, sein ganzes Hoffen und Verlangen war; und doch, Madame, wenn es sich einmal so fügen sollte, daß sichtliche Ursache vorläge, zu denken, Ihr hättet mich lieb, und ich dürfte daran glauben, dann weiß nur Gott allein, wozu mich das machen würde. Es wäre möglich, daß es in mir die Kräfte weckte, die bisher die Gewalt ihrer Schwingen noch nicht erproben durften, sodaß der Teil meiner Seele, der nach Thaten dürstet und vor Hoffnung brennt, die Oberhand gewinnen und meinen Namen berühmt und gefeiert machen würde. Aber es wäre ebenso leicht denkbar, daß solch ein unaussprechliches Glück jede hochgespannte Saite erschlaffen, jeden mahnenden Ruf zum Schweigen bringen und jede lauschende Hoffnung betäuben würde, sodaß das Land meines Glückes für meine Kräfte und Gaben ein erschlaffendes Capua würde ..."

Es war begreiflich, daß Marie so dachte, wie sie dachte, und sie sah ein, daß es so am besten sei; und dennoch seufzte sie dabei.

Sie kehrte also nach Tjele zurück. Erik Grubbe wünschte diese Rückkehr, weil er befürchtete, daß Sti Hög sie zu Maßregeln bewegen könnte, die mit seinen Plänen nicht übereinstimmten, und außerdem wollte er versuchen, ob es jetzt nicht möglich wäre, sie durch Überredung zu bewegen, auf eine Ordnung der Angelegenheit einzugehen, bei der das Eheverhältnis bestehen bliebe.

Dies erwies sich indessen als fruchtlos, aber dessenungeachtet fuhr Erik Grubbe fort, Ulrik Frederik brieflich aufzufordern, Marie wieder zu sich zu nehmen. Ulrik Frederik antwortete niemals; er wünschte die Sache in der Schwebe zu halten, so lange es anging, denn jede aus der Scheidung notwendig folgende Vermögens-Auseinandersetzung war ihm durchaus ungelegen, und an des Schwiegervaters Versicherungen von

Maries Versöhnlichkeit glaubte er nicht. Die Unwahrhaftigkeit des Herrn Erik Grubbe war zu bekannt.

Der Ton in Erik Grubbes Briefen ward inzwischen immer drohender, und es wurde angedeutet, daß man sich persönlich an den König wenden wolle. Ulrik Frederik sah ein, daß es so nicht länger bleiben konnte, und er schrieb nun von Kopenhagen aus einen Brief an seinen Verwalter, Johann Utrecht, worin er diesem auftrug, sich im stillen darüber Gewißheit zu verschaffen, ob Marie Grubbe mit ihm auf dem Schlosse Kalö zusammentreffen wolle, ohne daß Erik Grubbe etwas davon erführe. Dieser Brief wurde im März 1669 geschrieben.

Ulrik Frederik hoffte bei der darin in Vorschlag gebrachten Zusammenkunft Marie Grubbes wahre Gesinnung zu erfahren; fände er sie versöhnlich, so wollte er sie gleich mit sich nach Aggershuus nehmen, wenn aber nicht, so erwartete er durch das Versprechen, für eine sofortige Scheidung wirken zu wollen, sich so günstige Scheidungsbedingungen wie möglich zu verschaffen.

Aber Marie Grubbe lehnte die Begegnung ab, und Ulrik Frederik reiste unverrichteter Sache wieder nach Norwegen.

Erik Grubbe setzte nun seine nutzlosen Schreibereien eine Zeitlang fort, aber da kam im Februar 1670 die Nachricht vom Tode Frederiks des Dritten, und nun meinte Erik Grubbe, daß die Zeit zum Handeln gekommen wäre; denn König Frederik hatte seinen Sohn immer so hoch geschätzt und hatte eine so blinde Liebe für ihn gehegt, daß er in dieser Sache alle Schuld auf seiten der Gegenpartei gefunden haben würde; aber von König Christian stand zu erwarten, daß es sich bei ihm anders verhalten werde. Denn wohl waren er und Ulrik Frederik Herzensfreunde und alte Kameraden, aber es wäre doch möglich, daß beim König ein kleiner Schatten von Neid sich zeige, denn er war zu des Vaters Zeit von dem begabteren und weit ansehnlicheren Halbbruder oft in den Schatten gestellt worden. Außerdem hielten junge Fürsten darauf, ihre Unparteilichkeit zu zeigen, und wären in ihrem eifrigen Gerechtigkeitsgefühl nicht selten ungerecht gegen diejenigen, von denen das Volk glauben könnte, daß sie sie unter ihren Schutz nehmen würden.

Deshalb wurde nun beschlossen, im Frühling gemeinschaftlich nach Kopenhagen zu reisen, und in der Zwischenzeit sollte Marie versuchen, von Johann Utrecht zweihundert Reichsthaler zu bekommen, um dafür Trauerkleider anzuschaffen, damit sie sich mit Anstand vor dem neuen Könige zeigen könnte. Aber der Verwalter durfte kein Geld ohne Ulrik Frederiks Anweisung hergeben, und Marie mußte deshalb ohne Trauerkleider reisen, denn ihr Vater wollte nichts bezahlen und meinte außerdem, daß dieser Mangel desto besser ihr Elend beweisen würde.

Ende Mai langten sie in Kopenhagen an, und da eine Verhandlung zwischen Vater und Schwiegersohn zu keinem Resultat führte, schrieb Erik Grubbe an den König, daß er in aller Unterthänigkeit nicht genugsam beschreiben könne, mit welcher Beschimpfung, Schande und Entehrung Seine Excellenz Güldenleu vor einigen Jahren seine Ehefrau Marie Grubbe aus Aggershuus hinausgetrieben und sie dem Wind und Wetter ausgesetzt und den Seeräubern preisgegeben habe, die derzeit auf der See arg grassiert hätten, indem dazumal ein wütender Krieg zwischen England und Holland geführt worden sei. Gott habe sie jedoch gnädig vor obgenannter Lebensgefahr bewahrt, und sie wäre lebend und gesund in seinem Hause angelangt. Aber es sei eine unerhörte Beschimpfung, die ihr widerfahren, und er habe nun oft mit Schreiben, Bitten und blutigen Thränen seinen hohen, hochgeehrten Sohn, Seine wohlgeborene Excellenz ersucht, sich doch in dieser Sache zu bedenken und entweder Marie zu beweisen, weshalb ihre Ehe getrennt werden müsse, oder sie wieder zu sich zu nehmen, was indessen alles nichts gefruchtet hätte. Marie hätte ihm als Mitgift viele tausend Reichsthaler zugebracht, aber nichtsdestoweniger hätte sie nicht so viel wie zweihundert Thaler bekommen können, um sich Trauerkleider dafür zu kaufen. In summa: ihr Elend zu beschreiben, sei gar zu weitläufig, und deshalb richteten sie an Seine Königliche Majestät, ihren allergnädigsten Erbherrn, und an des Königs angeborene Gnade und Milde ihre allerunterthänigste Bitte und Supplizierung, daß Seine Majestät um Gottes willen sich erbarmen wolle über ihn, Erik Grubbe, seines hohen Alters wegen, denn er

zähle siebenundsechzig Jahre, und über sie, der ihr angethanen Schande wegen, und gnädig geruhen wolle, Seiner Excellenz Güldenleu zu befehlen, entweder Marie die Sache zu beweisen, derentwegen Christus sagt, daß Eheleute geschieden werden müßten, was er niemals imstande sein wird, oder aber sie wieder zu sich zu nehmen, wodurch Gottes Ehre gefördert würde, indem der Ehestand in derjenigen Achtung erhalten würde, in die Gott selbst ihn eingesetzt habe, groß Ärgernis verhindert, große Sünden vermieden und eine Seele von der Verdammung erlöst würde.

Zuerst wollte Marie durchaus nicht ihren Namen unter diese Supplik setzen, weil sie unter keinen Umständen, wie es auch immer kommen möge, mit Ulrik Frederik wieder zusammenleben wollte. Aber der Vater versicherte ihr, daß das Verlangen, daß Ulrik Frederik sie wieder zu sich nehmen sollte, nur eine Formalität sei, denn jetzt wolle auch ihr Gemahl Scheidung um jeden Preis, und die Art, wie sie die Bittschrift abgefaßt hätten, zwänge ihn, dieselbe zu begehren; und es werde ihre Sache in ein besseres Licht stellen und ihr bessere Bedingungen verschaffen. So gab denn Marie nach; ja sie fügte noch infolge einer Aufforderung ihres Vaters der Supplik folgende Nachschrift hinzu:

„Ich möchte gern mit Eurer Königlichen Majestät sprechen, aber ich Elende habe keine Kleider, in welchen ich mich vor Leuten sehen lassen kann. Erbarmt Euch über mich, allergnädigster Erbherr und König, und verhelft mir Armen zu meinem Recht. Gott wird es Euch lohnen.

Marie Grubbe."

Da sie sich aber auf Erik Grubbes Wort nicht allzu fest verließ, ließ sie durch einen ihrer alten Freunde bei Hofe dem König ein privates Schreiben zu Händen kommen, worin sie unverblümt aussprach, wie sehr sie Ulrik Frederik verabscheue, wie dringend sie sich nach Scheidung sehne und wie ungern sie bei Ordnung der Vermögensverhältnisse mit ihm selbst in Berührung käme.

Erik Grubbe hatte indes dies eine Mal die Wahrheit gesprochen. Ulrik Frederik wollte geschieden sein. Seine Stellung

bei Hofe als Halbbruder des Königs war eine andere denn als Lieblingssohn des Königs. Er durfte sich nun nicht länger auf die väterliche Güte verlassen, er mußte jetzt mit den anderen Leuten bei Hofe um Ehre und Lohn geradezu kämpfen. Eine Sache wie die vorliegende in der Schwebe zu haben, trug nur wenig dazu bei, sein Ansehen zu stärken. Viel ersprießlicher mußte es sein, sie so schnell wie möglich zu Ende zu bringen und in einer neuen und besser fundierten Ehe Erstattung für das zu suchen, was die Scheidung an Ansehen und Vermögen kosten konnte. Er bot deshalb seinen ganzen Einfluß auf, um dieses Ziel zu erreichen.

Der König ließ sofort dem Konsistorium die Sache vorlegen, damit es sein Gutachten darüber abgebe, und dieses lautete dahin, daß der Ehebund durch Urteil des höchsten Gerichts vom 14. Oktober 1670 aufgehoben sei, sodaß beide Parteien das Recht hätten, wieder zu heiraten. Marie Grubbe bekam die zwölftausend Reichsthaler und alle übrige Mitgift, Kleinodien und Grundbesitz zurück, und sobald sie das Geld ausgezahlt erhalten hatte, traf sie trotz aller Vorstellungen ihres Vaters Vorbereitungen, das Land zu verlassen. Was Ulrik Frederik anbelangt, so meldete er sofort an seine Halbschwester, des Kurfürsten Johann Georgs von Sachsen Gemahlin, die Auflösung seiner Ehe und fragte, ob sie ihm so viel schwesterliche Liebe erweisen wolle, daß er sich der schmeichelhaften Hoffnung hingeben dürfe, eine Gemahlin aus ihren fürstlichen Händen zu empfangen.

Vierzehntes Kapitel.

Marie Grubbe hatte niemals Geld zu ihrer Verfügung gehabt, und deshalb schienen ihr jetzt, wo sie eine so große Summe in die Hände bekommen hatte, ihre Macht und Mittel ohne Grenzen zu sein. Ja, ihr war, als wenn die Wünschelrute des Märchens selber in ihre Hand gelegt wäre, und sie sehnte sich wie ein Kind danach, dieselbe Schlag auf

Schlag zu schwingen und sich alle Herrlichkeiten der Welt zu Füßen zu legen.

Ihr erster Wunsch war, so weit wie möglich von den Türmen Kopenhagens und den Wiesen Tjeles, von Erik Grubbe und Muhme Rigitze entfernt zu sein, und da schwang sie die Rute zum erstenmal und auf Rädern und Schiffskiel, zu Lande und zu Wasser, wurde sie hinweggeführt von Seeland durch Jütland und Schleswig nach der Hansestadt Lübeck. Ihr ganzes Gefolge war die Kammerzofe Lucie, die Muhme Rigitze ihr auf ihre Bitten überlassen hatte, und eines Kaufmanns Kutscher aus Aarhuus, denn erst in Lübeck sollten die eigentlichen Vorbereitungen zur Reise getroffen werden.

Sti Høg war es gewesen, der sie auf den Gedanken zu reisen gebracht hatte; und damals hatte er gesagt, daß auch er das Land verlassen und auswärts sein Glück versuchen wollte, und hatte sich angeboten, ihr Reisemarschall zu sein. Er langte jetzt auch, aus Kopenhagen durch einen Brief herbeiberufen, vierzehn Tage nach Maries Ankunft daselbst in Lübeck an, und begann sofort sich dadurch nützlich zu machen, daß er diejenigen Veranstaltungen traf, die eine lange Reise notwendig machte.

Im stillen hatte Marie eigentlich gedacht, dem armen Sti Høg mit ihren reichen Mitteln eine Wohlthäterin zu sein, indem sie ihm die Kosten der Reise und des Aufenthalts in Frankreich erleichterte, bis es sich zeigen würde, ob sich ihm eine andere Quelle eröffnete. Sie war deshalb, als der arme Sti Høg ankam, höchst verwundert, ihn prächtig gekleidet zu finden, ausgezeichnet beritten und von zwei stattlichen Reitknechten begleitet, und überhaupt mit allen Anzeichen, daß seine Börse durchaus nicht ihres Goldes bedurfte, um sich zu füllen. Aber noch mehr erstaunte sie über die Verwandlung, die in seinem Gemüt vorgegangen zu sein schien. Er war lebhaft, fast heiter, und während er früher aussah, als wenn er sich mit gemessenen Schritten selbst zu Grabe geleitete, trat er jetzt auf, als ob ihm die halbe Welt gehörte und er Aussicht hätte, die andere Hälfte demnächst zu erben. Früher hatte er einige Ähnlichkeit mit einem gerupften Vogel gehabt,

jetzt glich er einem Adler mit brausendem Gefieder und scharfen Augen, die auf noch schärfere Krallen deuteten.

Marie dachte zuerst, es sei die Freude darüber, alle Kümmernisse der Vergangenheit hinter sich geworfen und jetzt die Hoffnung auf eine befriedigende Zukunft zu haben, die diese Veränderung hervorgebracht hätten. Als er aber einige Tage dort gewesen war, ohne den Mund zu jenen liebeskranken, mutlosen Worten zu öffnen, die sie so gut kannte, begann sie zu glauben, daß er Herr über seine Leidenschaft geworden wäre, und jetzt in dem Gefühl, siegesstolz seinen Fuß dem Liebesdrachen auf den Nacken setzen zu können, sich frei und stark und als Herr seines Schicksals fühlte. Sie wurde ganz neugierig, zu erfahren, ob sie recht geraten, und sie dachte bei sich, und nicht ohne ein wenig Verdruß, daß sie Sti Høg, je mehr sie ihn sah, desto weniger kannte.

Eine Unterredung, die sie mit Lucie hatte, konnte sie in dieser ihrer Vermutung nur bestärken.

Es war an einem Vormittag, als sie beide in dem großen Thorweg auf und ab gingen, den man bei allen Häusern in Lübeck fand, und der sowohl Durchgang wie Wohnstube, Tummelplatz für die Kinder und der Ort für die meisten Handarbeiten, zuweilen auch Speisestube und Gemüsekammer war. Der Raum, in welchem sie jetzt umhergingen, wurde indes meistens nur in der milderen Jahreszeit gebraucht, deshalb befanden sich dort auch nur ein langer, weißgescheuerter Tisch, einige schwere Holzstühle und ein alter Schrank. Ganz hinten waren lange Holzborde aufgeschlagen, wo Weißkohl in dichten Reihen über losen Haufen von Gelbwurzeln und strotzenden Meerrettichbunden lag.

Die Pforte nach der feucht blanken Straße stand weit offen und draußen platschte der Regen feucht in blinkenden Strömen herab.

Sowohl Marie wie Lucie waren zum Ausgehen angekleidet, die eine in einem pelzverbrämten Tuchkleide, die andere in einem Mantel von graubrauner Beiderwand; sie warteten darauf, daß der Regen aufhören sollte, und schritten auf dem roten Estrich von Mauersteinen mit kleinen stampfenden

Tritten hurtig auf und nieder, als ob sie Mühe hätten, die Füße warm zu halten.

„Ob er aber auch ein so sicherer, zuverlässiger Begleiter sein wird, wie Ihr glaubt?“ fragte Lucie.

„Sti Høg? Ja, das ist er doch wohl, sollt' ich denken. Was meinst du damit?“

„Ah, nur, ob er nicht vielleicht unterwegs sitzen bleibt.“

„Was?“

„Ja, die deutschen Jungfrauen, oder auch die holländischen da ... Ihr wißt, daß man von ihm sagt, sein Herz sei aus einer so entzündbaren Materie gemacht, daß es in hellen Flammen auflodert, sobald er nur eine Schürze winken sieht.“

„Wer hat dir diese Parabeln aufgebunden?“

„Aber mein Gott, habt Ihr denn das nie zuvor gehört? Euer eigener Schwager! Wer hätte glauben sollen, daß es für Euch etwas Neues sei. Ich hätte ebensogut auf den Einfall kommen können, Euch zu erzählen, daß die Woche sieben Tage hat.“

„Was ist heute mit dir passiert? Du schwatzest ja, als hättest du spanischen Wein zum Frühtrank bekommen.“

„Ja, eine von uns beiden, wie's scheint. — Sagt mir, habt Ihr nie den Namen Ermegaard Lynow gehört?“

„Nein!“

„Dann fragt Sti Høg, ob er ihn möglicherweise kennt, und nennt ihm auch zugleich die Namen von Iydte Krag und Christence Rud und Edele Hansdatter, und Lene Poggings, wenn Ihr wollt; es wäre ja denkbar, daß er imstande wäre, von ihnen allen einige Parabeln, wie Ihr es nennt, zu erzählen.“

Marie blieb bei der offenen Pforte stehen und blickte lange und scharf in das Regenwetter hinaus. „Weißt du möglicherweise,“ sagte sie und begann wieder auf und ab zu gehen, „weißt du vielleicht auch von diesen Parabeln ein Wort mitzusprechen.“

„Das sollte ich meinen!“

„Von Ermegaard Lynow?“

„Ganz besonders von ihr.“

„Was denn?“

„Ja, es war die Geschichte mit einem dieser Höge,[1] Sti, glaube ich, hieß er, ein langer, rothaariger, bleicher ...“

„Danke, das weiß ich ebensogut.“

„Wißt Ihr auch von der Vergiftung?“

„Nein, nein!“

„Oder von dem Brief?“

„Nun, erzähle!“

„Hu, es ist eine so häßliche Geschichte.“

„Nun!“

„Ja, dieser Hög war ein guter Freund, — es war vor seiner Verheiratung, ja, er war der allerbeste Freund von Ermegaard Lynow. Sie hatte das längste Haar, das eine Jungfrau haben kann, denn sie konnte fast darauf treten, und sie war so weiß und rot, so recht ein schönes Püppchen war sie, aber er war so hart und böse gegen sie, sagte man, als wäre sie ein widerspenstiges Windspiel und nicht das sanfte Geschöpf, das sie war. Aber je schlimmer er wurde, je mehr hielt sie von ihm. Er hätte sie braun und blau schlagen können, wenn er es nicht wirklich gethan hat, sie würde ihn dafür geküßt haben. Hu, hu, es ist schrecklich, wie ein Mensch sein kann, wenn er sein Herz an einen anderen gehängt hat. Aber dann wurde er ihrer überdrüssig und vermied es, ihr zu begegnen, denn er hatte seinen Sinn auf eine andere gerichtet, und Fräulein Ermegaard jammerte und grämte sich und wäre fast vergangen vor Schmerz und Elend, und führte ein trostloses Dasein. Zuletzt konnte sie es nicht länger aushalten. Man sagt, sie habe Sti Hög am Hof vorüberreiten sehen, sei hinaus- und ihm nachgerannt, eine ganze Meile Seite an Seite mit seinem Pferde, ohne daß er auch nur einen Schritt hätte anhalten oder auf ihr Bitten und Weinen hören wollen, sondern immer fortgeritten wäre, um nur von ihr loszukommen. Das konnte sie nicht ertragen, und deshalb nahm sie tödliches Gift und schrieb an Sti Hög, das hätte sie seinetwegen gethan, jetzt würde sie ihm nie wieder

[1] Höge = Habichte.

beschwerlich fallen, nur wünsche sie ihn noch einmal zu sehen, bevor sie sterbe."

„Und dann?"

„Ja, Gott mag wissen, ob es sich wirklich so verhält, wie die Leute sagen, denn dann ist er ja die gemeinste Seele, auf welche die Qualen der Hölle warten. Darauf antwortete er ihr, ja, so war es, er schrieb zurück, das beste Gegengift, das sie wieder gesund machen könnte, wäre seine Liebe, aber es stände nicht in seiner Macht, ihr die zu schenken, doch hätte er gehört, daß Milch und Knoblauch auch gut wären, das wolle er ihr raten einzunehmen. Seht, das antwortete er; was meint Ihr dazu? Kann man sich etwas Schändlicheres denken, als das?"

„Und Fräulein Ermegaard?"

„Fräulein Ermegaard?"

„Ja, sie."

„Nun, es war nicht seine Schuld, aber sie hatte nicht genug Gift genommen, um daran zu sterben, aber sie wurde so krank und elend, daß sie fast gestorben wäre."

„Das arme Lamm!" sagte Marie und lachte.

*

In der nun folgenden Zeit führte fast jeder neue Tag in Maries Ansicht über Sti Hög eine kleine Veränderung herbei und dadurch auch in der Art und Weise, wie sie miteinander verkehrten.

Aus der Umsicht und Entschlossenheit, womit Sti Hög all die unzähligen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche die Reise darbot, beseitigte, war sehr leicht zu erkennen, daß er kein Träumer war, und ebenso leicht konnte man bemerken, daß er sowohl an Manieren wie an Begabung selbst die besten Edelleute überragte, mit denen sie zusammentrafen. Immer war seine Rede neu und interessant und von denen der anderen verschieden. Es war, als hätte er einen eigenen, nur ihm bekannten Weg zum Verständnis der Menschen und Dinge, und es schien Marie, als bekenne er mit einem kecken Hohn seinen Glauben, wie stark das Tier in Menschen sei, oder wie

wenig Gold sich in den Schlacken seiner Natur verberge. Und die kalte, leidenschaftslose Beredsamkeit, mit der er ihr bewies, wie gering der Zusammenhang im Wesen des Menschen sei; wie unverstanden und unverständlich, wie haltlos und schwankend und ganz der Gewalt des Zufalls unterworfen das Edle und das Gemeine in unserer Seele miteinander ringe. Die Beredsamkeit, mit welcher er ihr dies klar zu machen suchte, schien ihr groß und überwältigend, und sie begann zu glauben, daß seltenere Gaben und gewaltigere Kräfte, als sonst den Sterblichen beschieden sind, ihm zu teil geworden seien; und sie beugte sich in Bewunderung, ja fast in Verehrung vor der Macht des Gewaltigen, die sie ahnte. Und dennoch bestand trotz alledem in ihrer Seele ein leiser lauernder, stets flüsternder Zweifel, der niemals in durchdachten Worten klar zum Ausdruck kam, sondern nur in einem dunklen Gefühl der Furcht sich zeigte, daß diese Macht eine Macht sei, die drohte und tobte, die wünschte und verlangte, aber nie dreinschlug, nie zugriff.

*

In Lohendorf, drei Meilen von Vechta, lag dicht an der Landstraße eine alte Krugwirtschaft, und hier waren Marie und ihr Gefolge ein paar Stunden nach Sonnenuntergang eingekehrt. Spät abends, als der Kutscher und die Reitknechte in den Nebengebäuden zur Ruhe gegangen waren, saßen Sti Høg, Marie und zwei bäuerisch aussehende oldenburgische Edelleute in vertraulichem Gespräch an einem kleinen rotgestrichenen Tisch vor dem großen Kachelofen in der Schenkstube des Kruges.

An dem langen Tisch unter den Fenstern, mit dem Rücken gegen die Tischkante gelehnt, saß Lucie am Ende der Bank, strickte und hörte zu.

Auf dem Tisch der Herrschaft stand eine Talgkerze in einem gelben Thonleuchter, die ihr schläfriges Licht über die Gesichter breitete und sich fettig in der Reihe zinnerner Teller spiegelte, die sich über dem Ofen befand. Marie hatte eine kleine Zinnkanne mit warmem Wein vor sich stehen, Sti Høg eine größere, während die beiden Oldenburger gemeinschaftlich

einem großen Holzkrug mit Bier zusprachen, der beständig geleert und ebenso beständig von einem krausköpfigen Knecht, der an der inneren Wand des Zimmers auf einer Bank ruhte, wieder gefüllt wurde.

Sowohl Marie wie Sti Hög hätten sich am liebsten auf ihre Kammern zurückgezogen, denn die beiden Landedelleute waren keine heiteren Gesellschafter; und sie hätten es auch sicherlich gethan, wären die Kammern nicht so eiskalt und die Unannehmlichkeiten bei dem Versuch, sie zu heizen, nicht noch schlimmer als die Kälte gewesen, was sie erfahren hatten, als der Wirt ihnen Feuertöpfe in dieselben hineinstellte. Der Torf war nämlich in dortiger Gegend so schweflig, daß, wenn er in Glut kam, nur Leute, die daran gewöhnt waren, dabei atmen konnten.

Die Oldenburger waren nicht sehr aufgeräumt, denn sie fühlten wohl, daß sie in feiner Gesellschaft waren, und gaben sich deshalb Mühe, sich so artig auszudrücken, wie sie vermochten; aber nach und nach, wie das Bier mehr Macht über sie bekam, wurde der Zügel, den sie sich angelegt hatten, schlaffer und schlaffer, ja ganz lose. Ihre Sprache bekam einen noch lokaleren Anstrich als vorher, ihre Späße wurden gröber und ihre Fragen sehr anzüglich.

Als nun die Späße plumper und unschicklicher wurden, begann Marie auf ihrem Sitz unruhig zu werden, und Sti Högs Augen fragten über den Tisch, ob sie sich entfernen sollten. Da kam gerade der blondeste der beiden Fremden mit einer recht groben Anspielung, die Sti veranlaßte, die Brauen zu runzeln und ihn drohend anzublicken; doch das reizte ihn nur, seinen unanständigen Scherz in noch kräftigeren Ausdrücken zu wiederholen, was wiederum Sti bewog, ihm zu sagen, daß er den Zinnkrug an den Kopf bekäme, wenn er noch ein einziges derartiges Wort wage.

Gerade in diesem Augenblick näherte Lucie sich dem Tische mit ihrem Strickzeug, um eine verlorene Masche zu suchen, und diese Gelegenheit benutzte der andere Oldenburger. Er faßte sie um den Leib, zwang sie auf seinen Schoß nieder und drückte ihr einen kräftigen Kuß auf die Lippen.

Diese Keckheit entflammte den ersten und er schlang seinen Arm um Marie Grubbes Hals.

Im Nu flog ihm Stis Krug so kräftig und sicher an den Kopf, daß er mit einem tiefen Stöhnen gegen den Ofen fiel.

In der nächsten Sekunde waren Sti und der Dunklere der beiden mitten im Zimmer, und Marie und ihr Mädchen flüchteten in eine Ecke.

Der Knecht sprang von der Bank auf, brüllte aus der einen Stubenthür hinaus, lief selbst zu der anderen hin und versperrte sie mit einem ellenlangen eisernen Baum, während man hörte, daß gleichzeitig die Hinterthür des Hauses mit einem großen eisernen Riegel gesperrt wurde. Es war nämlich Brauch in diesem Kruge, sobald eine Schlägerei ausbrach, sich so abzusperren, daß von außen niemand hereinkommen konnte, um an dem Streit teilzunehmen und demselben auf diese Weise eine größere Ausdehnung zu geben, als notwendig war. Aber dies war auch die einzige Einmischung der Wirtsleute, und wenn die Absperrung besorgt war, schlichen sie sich sofort zu Bette, denn wer nichts sah, konnte auch nichts aussagen.

Keiner der Kämpfenden hatte Waffen bei sich, sie konnten deshalb die Sache nur mit den Fäusten ausmachen. Und da standen sie nun, Sti und der Dunklere, und fluchten und rangen. Sie zogen einander von Fleck zu Fleck, drehten sich in zähen, widerstrebenden Wendungen und stießen einander gegen Thüren und Wände. Sie packten einer des anderen Arme, befreiten sich wieder aus der Umarmung, bogen und drehten sich, schoben einander bei den Schultern vor- und rückwärts. Endlich stürzten sie beide zu Boden. Sti kam oben zu liegen und hatte eben den Kopf des Gegners ein paarmal hart auf die kalte Lehmdiele gestoßen, als er den Griff von zwei kräftigen Händen um seinen Hals fühlte. Es war der Blonde, der wieder zu sich gekommen war.

Sti war am Ersticken, die Luft röchelte in seiner Gurgel, es wurde Nacht vor seinen Augen und seine Glieder erschlafften. Der Dunklere umklammerte ihn mit den Beinen und zog ihn

bei den Schultern nieder, der Blonde hatte die Hände um seinen Hals und die Knie in seinen Seiten.

Marie schrie und wollte zu Hilfe eilen, aber Lucie hatte mit einem fast krampfhaften Griffe die Arme um sie geschlungen, sodaß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnte.

Da, gerade als Sti im Begriff war, die Besinnung zu verlieren, warf er sich mit einer letzten Kraftanstrengung vornüber, sodaß der Hinterkopf des Dunkeln auf den Boden schlug und der Griff des Blonden ein wenig nachließ, sodaß er etwas Luft bekam. In einem geschmeidigen, kräftigen Wurf riß Sti sich seitwärts los, warf sich auf den Blonden, daß dieser zu Boden fiel, bog sich dann wütend über den Gefallenen, wurde aber von einem Fußtritt auf die Herzgrube getroffen, sodaß er fast zusammenbrach; aber er griff mit der einen Hand um die Knöchel des Fußes, der ihn getroffen hatte, und mit der anderen umfaßte er den Stiefelschaft dicht unterm Knie, hob auf diese Weise das Bein empor und schlug es auf seinen vorgestreckten Oberschenkel nieder, daß die Knöchel im Stiefel brachen und der Blonde ohnmächtig hinsank. Der Dunklere, der von dem Aufschlagen seines Kopfes betäubt dalag und vor sich hinstarrte, stieß, als er dies sah, einen Schmerzensschrei aus, als ob es über ihn selbst hergegangen wäre, und verkroch sich unter die Bank oben beim Fenster, — und damit war die Schlägerei zu Ende.

Aber die Wildheit des Gemüts, die Sti Hög bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, übte einen mächtigen, wunderbaren Einfluß auf Marie; denn als sie in dieser Nacht ihr Haupt aufs Kissen legte, sagte sie sich, daß sie ihn liebe, und als Sti Hög am folgenden Tage bemerkte, daß etwas in ihrem Blick und Benehmen andeutete, daß in ihrem Gemüt eine große Veränderung zu seinen Gunsten vorgegangen war, und er, dadurch ermutigt, ihr eine Liebeserklärung machte, erhielt er die erwünschte Antwort.

Fünfzehntes Kapitel.

Jetzt in Paris!

Ein halbes Jahr ungefähr war verstrichen und der so plötzlich geschlossene Liebesbund war allmählich gelockert und gelöst, und Marie Grubbe und Sti Hög waren einander langsam entfremdet.

Sie wissen es beide, aber es ist nicht zur Aussprache zwischen ihnen gekommen. Es ist so viel Bitternis und Schmerz, so viel Erniedrigung und Selbstverachtung in dem drohenden Geständnis verborgen, daß es eine Linderung ist, damit zu warten.

In dem Punkt sind sie eines Sinnes.

Aber in der Weise, ihren Kummer zu tragen, sind sie sehr verschieden. Denn während Sti Hög in hoffnungsloser Pein, vom Schmerze selbst gegen den schärfsten Stachel des Schmerzes abgestumpft, fortwährend in machtloser Niedergeschlagenheit trauert, gleichwie ein gefangenes Raubtier in seinem engen Käfig hin und her, her und hin geht, so ist Marie vielmehr einem Tier zu vergleichen, das sich losgerissen hat und in unaufhaltsamer Flucht, ohne jemals zu rasten, von einer wahnsinnigen Furcht vor der Kette, die klirrend in seiner Spur nachschleppt, vorwärts getrieben wird.

Sie wollte vergessen.

Aber das Vergessen ist wie das Heidekraut, das nur von selber wächst, und der Schutz, die Pflege und Sorgfalt der ganzen Welt kann seinem Wuchs keines Zolles Länge hinzusetzen.

Sie verschwendete ihr Gold mit vollen Händen und kaufte sich viel Putz, sie ergriff jeden Becher des Genusses, der für Gold zu kaufen war, den Geist, Schönheit und Rang erreichen konnten, — aber es war alles vergebens.

Es war ihres Elends kein Ende, und nichts, nichts konnte sie davon erretten. Hätte die Trennung von Sti Hög eine Erleichterung, ja nur eine Veränderung ihrer Pein hervorbringen können, sie wäre längst erfolgt, aber es war gleichgiltig, ganz einerlei, ob es geschah oder nicht, es lag nicht

ein Funke von Hoffnung auf Linderung darin — ebensogut mit ihm zusammen bleiben, wie sich von ihm trennen, es war keine Rettung.

Aber sie trennten sich dennoch, und es war Sti Hög, der es vorschlug.

Sie hatten einander ein paar Tage nicht gesehen, als Sti in das vordere der prachtvollen Zimmer trat, die sie von Isabelle Gilles, der Wirtin in „La croix de fer“ gemietet hatten.

Marie saß dort und weinte.

Sti schüttelte verstimmt den Kopf und nahm am anderen Ende des Zimmers Platz.

Es ist so bitter, jemand weinen zu sehen und zu wissen, daß jedes Wort des Trostes von unseren Lippen, jeder mitleidige Seufzer und teilnehmende Blick nur den Kummer vermehrt und die Thränen stärker fließen macht.

Er trat zu ihr hin.

„Marie,“ sagte er leise und tonlos, „laß uns einmal aufrichtig miteinander reden und uns dann trennen.“

„Was kann es nützen?“

„Sprich nicht so, Marie, es erwarten dich noch frohe Tage in dichten Scharen.“

„Ja, Tage des Weinens und Thränennächte in langer, unzerreißbarer Kette.“

„Marie, Marie, nimm deine Worte in acht, denn ich verstehe sie so gut, wie du niemals glauben wirst, daß ich sie verstehen könnte, und sie verwunden mich so schmerzlich.“

„Die Wunden, die mit Worten geschlagen werden, achte ich nur gering, und ich habe nie daran gedacht, dich damit zu verschonen.“

„So stoße denn zu, habe keinen Funken Mitleid mehr; sage mir, daß du dich durch deine Liebe zu mir erniedrigt, tief erniedrigt fühlst, sage mir, daß du Jahre deines Lebens dafür hingeben würdest, jede Erinnerung an mich aus deiner Seele tilgen zu können! Und mache mich dann zum Hunde, gieb mir Hundenamen, nenne mich mit dem Schmählichsten, das du kennst, und ich will auf alle deine Namen hören und

sagen, daß du recht hast und abermals recht, weil du recht hast, so peinlich es ist, es zu sagen. Denn höre, Marie, höre, und glaube es, wenn du vermagst, obgleich ich weiß, daß dir vor dir selber bangt, weil du mein gewesen bist, und in deiner Seele erkrankst, so oft du daran denkst, und in Abscheu und Schmerz die Stirn runzelst, so liebe ich dich dennoch — ja, ja, mit meiner ganzen Kraft, aus allem Vermögen liebe ich dich, Marie."

„O pfui der Schande, Sti Høg, pfui, schäme dich doch, du weißt nicht, was du sprichst! Und dennoch, o Gott verzeihe mir, und dennoch ist es wahr, wie schrecklich es auch klingt. Ach, Sti, Sti, weshalb bist du doch die Knechtsseele, die du bist, der kriechende Wurm, der getreten wird und doch nicht sticht? Wenn du wüßtest, für wie groß ich dich gehalten! Stolz und groß und stark, dich, der du so schwach bist. Aber das machten deine tönenden Worte, die von einer Macht logen, die du nie besessen, die auf eine Seele deuteten, die das alles war, was die deine niemals war oder sein wird. Sti, Sti, war es recht, daß ich Kleinheit statt Stärke fand, elenden Zweifel statt kühner Hoffnung, und — Stolz, Sti! wo ist dein Stolz geblieben?"

„Recht und Gerechtigkeit sind nur geringe Gnade, aber ich verdiene nicht mehr, denn ich bin gegen dich nur wenig mehr als ein Fälscher gewesen. — Marie, ich habe nie an deine Liebe zu mir geglaubt, nein, niemals, nicht in der Stunde, als du sie mir schwurst, war der Glaube daran in meiner Seele. Ach, ich wollte so gerne glauben, konnte es aber nicht. Ich konnte das schwarze Haupt des Zweifels nicht zu Boden drücken, es starrte mich an mit seinen kalten Augen und die reiche, blühende Hoffnung all meiner Träume blies es mit seinem bissig-lächelnden Munde hinweg. Ich konnte nicht glauben, daß du mich liebtest, Marie, und doch ergriff ich den Schatz deiner Liebe mit beiden Händen und mit ganzer Seele, und ich erfreute mich ihrer in Angst und zagendem Glück, wie ein Räuber sich seines golddigglänzenden Raubes freuen kann, wenn er weiß, daß der rechtmäßige Eigentümer binnen kurzem erscheinen und ihn seinen wohlgefällig betastenden Händen

entreißen wird. Denn eines Tages wird er kommen, Marie, der deiner Liebe wert ist, oder den du ihrer wert achtest, und er wird nicht zweifeln, nicht flehen oder zittern, er wird dich in seiner Hand biegen wie gediegenes Gold und seinen Fuß auf deinen Willen setzen, und du wirst ihm freudig und bescheiden gehorchen; aber nicht, weil er dich mehr liebt, als ich, denn das ist unmöglich, sondern weil er mehr Glauben an sich selbst und weniger Auge für deinen unschätzbaren Wert hat, Marie."

„Ach, das ist ja eine förmliche Wahrsager-Lektion, die Ihr da herplappert, Sti Høg, aber es ist das alte Lied, immer schweift Ihr mit Euern Gedanken in die Ferne. Ihr seid gerade wie die Kinder, die ein Spielzeug geschenkt erhalten: statt damit zu spielen und sich daran zu erfreuen, haben sie nicht eher Ruhe, als bis sie gesehen haben, wie es inwendig aussieht und es ruiniert haben. Ihr fandet niemals Zeit, etwas festzuhalten und zu bewahren, weil Ihr immer nur fangen und zugreifen wolltet, Ihr zerhacktet alles Holz des Lebens zu Gedankenspänen."

„Lebt wohl, Marie."

„Lebt wohl, Sti Høg, so gut Ihr könnt."

„Dank, vielen Dank, — so muß es denn sein — aber um eins bitte ich."

„Nun?"

„Wenn Ihr von hier fortreist, so laßt niemand wissen, welchen Weg Ihr nehmt, damit ich es nicht erfahre; denn ich stehe nicht dafür ein, daß ich so viel Gewalt über mich habe, um Euch dann nicht nachzureisen."

Marie zuckte ungeduldig die Achseln.

„Gott segne Euch, Marie, jetzt und immerdar."

Damit ging er.

Eine lichte November-Dämmerung, wo das broncebraune Sonnenlicht von den einsam blinkenden Fenstern der hohen Giebel zögernd sich zurückzieht, auf den schlanken Spitzen der Doppelkirchtürme verweilt, auf dem Kreuz und den goldenen

Ringen droben funkelt, in leuchtender Luft sich auflöst und verschwindet, während der Mond bereits seine runde, blanke Scheibe über die fernen braunen, länglich gerundeten Höhenzüge emporhebt.

In gelben, bläulichen und violetten Flächen spiegeln sich die verschwindenden Farben des Himmels in dem blanken, geräuschlos rinnenden Wasser des Flusses, und die Blätter von Weiden und Ahorn, von Flieder und Rosen lösen sich aus dem falben Laubgehänge, flattern in zitternder Flucht gegen das Wasser, werden von der blanken Fläche aufgefangen und gleiten an überhängenden Mauern und Steintreppen entlang in das Dunkel unter starken, niedrigen Brücken, um schwarze nasse Pfähle herum, fangen einen Schimmer von den glühenden Kohlen in einer roterleuchteten Schmiede, werden vom rostbraunen Strudel aus der Schleifmühle im Kreise herumgewirbelt und verschwinden dann zwischen Schilf und lecken Böten, zwischen versenkten Fässern und dem mürben Flechtwerk schlammiger Reisigzäune.

Eine bläuliche Dämmerung breitet ihr durchsichtiges Halbdunkel über Märkte und offene Plätze, wo das Wasser schleierartig blinkt, während es aus den nassen Schlangenschnauzen und tropfbärtigen Drachenmäulern in phantastisch gebrochenen Bogen zwischen den gezackten, schlanken Fialen der Springbrunnen hinabströmt. Es murmelt leise und rieselt kalt, es wallt gedämpft und tropft scharf und bildet schnellwachsende Ringe auf dem reichlich überfließenden dunkeln Spiegel des Beckens. Ein leiser Windhauch säuselt über den Platz, und ringsumher aus dunklen Pforten, aus schwarzen Fenstern und finsteren Gassen starrt ein anderes Dunkel in die Dunkelheit hinaus.

Nun bricht der Mond hervor und wirft sein Silberlicht über Dächer und Zinnen, und teilt Licht und Schatten in scharfe Felder ab. Jeder Balkenkopf, jedes geschnörkelte Schild, jede kurze Brustlehne in dem niedrigen Geländer des Söllers wird auf Mauer und Wand abgezeichnet. Alles wird in scharfe, schwarze Formen ausgeschnitten: die künstlich gebrochenen Steinmuster oberhalb der Kirchenthür, St. Georg mit seiner

Lanze dort auf der Ecke des Hauses, und die Blume mit ihren Blättern hier im Fenster. Und wie er die breite Straße bescheint und wie er sich im Wasser des Flusses spiegelt! Und es sind keine Wolken am Himmel, ein weißlicher Hof, eine Glorie um den Mond, sonst nichts als tausend Sterne.

Ein solcher Abend nun war es in Nürnberg, und in der steilen Gasse, die zur Burg und in den Hof, den man den von Karndorfschen nannte, hinaufführte, war an diesem Abend ein Gelage.

Man saß an der Tafel, und alle waren satt, lustig und betrunken. Mit einer Ausnahme waren es lauter ältere Leute, und dieser eine war erst achtzehn Jahre alt. Er trug keine Perücke, sondern sein eigenes Haar, und das war reich genug, goldig, lang und gelockt. Sein Gesicht war schön wie das eines Mädchens, weiß und rot, und die Augen waren groß, blau und still.

Den goldenen Remigius nannten ihn die anderen, und golden nicht allein um seines Haares, sondern auch um seines großen Reichtums willen; denn trotz seiner jungen Jahre war er der reichste Edelmann im ganzen bayrischen Wald — denn aus dem bayrischen Wald stammte er.

Sie sprachen von Frauenschönhelt, die lustigen Herren an der üppigen Tafel, und alle waren darin einig, daß damals, als sie jung waren, die Welt von Schönheiten gewimmelt hatte, womit diejenigen, die heute den Namen der Schönheit tragen, durchaus keinen Vergleich aushalten konnten

„Aber wer hat die Perle aller Schönen gesehen," fragte ein Dickbauch mit kleinen funkelnden Augen, „wer hat Dorothea von Falkenstein, von den Falkensteinern im Harz gesehen? Sie war rot wie eine Rose und weiß wie ein Lamm, sie konnte mit ihren Händen ihren Leib umspannen und einen Zoll mehr und sie konnte auf ein Lerchenei treten, ohne daß es zerbrach, so leicht war ihr Gang, aber deswegen war sie keine von euern Hopfenstangen, denn sie war üppig wie ein Schwan, der auf einem Teich segelt, und kräftig wie ein Reh, das im Walde springt."

Und sie tranken darauf.

„Gott segne euch alle miteinander, so alt ihr seid!“ rief ein langer, alter Knasterbart am Ende des Tisches, „aber die Welt wird Tag für Tag häßlicher. Wir können es ja an uns selber sehen,“ und er blickte im Kreise umher, „was für Kerle waren wir doch! Und wie teufelmäßig sehen wir jetzt aus. Wer, in aller Welt — wer kann mir das erklären? — Kann mir jemand sagen, wo alle die drallen Wirtinnen mit dem lachenden Munde, den schelmischen Augen und netten Füßchen geblieben sind? Und die Wirtstöchter, mit dem gelben, goldigen Haar und den Augen so blau, wo sind sie geblieben? Wie? Oder lüge ich, wenn ich sage, daß man in keine Herberge, in keinen Krug an der Landstraße kommen konnte, ohne daß man sie dort fand? O, Jammer und Elend! Was für krummbucklige Töchter mit Schweinsaugen und breiten Hüften legen sich doch heutzutage die Wirte in den Gasthäusern zu? Was sind das für zahnlose, kahlköpfige Betteln, denen jetzt die Bewilligung und das Recht erteilt wird, mit ihren triefenden Augen und runzligen Händen den hungrigen und durstigen Gästen das Leben zu verleiden? O, pfui, ich fürchte mich vor einem Wirtshaus wie vor dem Teufel selbst, denn ich weiß ja, der Bierausschank drinnen ist mit dem Tod von Lübeck in eigener Gestalt verheiratet, und wenn man erst so alt geworden ist wie ich, so liegt da etwas im Memento mori, das man lieber vergessen, als sich daran erinnern lassen möchte.“

Es saß ein Mann mitten am Tische, kräftig gebaut und mit ziemlich vollem, wachsgelbem Gesicht. Er hatte graue und buschige Brauen und klare, spähende Augen; er sah eben nicht schwächlich aus, aber als hätte er viel gelitten, große körperliche Schmerzen erduldet, und es war ein Zug um seinen Mund, wenn er lächelte, als ob er etwas Bitteres verschluckte. Er sagte mit einer sanften und gedämpften Stimme — etwas heiser war sie: „Die braune Euphemia aus dem Hause Burtenbach, die war stattlicher als irgend eine Königin, die ich je mit meinen Augen gesehen habe. Sie konnte das steifste Goldbrokatkleid tragen, als wäre es das bequemste Hauskleid, und Kleider und Schmuck um Hals

und Leib, auf der Brust und im Haar, das hing und das saß, als wären es die Kränze von wilden Beeren, womit die Kinder sich behängen, wenn sie im Walde spielen. Keine war wie sie. Wenn die anderen jungen Fräulein in ihrem Staat prunkten wie prächtige Reliquienschreine mit Schnörkeln von Gold und mit Ketten von Gold, mit Rosen von kostbaren Steinen, so war sie so festlich und lieblich und frisch und leicht anzuschauen wie ein Banner, das im Winde spielt. Es gab und giebt nicht ihresgleichen."

„Doch, doch, und sogar ihre Meisterin!" rief der junge Remigius und sprang auf. Er bog sich eifrig über den Tisch, auf die eine Hand gestützt, während er in der anderen einen blanken Pokal schwang, dessen goldiger Rebensaft über den Rand spülte, sodaß es ihm Finger und Handgelenk netzte und in klaren Tropfen von seinen weißen, gekrausten Spitzenmanschetten tröpfelte. Seine Wangen glühten von Wein, seine Augen funkelten und er sprach mit sicherer Stimme:

„Schönheit!" sagte er, „seid ihr alle miteinander blind, oder hat keiner von euch die dänische Frau, hat keiner Frau Marie gesehen? Ihr Haar ist, als wenn die Sonne auf eine Wiese scheint und das Gras in Ähren steht, ihre Augen sind blauer als eine Klinge, und ihre Lippen sind so rot wie eine purpurne Traube. Sie geht wie ein Stern daher, der über den Himmel zieht, sie ist schlank wie ein Scepter und stattlich wie ein Thron, ja, alle Tugenden des Körpers und alle Reize der Schönheit stehen bei ihr in Blüte, wie Rose bei Rose in blühender Pracht; aber ihre Schönheit ist von solcher Art, daß einem, wenn man sie erblickt, zu Mute wird, als wenn man's an einem Festmorgen von den Türmen der Domkirche blasen hörte. Man wird so still, denn sie gleicht der heiligen schmerzensreichen Mutter auf dem schönen Altarbilde, eine so erhabene Trauer liegt in ihren klaren Augen, und dasselbe hoffnungslose geduldige Lächeln um ihren Mund."

Er war ganz erregt und seine Augen füllten sich mit Thränen, er wollte weiter reden, vermochte es aber nicht, und blieb aufrecht stehen, mit seiner Stimme kämpfend, um

die Worte hervorzubringen. Aber da klopfte einer seiner Nachbarn ihm freundlich auf die Schulter und veranlaßte ihn, sich zu setzen, und trank dann mit ihm Becher auf Becher, und so kam alles wieder ins Gleiche. Die Lustigkeit der Alten schlug hohe Wellen wie zuvor und alles wurde Jubel, Gesang und Lachen.

Marie Grubbe war also in Nürnberg.

Nachdem sie von Sti Høg getrennt war, war sie fast ein Jahr lang umhergestreift und hatte sich schließlich hier zur Ruhe gesetzt.

Seit jenem Abend, wo sie am Ballett im Fredriksborger Schloßgarten teilnahm, hatte sie sich sehr verändert. Nicht allein, daß sie jetzt in ihr dreißigstes Jahr ging, sondern auch die unglückliche Verbindung mit Sti Høg hatte einen sehr nachteiligen Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte sich, von zufälligen Umständen geleitet und getrieben, von Ulrik Frederik getrennt, vor allem aber war sie dazu veranlaßt worden, weil sie sich den Traum ihrer ersten Jugend bewahrt hatte, daß derjenige, dem ein Weib sich zu eigen giebt, ihr wie ein Gott auf Erden sein müsse, daß sie mit Liebe und in Demut Gutes und Böses aus seinen Händen entgegennehmen müsse, je nachdem es sein Wille wäre, und jetzt hatte sie in einer augenblicklichen Verblendung Sti für diesen Gott gehalten, ihn, der nicht einmal ein Mann war! Das waren ihre Gedanken. Jede Schwachheit, jeden unmännlichen Zweifel bei Sti fühlte sie wie einen unauslöschlichen Schandfleck an sich selbst. Es ekelte ihr vor ihr selbst wegen dieser kurzen Liebe und sie gab derselben niedrige Schimpfnamen. Diese Lippen, die ihn geküßt, möchten sie verwelken; diese Augen, die ihm gelächelt, möchten sie erblinden, dieses Herz, das ihn geliebt, möchte es brechen! Jede Saite ihrer Seele hatte sie durch diese Liebe besudelt, jedes Gefühl hatte sie entweiht. Sie hatte alles Selbstvertrauen verloren, allen Glauben an ihren eigenen Wert, und in der Zukunft, — in der Zukunft leuchtete ihr keine Hoffnung.

Ihr Leben war abgeschlossen, ihr Lebenslauf vollendet,

ein ruhiger Winkel, wo sie ihr müdes Haupt zur Ruhe legen konnte, um es nie wieder zu erheben, war das Ziel aller ihrer Wünsche.

So stand es mit ihr, als sie nach Nürnberg kam. Ein Zufall führte sie mit dem goldenen Remigius zusammen, und seine innige, zurückhaltende Verehrung, die abgöttische Anbetung der frischen Jugend, sein jubelnder Glaube an sie, waren für die niedergetretene Blume wie ein kühlender Tau; sie richtet sich zwar nicht auf; aber sie verwelkt auch nicht; sie entfaltet noch die feinen, farbenreichen Blätter im Lichte, und duftet und strahlt in noch leise pulsierender Lebenskraft. Ebenso Marie. Denn es war erquickend, sich rein und klar und unbefleckt in den Gedanken eines anderen zu sehen, und es war halbwegs Erlösung in dem Bewußtsein, in der Seele eines anderen unbefangenes Vertrauen, Schönheitshoffnung und edles Verlangen zu wecken, und ihn dadurch reich zu machen. Und es war auch sanft und lindernd, in schwankenden Bildern und dunklen Worten die Klage seiner Trauer einer Seele zu vertrauen, die selbst ungeprüft und frei von Kummer, mit stiller Wollust jeden Schmerz des ihrigen litt und dankbar war, daß es ihr erlaubt wurde, die Schmerzen zu teilen, die sie ahnte, aber nicht verstand, und gleichwohl teilte. Ja, es that wohl, zu klagen, wenn man sah, daß der eigene Schmerz Ehrfurcht und nicht Mitleid erweckte, sodaß er gleichsam zu einem dunklen und majestätischen Prachtgewand um ihre Schultern, zu einem thränenfunkelnden Diadem wurde, das ihre Stirn schmückte.

So begann Marie nach und nach sich mit sich selbst auszusöhnen, — aber da ereignete es sich eines Tages, als Remigius ausgeritten, daß sein Pferd scheu wurde, ihn aus dem Sattel warf und ihn an den Steigbügeln zu Tode schleifte.

Als Marie dies hörte, versank sie in schwere, stumpfe und thränenlose Trauer. Sie saß stundenlang und starrte vor sich hin mit müdem, gedankenlosem Blick, stumm wie jemand, der die Sprache verloren hat, und war nicht zu bewegen, irgend etwas vorzunehmen; ja, sie wollte nicht einmal, daß

zu ihr gesprochen wurde. That es jemand, so wies sie ihn mit einer matten Handbewegung und einem stummen Kopfschütteln ab, als ob es ihr Schmerzen verursachte.

Dies hielt nicht lange an. Inzwischen war fast all ihr Geld verbraucht, und es war ihnen kaum so viel übrig geblieben, um nach Hause reisen zu können. Lucie ermüdete nicht, Marie dies vorzuhalten, aber erst nach längerer Zeit fand sie Gehör.

Endlich reisten sie dann.

Unterwegs erkrankte Marie, sodaß sich die Reise sehr in die Länge zog, und Lucie mußte das eine reiche Gewand nach dem anderen, den einen kostbaren Schmuck nach dem anderen verkaufen, damit sie ihren Weg fortsetzen konnten.

Als sie Aarhuus erreichten, besaß Marie nicht viel mehr, als die Kleider, die sie auf dem Leibe trug.

Hier trennten sie sich, Lucie kehrte zu Frau Rigitze zurück, Marie zog nach Tjele.

Es war im Frühjahr 1673.

Sechzehntes Kapitel.

Nachdem Frau Marie Grubbe nach Tjele gekommen war wohnte sie dort mit ihrem Vater zusammen, bis sie 1679 mit Seiner Königlichen Majestät Justizrat Palle Dyre verheiratet wurde, und mit ihm lebte sie dann in einer bis zum Jahre 1689 durchaus ereignislosen Ehe.

Das war ein Zeitraum, der mit ihrem dreißigsten Jahre beginnt und mit ihrem sechsundvierzigsten endet, also volle sechzehn lange Jahre.

Sechzehn lange Jahre, verlebt in alltäglichen Kümmernissen, in kleinlichen Pflichten und abstumpfender Einförmigkeit und kein Vertrauens- oder Vertraulichkeitsverhältnis, um diesem Dasein Wärme zu verleihen, keine versöhnende Behaglichkeit, um es zu erhellen. Ewiges Zanken um nichts, polterndes Schelten wegen unbedeutender Vergeßlichkeit; mürrischer Tadel hier und plumper Spott dort, das war alles, was ihre Ohren

vernahmen. Und dabei jeder sonnenhelle Tag des Lebens in Thaler, Heller und Pfennige umgesetzt, jeder Seufzer, der ertönte, ein Seufzer über erlittenen Verlust, jeder Wunsch, der gehört wurde, ein Wunsch nach Gewinn, jede Hoffnung eine Hoffnung auf mehr. Und fadenscheinige Kargheit auf allen Seiten, eine der Gemütlichkeit feindliche Emsigkeit in jedem Winkel, und die ewig spähenden Augen des Geizes aus allen Ecken wachsam hervorstarrend. Das war das Leben, in welchem Marie Grubbe lebte.

In der ersten Zeit geschah es öfter, daß sie mitten in der Emsigkeit und dem Lärmen alles um sich her vergaß, überwältigt von wachen Schönheitsträumen, wechselnd wie Wolken, strahlend wie das Licht.

Aber besonders einer kam oft.

Das war der Traum von dem schlummernden Schloß, das die Rosen verbargen.

Der stille Garten, des Schlosses stiller Garten! Ruhen in Luft und Laub, und, wie eine Nacht ohne Dunkelheit, träumerische Stille über dem Ganzen. Dort schlummerte der Duft in den Glocken der Blumen, und der Tau auf der biegsamen Klinge des zarten Grashalms. Dort schlief das Veilchen mit halbgeöffnetem Munde unter dem gekrümmten Wedel des Farn, während tausend aufbrechende Knospen mitten in der üppigsten Zeit des Lenzes auf den Zweigen der moosgrünen Bäume in Schlaf gelullt waren. — Sie kam auf den Schloßhof: die dornigen Ranken der Rosen wälzten lautlos die mächtige grüne Laubwoge über Mauern und Dach herab und schäumten still und blumenbleich in einem Gewimmel von Rosen. Aus dem offenen Rachen des marmornen Löwen erhob sich der springende Wasserstrahl wie ein spinnwebengleich verzweigter Krystallbaum, und blanke Pferde spiegelten ihre atemlosen Nüstern und geschlossenen Augen in dem schlummernden Wasser des Porphyrbeckens, während der Page sich schlafend den Schlaf aus den Augen rieb.

Sie weidete das Auge an diesem Bilde ruhender Schönheit in dem stillen Schloßhof, wo abgefallene Rosenblätter in hohen Haufen an Thor und Mauern lagen und mit ihrem

rötlichen Schnee die tiefen Stufen der breiten Marmortreppe bedeckten.

— Ruhen zu können! — In seligem Frieden die Tage an sich vorüber gleiten zu lassen, Stunde auf Stunde, während alle Erinnerungen, Hoffnungen und Gedanken in sanften Wellen aus der Seele entrönnen ... das war der schönste Traum, den sie kannte.

So war es in der ersten Zeit; aber die Phantasie ermüdete davon, ewig fruchtlos demselben Ziel zuzufliegen, wie eine eingeschlossene Biene, die gegen das Fenster summt, und alle Kräfte ermüdeten mit ihr.

Wie ein schöner und edler Bau in den Händen von Barbaren vernachlässigt wird und verfällt, die kühnen Spitzen zu plumpen Kuppeldächern herabgedrückt, die filigranfeinen Ornamente Glied für Glied zerbrochen werden, und die reiche Bilderpracht mit einer ertötenden Kalkschicht nach der anderen bedeckt wird, so wurde Marie Grubbe in diesen sechzehn Jahren vernachlässigt und verdorben.

Der Vater, Erik Grubbe, war alt und hinfällig geworden, und es schien, daß das Alter, wie es sein Gesicht schärfer und abstoßender gemacht, ebenso auch all seine schlechten Eigenschaften geschärft und mehr hervorgehoben hatte. Er war mürrisch und verschlossen, rechthaberisch bis zur Albernheit, hitzig, im höchsten Grade mißtrauisch, listig, unehrlich und geizig. Er führte jetzt auf seine alten Tage beständig Gott im Munde, besonders wenn Vieh krank oder die Ernte mißlich war, und er hatte dann eine ganze Schar kriechender, gleisnerischer Beinamen eigener Erfindung für den lieben Gott. Es war unmöglich, daß Marie ihn lieben oder ehren konnte, und sie hegte obenein einen Groll gegen ihn, weil er durch nie erfüllte Versprechungen, durch Drohungen, sie enterben, von Tjele fortjagen und ihr jegliche Unterstützung entziehen zu wollen, sie dazu vermocht hatte, sich mit Palle Dyre zu verheiraten; obgleich das, was sie am meisten zu diesem Schritt veranlaßt hatte, die Hoffnung gewesen war, von der väterlichen Vormundschaft unabhängig zu werden, eine Hoffnung, die jedoch nicht in Erfüllung gegangen war, und zwar

deshalb nicht, weil Palle Dyre und Erik Grubbe übereingekommen waren, Tjele und Nörbäkhof, welch letzterer Marie bedingungsweise als Mitgift überwiesen war, gemeinschaftlich zu bewirtschaften. Und da Tjele der größte der beiden Höfe war und Erik Grubbe die Aufsicht nicht mehr zu führen vermochte, so hatte dies zur Folge, daß die Neuvermählten sich öfter unter des Vaters Dach als unter ihrem eigenen aufhielten.

Palle Dyre, ein Sohn des Obersten Klaus Dyre zu Sandwig und Krogsdal, später zu Vinge, und seiner Ehefrau Edele Pallesdatter Rodsteen, war ein wohlbeleibter, kurzhalsiger, kleiner Mann mit recht lebhaften Bewegungen und einem determinierten Gesicht, das indessen durch einen Lungenschlag, der die ganze rechte Backe gelähmt hatte, etwas verunziert wurde.

Marie verachtete ihn.

Er war ebenso geizig und karg wie Erik Grubbe, aber eigentlich war er ein tüchtiger Mann, klug, gewandt und mutig, nur fehlte ihm alles Ehrgefühl vollständig; er hinterging und betrog, wenn er irgend Gelegenheit dazu fand, und schämte sich nie, wenn es entdeckt wurde; er ließ sich ausschimpfen wie ein Hund, wenn er einen Schilling dadurch verdienen konnte, daß er nichts erwiderte; und wenn ein Bekannter oder Verwandter ihn mit einem An- oder Verkauf oder mit einem geheimen Geschäft beauftragte, so trug er kein Bedenken, das in ihn gesetzte Vertrauen so zu benutzen, daß er selbst den Vorteil davon hatte. Obgleich seine Heirat ihm in der Hauptsache ein Geschäft gewesen war, war er doch stolz darauf, mit der geschiedenen Frau des Statthalters verheiratet zu sein, was ihn indes nicht hinderte, sie in einer Weise anzureden oder zu behandeln, die mit jedem anderen Gefühl unvereinbar schien. Nicht daß er irgendwie ungewöhnlich grob oder gewaltsam war, keineswegs, aber er gehörte zu jener Art Menschen, die in einem stolzen, selbstzufriedenen Bewußtsein ihrer Tadellosigkeit als in jeder Beziehung korrekte und normale Alltagsmenschen es nicht unterlassen können, andere, in dieser Hinsicht weniger günstig Gestellte ihre Überlegenheit

fühlen zu lassen und mit einer unbehaglichen Naivetät sich selbst als Muster zur Nachahmung aufzustellen — und Marie gehörte ja jetzt nicht zu den günstig Gestellten. Sowohl ihre Scheidung von Ulrik Frederik wie die Vergeudung ihres mütterlichen Erbteils waren zu sehr in die Augen fallende Unregelmäßigkeiten.

So war also der Mann beschaffen, der in dem Leben auf Tjele der Dritte wurde, und unter seinen Eigenschaften war keine, die hoffen ließ, daß er imstande sein werde, es heller oder freundlicher zu gestalten, was er denn auch nicht that. Ewiger Streit und Uneinigkeit, gegenseitiger Eigensinn und wechselseitiges Trotzen gegeneinander, das war es, was jeder Tag mit sich brachte.

Marie wurde dadurch abgestumpft, und alles Blütenzarte, Duftende und Schöne, das bisher in üppigen, freilich wunderlichen und oft unregelmäßigen Arabesken sich durch ihr Leben geschlängelt hatte, welkte hin und starb den frühen Tod. Roheit in Gedanken und Rede, ein plumper, sklavisch gesinnter Zweifel an dem Edlen und Großen und eine freche Verachtung ihrer selbst, — das hatten diese sechzehn Jahre auf Tjele ihr gebracht.

Und noch eines dazu.

Es war eine dickblütige Sinnlichkeit über sie gekommen, ein sehnendes Verlangen nach den Genüssen des Lebens, ein kräftiges Wohlgefallen an Speise und Trank, an weichen Sitzen und weichen Betten, eine wollüstige Freude an betäubenden, würzigen Düften und ein weder von Geschmack beherrschter, noch von Schönheit geadelter Hang zur Pracht. Alles Gelüste, die nur notdürftig gestillt wurden — aber das machte ihr Verlangen dennoch nicht weniger stark.

Sie war voll und bleich geworden und es lag eine schläfrige Trägheit in all ihren Bewegungen. Ihr Blick war meistens erstaunlich leer und ausdruckslos, aber zuweilen seltsam glänzend, und sie hatte sich angewöhnt, ihre Lippen zu einem unveränderlichen und nichtssagenden Lächeln zu verziehen.

So schreibt man denn 1689. — Es ist Nacht und die Pferdeställe auf Tjele brennen.

Die züngelnden Flammen flatterten durch den dichten brandroten Rauch und erhellten den ganzen grasbewachsenen Hofplatz, die niedrigen Nebengebäude, die weißen Mauern des Hauptgebäudes, bis hinauf zu den schwarzen Baumkronen, die sich über das Dach erheben. Knechte und herbeigeeilte Leute liefen mit im Feuer glänzenden, wassergefüllten Zubern und Eimern zwischen den Brunnen und der Brandstätte hin und her. Palle Dyre flog mit um die Ohren flatterndem Haar und mit einem rotgestrichenen Rechen in der Hand von einer Stelle zur andern, während Erik Grubbe betend über einer alten offenen Futterlade lag und mit steigender Angst den Fortschritt des Feuers von Spanne zu Spanne verfolgte und laut jammerte, so oft eine Flamme Luft bekam und ihren funkensprühenden Wirbel triumphierend hoch über den Giebel des Hauses schwang.

Marie war auch unten, aber ihr Blick hatte ein anderes Ziel als den Brand.

Sie blickte nach dem neuen Kutscher, der die erschrockenen, feuerscheuen Pferde aus dem raucherfüllten Stalle führte: der Thürrahmen war herausgestoßen und die Öffnung über ihre doppelte Breite erweitert, indem die schwache Mauer zu beiden Seiten niedergerissen war, und aus dieser Öffnung führte er die Pferde, eins an jeder Hand. Die kräftigen Tiere, die von dem Rauch ganz verwirrt waren, bäumten und warfen sich gewaltsam seitwärts, sobald das schneidende, unsichere Licht der Flammen ihre Augen traf, und es sah aus, als wenn der Kutscher in Stücke gerissen oder zwischen ihnen niedergestampft werden müsse, aber er ließ weder los noch fiel er, er zwang ihre Mäuler gegen die Erde nieder und jagte mit ihnen, halb laufend oder springend, halb zerrend, quer über den Hof und ließ sie dann durch die Gartenpforte laufen.

Es waren viele Pferde auf Tjele, und Marie Grubbe hatte reichliche Gelegenheit, die schöne, hünenhafte Gestalt zu bewundern, je nachdem sie in wechselnden Stellungen mit den feurigen Tieren rang, jetzt fast am aufrechten Arm hängend, emporgehoben von einem sich bäumenden Hengst, jetzt sich gewaltsam auf die gegen den Boden gestemmten Füße zurück-

werfend, um wieder in Sprüngen und Sätzen die Tiere vorwärts treibend, und das alles mit jenen leichten, zähen, federnden Bewegungen, die allen ungewöhnlich starken Menschen eigen sind.

Die kurzen Leinenhosen und das graue Zwillichhemd, denen der Brand einen gelben Schein verlieh und sie mit starkschattigen Falten zeichnete, hoben vortrefflich die prächtigen Formen hervor und stimmten schön und einfach zu dem kräftig gefärbten Gesicht, dem feinen blonden Flaum um Mund und Kinn und dem großen, hellen, üppigen Haar.

Sören Großknecht wurde dieser zweiundzwanzigjährige Recke genannt; eigentlich hieß er Sören Sörensen Möller, hatte aber den Beinamen nach seinem Vater erhalten, der auf einem Hof in Hvornum Großknecht gewesen war.

Die Pferde wurden geborgen, das Nebengebäude brannte ab, das Feuer am Erdboden wurde gelöscht, und die Leute gingen nach der durchwachten Nacht zu einem Morgenschlummer.

Auch Marie Grubbe suchte ihr Lager auf, aber sie schlief nicht; sie lag und sann, und zuweilen errötete sie über ihre Gedanken, zuweilen warf sie sich unruhig hin und her, gleichsam als ob ihr angst davor wurde.

Endlich stand sie auf.

Sie lächelte höhnisch-mitleidig über sich selbst, während sie sich ankleidete. Gewöhnlich pflegte sie an Werktagen nachlässig, unreinlich, fast lumpig gekleidet zu gehen, um dann bei Gelegenheit sich desto stärker und mehr auffallend als geschmackvoll zu putzen. Aber heute war es anders. Sie zog ein altes aber reines dunkelblaues Beiderwandskleid an, band ein kleines, hochrotes Seidentuch um den Hals, und nahm eine nette kleine, einfache Haube hervor; aber dann bedachte sie sich und wählte eine andere, die mit ihrer umgelegten, gelb- und braungeblümten Kante und ihrer Nackenfalbel von unechtem Silberbrokat durchaus nicht zu dem übrigen paßte. Palle Dyre dachte, sie wolle ins Dorf, um über den Brand zu schwatzen, meinte aber bei sich, daß sie keine Pferde zum Fahren bekommen würde. Sie blieb indessen zu Hause; aber die Arbeit wollte

ihr nicht von der Hand gehen, es war eine beständige Unruhe in ihr. Sie ging von der einen Arbeit zur andern, um auch diese wieder zu verlassen. Schließlich ging sie in den Garten; wie sie sagte, um das wieder zu ordnen, was die Pferde in der Nacht beschädigt hätten. Aber sie stiftete draußen wenig Nutzen, denn sie saß die meiste Zeit in der Laube mit den Händen im Schoß und starrte gedankenvoll vor sich hin.

Die Unruhe, die über sie gekommen war, verlor sich nicht, sondern wurde eher mit jedem Tage stärker und es war eine plötzliche Lust an einsamen Wanderungen nach Fastruplund hinauf oder in den niederen Teil des Außengartens hinunter über sie gekommen. Sowohl ihr Mann wie ihr Vater schalten sie deswegen; aber sie war taub und antwortete nicht einmal und da glaubten beide denn, es wäre am besten, sie eine Zeitlang sich ganz selbst zu überlassen, da die Arbeit eben nicht drängte.

Etwa acht Tage nach dem Brande machte sie eines Nachmittags ihren gewohnten Gang nach Fastrup hinüber und ging gerade am Rande eines langgestreckten brusthohen Gebüsches von Haseln und Heckenrosen, als sie plötzlich Sören Großknecht am Saume des Gebüsches, so lang er war, ausgestreckt und mit geschlossenen Augen liegend fand, als ob er schliefe. Es lag eine Sense ein wenig von ihm entfernt, und da, wo sie stand, war ein ziemliches Stück aufwärts gemäht.

Sie blieb lange stehen, starrte in seine derben, regelmäßigen Züge, auf seine breite, kräftig atmende Brust und seine dunklen, starkgeäderten Hände, die er über den Kopf gefaltet hatte; aber Sören, der mehr ausruhte als daß er schlief, schlug plötzlich die Augen auf und blickte völlig wach zu ihr empor. Er fuhr ein wenig vor Schreck zusammen, daß die Herrschaft ihn schlafend angetroffen statt bei der Arbeit. Aber er war so erstaunt über etwas in Maries Blick, daß er erst, als sie errötend ein paar Worte über die Wärme sagte und sich zum Weitergehen wendete, zur Besinnung kam und aufsprang, seine Sense und den Dengelstock ergriff und den Stahl strich, daß es laut durch die warme, zitternde Luft erklang.

Und dann begann er zu mähen, als gälte es sein Leben.

Endlich, als er Marie über die Steige in das Gehölz gehen sah, hörte er auf und stand eine Weile ihr nachblickend mit den Armen auf die Sense gestützt. Dann warf er diese plötzlich weit von sich und setzte sich mit gespreizten Beinen, mit offenem Munde und mit auswärts flach ins Gras gedrückten Händen nieder; und so saß er in stiller Verwunderung über sich selbst und seine eigenen wunderlichen Gedanken.

Er glich vollständig einem Manne, der eben von einem Baume herabgefallen ist.

Sein Kopf schien ihm so voll, gleichsam als ob er träume. — Ob nicht irgend jemand ihn bezaubert hatte? Denn so war ihm nie gewesen, es wimmelte in seinem Kopfe auf und nieder, es war gerade, als wenn er an sieben Dinge auf einmal denken konnte, und er hatte gar keine Gewalt darüber; das kam von selbst und ging von selbst, als wenn er gar nichts damit zu thun hatte. — Es war doch merkwürdig, wie sie ihn angeblickt hatte, und sie hatte kein Wort darüber gesagt, daß er am hellen Tage lag und schlief! — Frei aus ihren klaren Augen hatte sie so sanft auf ihn geblickt, und so ... gerade so wie Jens Petersens Trine hatte sie ihn angeblickt. Die gnädige Frau! Die gnädige Frau! Es gab eine Erzählung von einer gnädigen Frau auf Nörbäkhof, die mit ihrem Jäger durchgegangen war. Ob der wohl auch so angeblickt worden war, während er lag und schlief? — Die gnädige Frau! Ob er wohl gut Freund mit der gnädigen Frau werden könnte, ebenso wie der Jäger es wurde? Er verstand es nicht. War er etwa krank? Es brannte in seinen beiden Backen, sein Herz klopfte und war so beklommen, daß ihm das Atmen schwer wurde. Er zerrte an einem Haselbusch, konnte ihn aber im Sitzen nicht ausreißen; da sprang er auf und riß ihn aus der Erde, warf ihn fort, griff nach seiner Sense und fing an zu mähen, daß die Grasschwaden nur so niederflogen.

In den folgenden Tagen traf es sich oft, daß Marie dicht an Sören Großknecht vorüberkam, weil er meistens Arbeit auf dem Hofe hatte; und dann starrte er sie immer an mit einem unglücklichen, verwirrten und fragenden Blick, als wenn

er sie um Auflösung des wunderbaren Rätsels bitten wollte, das sie auf seinen Weg geworfen hatte; aber Marie blickte nur verstohlen nach ihm hin und wendete das Haupt ab.

Sören schämte sich vor sich selbst und ging in einer beständigen Angst, seine Mitknechte möchten bemerken, daß es mit ihm nicht ganz richtig sei. Er war nie in seinem Leben von einem Gefühl oder Sehnen ergriffen gewesen, das nur im geringsten phantastisch gewesen wäre, wie eben jetzt, und das machte ihn unruhig und bange. Es konnte ja sein, daß er im Begriff stand, wunderlich oder verrückt zu werden. Man wußte ja nie, wie dergleichen über Leute käme, und er gelobte sich selbst, nie mehr daran zu denken; aber einen Augenblick später waren seine Gedanken dort, wo er sie nicht hatte hinhaben wollen. Gerade das, daß er diese Gedanken nicht los werden konnte, er mochte thun was er wollte, machte ihn am meisten verzagt, denn er verglich es mit dem, was er von Cyprianus gehört hatte, nämlich: daß man jemand verbrennen oder ersäufen könne und er käme gleichwohl wieder. Und doch hegte er in seinem tiefsten Innern den Wunsch, daß die Gedanken sich nicht verlieren möchten, denn dann würde es so leer und öde werden; aber das wollte er sich selber nicht gestehen, denn er schämte sich, daß ihm die Röte in die Wangen stieg, so oft er ruhig überlegte, wie unsinnig es sei, sich solche Gedanken zu machen.

Etwa acht Tage später, als sie Sören schlafend gefunden hatte, saß Marie Grubbe unter der großen Buche auf dem Heidehügel mitten im Fastruper Gehölz. Sie saß mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt und hatte ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schoß, las aber nicht, sondern blickte ernst vor sich hin, empor zu einem großen, dunklen Raubvogel, der in langsam gleitendem spähenden Fluge über die unendliche, wogende Fläche der dichtbelaubten Kronen dahinschwebte. Die lichterfüllte, sonnige Luft wurde von dem eintönigen, einschläfernden Gesumme von Myriaden unsichtbarer Insekten durchzittert, und süße, allzu süße Düfte des gelbblühenden Ginsters und der bittere Duft des sonnenerwärmten Birkenlaubes am Fuße des Hügels vermischten sich mit dem Erd=

geruch des Waldbodens und dem mandelsüßen Duft des weißen Metkrautes in der Niederung.

Marie seufzte.

Petits oiseaux des bois,

flüsterte sie klagend,

que vous estes heureux
De plaindre librement vos tourmens amoureux
Les valons, les rochers, les forests et les plaines
Sçauent également vos plaisirs et vos peines.

Sie saß einen Augenblick, als ob sie sich anstrengte, sich auf die Fortsetzung zu besinnen, dann nahm sie das Buch und las mit leiser und verzagter Stimme:

„Vostre innocente amour ne fuit point la charté,
Tout le monde est pour vous un lieu de liberté,
Mais ce cruel honneur, ce fléau de nostre vie,
Sous de si dures loix la retiént asservie.“

Heftig schloß sie das Buch und rief fast laut:

Il est vray je ressens une secréte flamme
Qui malgré ma raison s'allume dans mon âme
Depuis le jour fatal que je vis sous l'ormeau
Alcidor, qui dançoit au son du chalumeau.“

Ihre Stimme hatte sich wieder gesenkt, und die letzten Verse wurden ganz leise und ausdruckslos, fast mechanisch geflüstert, als ob sich ihre Phantasie zur Begleitung der Rhythmen ein anderes Bild vorstellte, als die Worte zeichneten.

Sie lehnte das Haupt zurück und schloß die Augen. Es war so eigentümlich, so beängstigend, jetzt, in ihrem Alter, sich von derselben schweratmigen Sehnsucht, denselben ahnungsvollen Träumen und unruhigen Hoffnungen bewegt zu fühlen, die ihre Jugend durchbebt hatten; würden sie aber auch Bestand haben, würden sie etwas anderes sein, als der kurze Flor, den eine sonnenreiche Herbstwoche ins Leben rufen konnte, ein Nachflor, der seine Blumen aus der allerletzten Kraft der Pflanzen zieht, und sie schwach und erschöpft der Gewalt des Winters preisgiebt? Sie war ja nun einmal tot, diese Sehn-

sucht, und hatte still in ihrem Grabe geruht. Was wollte sie, weshalb kehrte sie wieder? War nicht ihr Lebenszweck erfüllt, daß sie in Frieden ruhen konnte und sich nicht wieder zu erheben brauchte in erlogener Form des Lebens, um das Spiel der Jugend noch einmal zu spielen?

So dachte Marie wohl, aber es war mit diesen Gedanken keineswegs ernst gemeint, es war nur dichtend und ganz unpersönlich gedacht, gleichsam mit dem Gedankengang eines anderen; denn sie hegte keinen Zweifel an der Stärke und Dauer ihrer Leidenschaft, und diese hatte sie so ganz und so unwiderstehlich-wirklich erfüllt, daß für nachdenkliche Verwunderung gar kein Raum blieb. Im Verlauf dieser unwirklichen Vorstellungen verweilte sie einen Augenblick bei dem Bilde des goldenen Remigius und seinem unerschütterlichen Glauben an sie, aber es entlockte ihr nur ein bitteres Lächeln und einen erkünstelten Seufzer und dann waren ihre Gedanken anderswo gefesselt.

Sie dachte darüber nach, ob Sören den Mut haben könnte, um sie zu werben. Sie konnte es kaum glauben. Er war ja ein Bauer... und sie malte sich seine sklavische Furcht vor Edelleuten aus — sein hündisches Gehorsamkeitsgefühl, seine kriechende, selbsterniedrigende Ehrerbietung; sie dachte an seine ordinären Manieren und seine Unwissenheit, seine grobe Arbeit, seinen harthäutigen Körper und seine plumpe Begierde. Und dem allem sollte sie sich unterwerfen, dies alles sollte sie lieben, Gutes oder Böses aus dieser schmutzigen Hand entgegennehmen... Es lag in dieser Selbsterniedrigung ein seltsamer Genuß, der halb mit grober Sinnlichkeit, aber auch mit dem verwandt war, was man für das Edelste und Beste in der Natur des Weibes hält.

Aber so war ja auch der Thon gemischt, aus welchem sie geschaffen war. —

Einige Tage später war Marie in der Brauerei auf Tjele damit beschäftigt, Met zu mischen; denn nicht wenige von den Bienenstöcken hatten in der Brandnacht Schaden gelitten.

Sie stand gerade hinten am Herd und sah zur Thür hinaus, in deren Öffnung Hunderte von Bienen, angelockt von

dem süßen Honiggeruch, umhersummten, goldig und glänzend in dem einfallenden Sonnenlicht.

In demselben Augenblick kam Sören Großknecht mit einem leeren Reisewagen, worin er Palle Dyre nach Viborg gebracht hatte, zum Thore herein.

Er sah einen Schimmer von Marie, beeilte sich auszuspannen, zog den Wagen hinein und die Pferde in den Stall, und stolzierte dann eine Weile umher, die Hände tief in die Taschen seines langen Kutscherrocks versenkt, und den Blick auf seine großen Stiefel geheftet. Plötzlich drehte er sich um und schritt auf die Brauerei zu, schwang den einen Arm resolut, runzelte die Stirn und biß sich in die Lippen, wie ein Mann, der sich selbst zu einer unangenehmen aber unumgänglichen Entscheidung zwingt. Er hatte auch auf dem ganzen Wege, von Viborg an und bis nach Foulum, fortwährend geschworen, daß die Sache ein Ende haben solle, und hatte sich mittels einer kleinen Flasche, die sein Herr im Wagen vergessen hatte, dazu Mut gemacht.

Er nahm seinen Hut in die Hand, als er ins Brauhaus trat, sagte aber nichts, sondern stand verlegen und rieb mit dem Finger an dem Rand des Braufasses.

Marie fragte, ob Sören von ihrem Manne einen Auftrag an sie habe?

Nein.

Ob Sören ihr Gebräu kosten oder ein Stück Steinhonig haben wollte?

Ja, danke, — nein, vielen Dank, deshalb sei er nicht gekommen.

Marie errötete und fühlte sich beklommen.

Ob er eine Frage an sie richten dürfe?

Ja, das dürfe er gern.

Ja, er wolle dann, mit gütiger Erlaubnis, nur sagen, daß es mit ihm nicht richtig sei, denn ob er schlafe oder wache, so habe er immer die gnädige Frau in Gedanken, aber er könne nichts dabei thun.

Ja, aber das wäre ja auch ganz recht von Sören.

Ja, das wüßte er nun nicht, ob es das sei, denn es wär'

nicht wegen dessen, was er zu thun habe, daß er an die gnädige Frau denke. Es sei auf eine andere Manier; er denke an sie mit Liebe, wie es die Leute zu nennen pflegten.

Er sah sie ängstlich fragend an, und wurde ganz verzagt und schüttelte den Kopf, als Marie antwortete, daß es ganz recht sei, es sei ja das, wie der Pastor sage, was alle Menschen thun sollten.

Nein, auf die Art wäre es auch nicht, es wäre so — verliebt.

Aber dazu sei wohl keine Aussicht, fuhr er in einem gereizten Tone, gleichsam als wenn er Streit suchte, fort; eine so feine Frau, wie sie, die wäre wohl bange, einen so simpeln Bauernknecht wie ihn anzurühren, obgleich Bauern doch auch halbwegs Menschen seien, und weder Wasser noch sauern Brei statt Blut in den Adern hätten, wenigstens nicht mehr als andere. Er wisse wohl, vornehme Leute, die hielten sich für eine besondere Sorte, aber es wäre doch wohl der eine wie der andere, sollte er meinen, denn sie äßen und tränken und schliefen und dergleichen mehr, gerade ebenso wie der simpelste, ärmste Bauerntropf es thäte, und er könne daher niemals glauben, daß die gnädige Frau von seinem Kusse mehr Schaden nehmen könne, als von dem Kusse eines Gutsherrn. — Ja, sie möge ihn nur nicht so strenge anblicken, weil er so frei in seiner Rede sei; er sage jetzt, was er wolle, es könne ihm niemand mehr schaden, denn wenn er von hier wegginge, gehe er entweder in den Mühlteich oder er schlinge sich einen Strick um den Hals.

So müsse er nicht reden, sie habe durchaus nicht daran gedacht, über ihn zu irgend einem Menschen auf der Welt etwas zu sprechen.

Na, also das habe sie nicht, nun, das könnte man ja glauben, wenn man wollte, aber das mache auch gar keinen Unterschied. Sie hätte ihm bereits Kummer genug gemacht, und es sei lediglich ihre Schuld, wenn er jetzt Hand an sich selbst lege, denn er liebe sie so innig.

Er hatte sich auf einen Bierschemel gesetzt und saß jetzt und starrte Marie mit einem innig betrübten Ausdruck in

seinen treuen, sanften Augen an, während seine Lippen zitterten, als kämpfe er gegen das Weinen.

Sie konnte nicht unterlassen, zu ihm hinzugehen und ihre Hand tröstend auf seine Schulter zu legen.

Nein, das dürfe sie nicht; er wisse recht gut, wenn sie ihre Hand auf ihn lege und einige Worte leise vor sich spräche, so könne sie ihm den Mut nehmen, und das wolle er nicht haben. Übrigens könne sie sich ganz gut zu ihm auf den Schemel setzen, obgleich er nur ein simpler Bauernknecht sei, wenn sie bedenke, daß er noch vor Abend tot sein werde.

Sören schielte nach ihr hin und rückte auf seinem Sitz ein wenig zur Seite, dann richtete er sich plötzlich auf. Jetzt wolle er lebewohl sagen und der gnädigen Frau für alles Gute während der Zeit, daß sie einander gekannt hätten, danken, und ob sie sein Schwesterkind Ane, die Braumädchen hier auf dem Hofe sei, grüßen wolle.

Marie hielt seine Hand fest.

Ja, jetzt wolle er gehen.

Nein, er solle bleiben, es sei niemand auf der Welt, von dem sie so viel halte, wie von ihm.

Ach, das sage sie nur deshalb, weil sie bange sei, daß er jetzt überall hingehen und allerlei von ihr erzählen werde; aber darüber könne sie ruhig sein, er sei ihr durchaus nicht böse und werde ihr nie erscheinen, wenn er tot sei, das wolle er ihr versprechen und auch halten, wenn sie ihn jetzt loslassen wolle.

Nein, sie wolle ihn nie loslassen.

Ja, das kann nun alles nichts helfen, und Sören riß seine Hand an sich und lief aus der Brauerei und quer über den Hof.

Marie dicht hinter ihm her. Da schlüpfte er in die Knechtekammer, schlug die Thür hinter sich zu und stemmte den Rücken dagegen.

„Mach' auf, Sören, mach' auf, oder ich rufe alle Leute zusammen!“

Sören antwortete nicht, sondern zog ganz ruhig etwas gepichtes Segelgarn aus der Tasche und begann es um die

Thürklinke zu binden, während er die Thür mit den Schultern und Knien zuhielt. Die Drohung mit den Leuten fürchtete er nicht, weil er wußte, daß sie alle beim Heuen auf der Wiese waren.

Marie hämmerte aus Leibeskräften gegen die Thür.

„Mein Gott, Sören, so komm doch heraus," rief sie, „ich liebe dich ja so heiß, wie nur ein Mensch lieben kann, ja, das thue ich, Sören, ich liebe dich, liebe dich, liebe dich, — ach, er glaubt mir nicht, was soll ich armes, elendes Geschöpf doch anfangen?"

Sören hörte sie nicht, er war durch die Knechtekammer in einen kleinen dahinter liegenden Raum gegangen, wo er und der Jäger zu schlafen pflegten. Hier sollte es geschehen und er blickte umher. Dann kam ihm der Gedanke, daß es unrecht gegen den Jäger sei; es sei besser, es draußen abzumachen, wo ihrer so viele beisammenlagen. Er ging wieder in die Knechtekammer zurück.

„Sören, Sören, ach, laß mich hinein, laß mich, ach, mach auf! Nein, nein, er erhängt sich, und ich stehe hier! Ach, um des barmherzigen Gottes willen, Sören, so mache doch auf, ich habe dich geliebt von dem Augenblick an, als ich dich zum erstenmal sah! Kannst du denn gar nicht hören? Es giebt keinen, den ich so lieb habe wie dich, keinen, keinen auf der Welt, Sören!"

„Ist es wahr?" fragte Sörens Stimme, heiser und unkenntlich, dicht bei der Thür.

„Ach, Gott sei gelobt in alle Ewigkeit! Ja, ja, ja, Sören, es ist wahr, es ist wahr, ich schwöre es dir mit dem höchsten Eid, den es auf Erden giebt, ich liebe dich aus innerster Seele. Ach, Gott sei ewig gelobt und gepriesen ..."

Sören hatte die Schnur abgenommen und die Thür ging auf.

Marie flog in die Kammer, warf sich ihm um den Hals und schluchzte und jubelte.

Sören stand dabei ganz verwirrt und verlegen.

„Ach, dem Himmel sei Dank, daß ich dich wieder habe! Aber wo hast du es thun wollen? Das sage mir jetzt," und

sie blickte neugierig in der Kammer umher, wo in den ungemachten Betten verblichene Kissen und Pfühle, verwirrtes Stroh und schmutzige Lederlaken unordentlich übereinanderlagen.

Aber Sören antwortete ihr nicht. „Weshalb sagtest du es nicht früher?" sagte er und schlug sie über den Arm.

„Verzeihung, Sören! Verzeihung!" weinte Marie und drückte sich an ihn, während ihre Augen bittend die seinigen suchten.

Sören bog sich bewundernd zu ihr herab und küßte sie. Er war ganz erstaunt.

„So ist es also weder Komödie noch Offenbarung?" fragte er leise vor sich hin.

Marie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Der Teufel, wer hätte das gedacht. . ."

*

Anfänglich wurde das Verhältnis zwischen Marie und Sören wohl verheimlicht; da aber Palle Dyres häufige Reisen nach Randers und sein langer Aufenthalt daselbst als königlicher Kommissarius sie unvorsichtig machte, war es bald kein Geheimnis mehr für die Dienstboten auf Tjele; und als das Paar sich entdeckt sah, machte es nicht den geringsten Versuch, die Sache zu verbergen, sondern sie lebten, als befände Palle Dyre sich am anderen Ende der Welt und nicht in Randers. Um Erik Grubbe kümmerten sie sich durchaus nicht; wenn er Sören mit seinem Krückstock drohte, drohte dieser ihm wieder mit der Faust, und wenn er auf Marie schalt und versuchen wollte, sie zur Vernunft zu bringen, neckte sie ihn dadurch, daß sie ihm allerlei vorplapperte, ohne lauter als gewöhnlich zu sprechen, was notwendig war, da er sehr schwerhörig geworden und obendrein wegen seiner Kahlköpfigkeit und Gicht eine Mütze trug, deren lange Ohrenklappen fest an den Kopf gebunden waren, was auch keineswegs dazu beitrug, ihn scharfhörender zu machen.

Daß nicht auch Palle Dyre Mitwissender wurde, war nicht Sörens Schuld, denn in der Unbändigkeit seiner jugendlichen

Liebe trug derselbe kein Bedenken, selbst wenn sein Herr zu Hause war, in der Dämmerung oder wann er sonst Gelegenheit fand, Marie oben in der herrschaftlichen Wohnung zu besuchen, und es war nur die günstige Lage der Bodentreppe, die ihn in mehr als einem Falle davor bewahrte, entdeckt zu werden.

Seine Stimmung Marie gegenüber war wechselnd, weil er mitunter auf den Gedanken kam, daß sie stolz sei und ihn verachte, und er wurde dann sehr launisch, tyrannisch und unvernünftig, und behandelte sie härter und roher, als er es eigentlich meinte, um dann durch ihre Nachgiebigkeit und Sanftmut seinen Zweifel widerlegt und gehoben zu sehen; aber meistens war er doch gut und gefügig und leicht zu leiten; nur mußte Marie sehr vorsichtig mit ihren Klagen über ihren Mann und ihren Vater sein, daß sie sich nicht als gar zu arg gekränkt schilderte, denn sonst wurde er rasend toll und schwur, daß er Palle Dyre den Schädel einschlagen und seine Hände um Erik Grubbes dünnen Hals legen wollte, und war so eifrig bedacht, seine Drohung auszuführen, daß es ihrer Bitten und Thränen bedurfte, um ihn wieder zu besänftigen.

Aber von allem, was auf das Verhältnis zwischen Sören und Marie störend einwirken konnte, war doch nichts von anhaltend größerem Einfluß als die Sticheleien der Leute, denn dieselben waren selbstverständlich äußerst erbittert über diese Liebschaft zwischen der Hausfrau und dem Kutscher, die ja diesen ihren Mitdienenden ungleich günstiger stellte, als sie selbst gestellt waren, und ihm, namentlich in Abwesenheit des Herrn, einen Einfluß verlieh, auf den er kein größeres Recht hatte als sie. Deshalb plagten und peinigten sie denn auch Sören auf alle erdenkliche Weise, sodaß er oft ganz außer sich war und bald davon laufen, bald sich das Leben nehmen wollte.

Die Mädchen waren natürlich am schlimmsten gegen ihn.

*

Eines Abends wurden auf Tjele in der Gesindestube Lichte gegossen. Marie stand bei der in ein mit Stroh gefülltes Faß

gesenkten kupfernen Form und tauchte die Dochte ein, die das Braumädchen, Ane Tinderup, Sörens Schwesterkind, in ein gelbes thönernes Faß abtropfen ließ. Das Küchenmädchen brachte und holte die Lichtbretter, hing sie unter dem Lichtgestell auf und zog die Lichte ab, wenn sie hart genug waren. Am Gesindetisch saß Sören Großknecht und sah zu; er hatte eine rote Tuchmütze auf, die mit goldenen Tressen und einem schwarzen Federbusch ausstaffiert war. Vor ihm stand eine silberne Kanne mit Met, und er aß von einem großen Stück Braten, das er mit seinem Taschenmesser auf einem kleinen Teller zerschnitt. Er aß mit großer Ruhe, trank dazwischen aus der Kanne und beantwortete dann und wann Maries lächelndes Nicken mit einer langsamen, anerkennenden Kopfbewegung.

Sie fragte ihn, ob er gut sitze?

Das ließe sich halten.

Dann wäre es wohl am besten, wenn Ane hinginge und ein Kissen für ihn holte.

Das that Ane denn, aber nicht ohne vorher einem anderen Mädchen hinter Maries Rücken allerlei Zeichen gemacht zu haben.

Wolle Sören nicht ein Stück Kuchen haben?

Ja, das wäre nicht so übel.

Marie nahm einen Leuchter mit einem Talgstock und ging nach dem Kuchen, blieb aber ziemlich lange fort.

Sie war kaum aus der Thür, als beide Mädchen, wie auf Abrede, aus voller Kehle auflachten.

Sören schielte zornig nach ihnen hinüber.

„Ach, kleiner Sören," sagte Ane, indem sie Marie Grubbes Stimme und Sprache nachahmte, „will Sören nicht eine Serviette haben, um Sörens feine Finger abzuwischen, und einen gepolsterten Schemel für Sörens Füße? Und kann Sören nun auch bei dem einen dicken Licht genug sehen, um den Mund zu finden, oder soll ich es heller für ihn machen? Was, kleiner Sören? Und dann hängt da ein buntgeblümter Rock in des Herrn Kammer, soll ich den nicht holen? Er würde so schön zu Sörens roter Mütze passen."

Sören würdigte sie keiner Antwort.

„Ach, will der Junker nicht ein Wörtchen sprechen?" fuhr Ane fort, „solche simple Leute wie wir und unsersgleichen mögen so gern ein bißchen feines Geschwätz hören, und ich weiß, daß der Junker es kann, denn du hast ja gehört, Trine, daß seine Geliebte ihm ein Komplimentierbuch mit allen möglichen Feinheiten geschenkt hat, und es kann ja nicht fehlen, daß ein so hochgeborener Herr sowohl buchstabieren wie lesen kann, einerlei ob es rückwärts oder vorwärts ist."

Sören schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und blickte sie wütend an.

„Sören," begann nun die andere, „ich will dir einen falschen Schilling für einen Kuß geben; ich weiß wohl, du bekommst von der Alten sowohl Braten wie Most . . ."

In diesem Augenblick trat Marie mit dem Kuchen herein uud stellte ihn vor Sören hin, aber er stieß ihn weit von sich weg.

„Jage die Weiber hinaus!" rief er.

Aber dann werde ja der Talg kalt.

Das wäre ihm ganz gleich.

So wurden denn die Mädchen hinausgeschickt.

Sören schleuderte die rote Mütze weit von sich und fluchte und tobte. Sie solle nicht hingehen und Futter für ihn bringen, als wenn er ein mageres Schwein wäre, und er wolle sich vor den Leuten nicht zum Narren machen lassen dadurch, daß sie ihm Komödiantenmützen sticke, dergleichen müsse ein Ende haben; er sei hier der Mann und nicht willens, sich von ihr liebkosen und hätscheln zu lassen. So habe er es nicht gemeint; er wolle befehlen und sie solle gehorchen; er wolle geben und sie solle empfangen. Ja, er wisse wohl, daß er nichts zu vergeben habe, aber deshalb dürfe sie ihn nicht zu einer Null machen, indem sie ihm alles mögliche gebe. Wolle sie nicht mit ihm durch Dick und Dünn gehen, so müßten sie sich trennen. So könne er es nicht länger aushalten, sie müsse sich ganz in seine Gewalt geben und mit ihm fliehen. Sie dürfe hier nicht sitzen und die gnädige Frau spielen, zu der er immer hinaufblicken müsse, er habe das Bedürfnis,

daß sie ein Hund sein müsse so gut wie er, sie müsse so sein, daß er gut gegen sie sein könne und Dank von ihr bekäme, und sie solle sich vor ihm fürchten und dürfe nichts haben, worauf sie sich verlassen könnte, als ihn.

Ein Wagen rollte zum Thor herein, und da man annahm, es müsse Palle Dyre sein, schlich Sören nach der Knechtekammer.

Hier saßen drei Knechte auf ihren Betten, und der Jäger Sören Jensen stand daneben.

„Da haben wir den Baron!“ sagte der eine Knecht, als Sören eintrat.

„Pst, laß ihn das nicht hören!“ rief der zweite mit geheuchelter Ängstlichkeit.

„Ja,“ flüsterte der erste halblaut, „ich möchte nicht an seiner Stelle sein, nicht für so viele Rosenobel als in einen Mehlsack gehen.“

Sören blickte unruhig umher und setzte sich auf eine Kiste, die an der Wand stand.

„Es muß ein qualvoller Tod sein,“ sagte der, der geschwiegen hatte, und schauderte.

Sören Jäger nickte ihm bejahend zu und seufzte.

„Wovon ist hier die Rede?“ fragte Sören mit erkünstelter Gleichgiltigkeit.

Niemand antwortete.

„Ist es hier herum?“ fragte der erste Knecht und ließ seinen Finger quer über seinen Nacken gleiten.

„Pst,“ sagte der Jäger und runzelte die Stirn gegen den Frager.

„Bin ich es, von dem ihr sprecht,“ sagte Sören, „so sitzt nicht da und flüstert, sondern sagt, was ihr zu sagen habt.“

„Ja!“ antwortete der Jäger und legte starken Nachdruck auf das Wort, während er ihn mit ernster Festigkeit anblickte. „Ja, Sören, wir sprachen von dir. Herrgott!“ . . . er faltete seine Hände und schien sich in trübe Grübeleien zu vertiefen. „Sören,“ begann er dann wieder und wischte sich die Nase, „es ist ein Todesverbrechen, was du begehst, und

ich sage dir," er sprach, als verlese er es aus einem Buch, „bekehre dich, Sören! dort stehen Galgen und Block," dabei zeigte er nach dem Herrenhaus, „dort ist ein christliches Leben und Begräbnis," und er führte die Hand in einem Bogen gegen den Pferdestall. „Denn du wirst es an deinem Halse büßen müssen, so sagen die heiligen Worte des Gesetzes, ja, so ist es, so ist es, bedenke es wohl!"

„Ach," sagte Sören trotzig, „wer wird mich angeben?"

„Ja," wiederholte der Jäger mit einer Betonung, als wäre ein Einwand erhoben, der die Sache sehr verschlimmerte, „wer dich angeben wird? Sören, Sören, wer dich angeben wird? — Du bist ja, hol' mich der Teufel, so thöricht," fuhr er in einem ganz unfeierlichen Tone fort, „du bist ja furchtbar thöricht, solch einem ältlichen Weibe nachzulaufen, wenn dabei so viel auf dem Spiel steht! Wenn sie noch jung wäre! Und außerdem ein so toller Satan. Laß doch den Blaubackigen sie in Frieden behalten, es giebt ja noch Gott sei Dank andere Weiber als sie."

Sören hatte weder Mut noch Lust, ihnen klar zu machen, daß er durchaus nicht ohne Marie Grubbe leben könne, er war selbst ganz schamerfüllt über diese unvernünftige Leidenschaft, aber es konnte nur dazu dienen, die ganze Koppel auf sich zu hetzen, Knechte und Mägde, wenn er die Wahrheit gestände, und deshalb log er und verleugnete seine Liebe.

„Ja, das ist weise gesprochen," sagte er, „aber seht, Leute, ich habe einen Thaler, wenn andere keinen haben, und dann kommt hier dies hinzu und dort das, und wenn ich erst meinen Geldbeutel gefüllt habe, so quittiere ich so bald als möglich, und dann kann ja einer von euch sein Glück versuchen."

„Das klingt ganz gut," antwortete Sören Jäger, „aber das nenne ich Geld stehlen mit dem Strick um den Hals. Es kann ja ganz angenehm sein, sowohl Kleider wie Silber als Liebesgabe geschenkt zu bekommen; es kann auch ganz schön sein, sich auf seinem Bett zu recken und zu strecken und sich für krank auszugeben und dann Wein und Braten und andere gute Sachen heruntergeschickt zu bekommen, aber es geht

nimmer an hier zwischen so vielen Leuten, es kommt doch an den Tag und dann ist das Schlimmste auf der Welt dir sicher."

„Ach, sie lassen es nie soweit kommen," sagte Sören etwas mutlos.

„Na, alle beide wollen sie sie gern los sein, und ihre Schwester und ihr Schwager sind nicht die Leute, sich für sie ins Geschirr zu legen, wenn man sie enterbt."

„Na, zum Teufel, dann wird sie mir schon helfen!"

„Glaubst du? Sie wird genug zu thun haben, sich selbst zu schützen, sie hat schon so viele Tollheiten begangen, daß gewiß niemand einen Finger rühren wird, um ihr zu helfen."

„Nun ja denn," sagte Sören und ging in die Hinterkammer, „ein bedrohter Mann kann lange leben."

Von diesem Tage an mußte Sören, wo er ging und stand, hämische Anspielungen auf Galgen und Rad und glühende Zangen hören, und die Folge davon war, daß er um den Schrecken von sich fern und den Mut aufrecht zu erhalten, seine Zuflucht zum Branntwein nahm, und da Marie ihm stets Geld zusteckte, war er nie gezwungen, sich nüchtern zu halten. Nach und nach wurde er indessen gegen Drohungen gleichgiltig, war jedoch viel vorsichtiger als früher; verkehrte mehr mit den Leuten und weniger mit Marie.

Als das Weihnachtsfest sich näherte und Palle Dyre heimkehrte und zu Hause blieb, hörten die Begegnungen zwischen Sören und Marie ganz auf, und um seine Dienstgenossen noch mehr in dem Glauben zu bestärken, daß alles zu Ende sei, und dieselben auf diese Weise davon abzuhalten, dem Herrn davon zu klatschen, fing er an, bei Ane Tinderup den Liebhaber zu spielen, und er täuschte sie alle, sogar Marie, die er doch in seinen Plan eingeweiht hatte.

Am dritten Feiertage, während fast alle in der Kirche waren, stand Sören am Ende des Herrenhauses und spielte mit einem der Hunde, als er Maries Stimme rufen hörte, fast unter der Erde, wie ihm schien.

Er wendete sich um und sah Maries Gesicht ganz unten zu seinen Füßen in einer Fensterluke des Pökelkellers.

Sie sah bleich und verweint aus und ihre Augen starrten verwildert und ängstlich unter den schmerzlich zusammengezogenen Brauen.

„Sören," sagte sie, „was habe ich dir gethan, daß du mich gar nicht mehr liebst?"

„Aber das thue ich ja! Kannst du denn nicht begreifen, daß ich mich vorsehen muß, denn sie gehen hier ja darauf aus, mich zu verderben, und wollen, daß ich hingerichtet werden soll. Sprich nicht zu mir und laß mich in Ruhe, wenn du nicht willst, daß ich umgebracht werden soll."

„Lüge nicht, Sören, ich sehe recht gut, worauf du hinauswillst, und ich will deshalb keine böse Stunde auf dich herabwünschen, denn ich bin ja nicht in deinem Alter, und du hast stets Neigung zu Ane gehegt, aber es ist Sünde von dir, daß du es mich sehen läßt, das ist nicht wohlgethan. Du mußt nicht glauben, daß ich mich dir aufdrängen will, denn ich weiß genau, wie gewagt es für dich wäre, und wie viel Zeit und Mühe und Entbehrung dazu gehören würde, wenn wir beide ein Paar werden wollten, und das wäre wohl auch für keinen von uns wünschenswert, aber dennoch kann ich nicht von dir lassen."

„Ja, aber ich will Ane durchaus nicht haben, nicht um alles in der Welt, solche Bauerndirne wie sie ist; ich mag keine andere leiden als dich, mögen sie dich alt und böse oder was sie sonst wollen nennen."

„Ich glaube dir nicht, Sören, so gern ich wollte."

„Glaubst du mir nicht?"

„Nein, Sören, nein; ich wollte nur, daß hier, wo ich stehe, mein Grab wäre, und ich mich hinsetzen und in den Todesschlaf sinken könnte."

„Du wirst schon dahin kommen, mir zu glauben."

„Niemals, niemals, du magst thun, was du willst, nichts auf der Welt könnte mich dahin bringen, denn es ist keine Spur von Vernunft darin."

„Du machst mich verrückt mit deinem Geschwätz, und du wirst es bereuen, denn wenn ich auch deswegen lebendig ver-

brannt oder zu Tode gemartert werde, so wirst du mir doch glauben müssen."

Marie schüttelte den Kopf und sah ihn betrübt an.

„Nun, dann muß es geschehen, mag daraus werden, was da will," rief Sören und lief davon.

Bei der Küchenthür machte er Halt, fragte nach Ane Tinderup und bekam zur Antwort, daß sie im Garten sei. Dann ging er hinüber in die Knechtekammer, nahm eine geladene alte Büchse des Jägers von der Wand und lief in den Garten hinaus.

Ane stand und schnitt Grünkohl ab, als Sören ihrer ansichtig wurde. Sie hatte die Schürze voll Blätter und hielt den Finger der einen Hand vor den Mund, um ihn mit ihrem Atem warm zu hauchen. Ganz langsam schlich Sören zu ihr hin, den Blick auf den unteren Rand ihrer Schürze gerichtet, denn er wollte ihr Gesicht nicht sehen.

Plötzlich drehte Ane sich um, und seine finstere Miene, die Büchse und der schleichende Gang machten sie bange, sodaß sie ihm entgegenrief: „Ach, laß sein, Sören, laß sein!" Er hob die Büchse. Ane stürzte mit einem wilden, gellenden Aufschrei durch den Schnee davon.

Der Schuß fiel, Ane fuhr fort zu laufen, griff sich dann an die Wange und sank mit einem fürchterlichen Schrei zu Boden.

Sören warf die Büchse hin und lief an das Ende des Wohnhauses.

Die Luke war geschlossen.

Dann nach der Hauptthür, hinein und durch alle Zimmer, bis er Marie fand.

„Es ist vorbei!" flüsterte er leichenblaß.

„Sind sie hinter dir, Sören?"

„Nein, ich habe sie erschossen."

„Ane? Ach, wie wird es uns ergehen? — Lauf, Sören, lauf, nimm ein Pferd und flieh, eile dich, eile dich, nimm den Grauschimmel."

Sören lief.

Einen Augenblick später sprengte er aus dem Thorweg.

Er war noch nicht halb nach Foulum, als schon die Leute aus der Kirche kamen.

Palle Dyre fragte sogleich, wo Sören hin solle?

„Es liegt eine draußen im Garten und jammert,“ antwortete Marie; sie zitterte am ganzen Leibe und konnte kaum auf den Füßen stehen.

Palle und einer von den Knechten trugen Ane herein; sie schrie, daß man es weithin hören konnte; im übrigen war die Gefahr nicht sehr groß, die Büchse war mit Fuchsschrot geladen gewesen, ein paar Körner waren durch die Backe gegangen und einige hatten sich in die Schulter eingebohrt, — weil sie aber stark blutete und so erbärmlich klagte, wurde ein Wagen zu dem Bader in Viborg gesandt.

Palle Dyre befragte sie, als sie einigermaßen wieder zu sich gekommen war, darüber, wie sich das Ganze zugetragen habe, und erfuhr dann sowohl dieses wie die ganze Geschichte von dem Verhältnis zwischen Sören und Marie.

Als er aus dem Krankenzimmer kam, umdrängten ihn alle Dienstboten und wollten ihm von dem erzählen, was er soeben gehört hatte; sie befürchteten nämlich, daß sie sonst auf die eine oder andere Weise bestraft werden könnten, Palle wollte indes nichts von ihnen hören, sagte, es sei Geschwätz und ein dummes Gerücht und schickte sie fort. Das Ganze war ihm nämlich sehr ungelegen; Ehescheidung, Reisen zum Verhör, Prozeß- und ähnliche Kosten wollte er am liebsten vermeiden. Die Sache müsse sich unterdrücken lassen und alles wieder zurechtkommen und bleiben wie es war. Selbst Maries Untreue war ihm ziemlich gleichgiltig, und die Sache ließe sich vielleicht auf die Weise zum Guten kehren, daß er mehr Gewalt über sie und möglicherweise auch über Erik Grubbe bekam, dem es wohl sehr darum zu thun sein würde, daß die Ehe fortdauerte, obgleich sie gebrochen war.

Als er mit Erik Grubbe gesprochen hatte, wußte er nicht, wie er daran war. Aus dem Alten war nicht klug zu werden; er war sehr aufgebracht und hatte sofort vier berittene Knechte mit dem Befehl abgesandt, Sören tot oder lebendig festzunehmen; und das war keine gute Art, für die Geheimhal-

tung zu sorgen, denn es konnte unter den Verhören in betreff des Mordversuchs so manches andere an den Tag kommen.

Am Abend des nächsten Tages kehrten drei von den Knechten zurück; sie hatten Sören bei Dallerup, wo der Grauschimmel gestürzt war, getroffen, ihn dingfest gemacht und nach Skanderborg gebracht, wo er jetzt in Haft saß. Der vierte Knecht hatte sich verirrt und kehrte erst am folgenden Tage zurück.

Mitte Januar zogen Palle Dyre und Marie nach Nörbäkhof, denn die Leute würden die Sache eher vergessen, wenn Frau Marie ihnen aus dem Gesicht käme, aber Ende Februar wurden sie wieder an alles erinnert; es erschien nämlich ein Schreiber aus Skanderborg, um sich zu erkundigen, ob Sören hier in der Gegend gesehen worden, da er aus der Haft entwichen sei. Der Schreiber war indes zu früh gekommen, erst vierzehn Tage später wagte Sören sich in der Nacht nach Nörbäkhof und klopfte an Maries Kammerfenster. Das Erste, wonach er fragte, als sie öffnete, war, ob Ane gestorben wäre, und es schien sein Gemüt von einer schweren Bürde zu befreien, als er hörte, daß sie ganz gesund sei. Er hatte seinen Zufluchtsort in einem öden Hause auf der Gassumer Heide, und kam später oftmals wieder und wurde immer mit Geld und Lebensmitteln versehen. Sowohl das Gesinde wie Palle Dyre wußten, daß er seinen Gang nach dem Hofe hatte, aber Palle Dyre that, als wisse er von nichts, und das Gesinde kümmerte sich auch nicht viel darum, weil es sah, daß der Hausherr so gleichgiltig dabei war.

Zur Zeit der Heuernte zog die Herrschaft wieder nach Tjele zurück und dort durfte Sören sich nicht sehen lassen. Sowohl hierüber wie über ihres Vaters fortwährende Sticheleien und Zänkereien wurde Marie so ungeduldig und so gereizt, daß sie ihren Vater einigemal unter vier Augen vornahm und ihn ausschalt, als wenn er ihr Hundejunge gewesen wäre. Die Folge davon war, daß Erik Grubbe Mitte August eine Klageschrift an den König einsandte. Das Schreiben schloß, nachdem es alle ihre Vergehen ausführlich aufgezählt, durch welche Gott erzürnt, ein großes Scandalum begangen

und fast bei dem ganzen weiblichen Geschlecht Anstoß erregt worden sei, folgendermaßen:

„Wegen dieses ihres Verhaltens, ihrer Unanständigkeit und ihres Ungehorsams bin ich genötigt, sie zu enterben, was ich Eure Königliche Majestät allerunterthänigst bitte, mir allergnädigst gestatten und konfirmieren zu wollen, und daß Eure Königliche Majestät mir außerdem die Gnade erzeigen wollen, durch Eurer Königlichen Majestät allergnädigsten Befehl an den Stiftsamtmann Herrn Mogens Scheel mir gestatten zu wollen, daß er nach Erforschung solches ihres Verhaltens sowohl gegen mich wie gegen ihren Mann und ihrer eigenen Unanständigkeit wegen verordnen möge, daß sie für meine Rechnung auf Borringholm untergebracht werde, um Gottes Zorn und Unwillen über sie zuvorzukommen, die ein so ungehorsames Geschöpf ist, anderen zum Abscheu, um dadurch ihre Seligkeit erlangen zu können. Wenn mich nicht das Alleräußerste dazu getrieben hätte, würde ich mich nicht unterstanden haben, hierauf anzutragen; lebe aber in der allerunterthänigsten sicheren Hoffnung auf Eurer Königlichen Majestät allergnädigste Erhörung, Antwort und Hilfe, die Gott gewißlich belohnen wird. Ich lebe und sterbe

Eurer Königlichen Majestät
Allerunterthänigster und pflichtschuldigster
getreuer Erb-Unterthan
Erik Grubbe.

Tjele, 14. Aug. 1690."

Der König verlangte hierüber des wohlgeborenen Palle Dyres Erklärung, und diese lautete dahin, daß Marie Grubbe sich gegen ihn nicht wie eine ehrliche Ehefrau aufführe, und er trage nun darauf an, daß der König ihm die Gnade erweisen wolle, die Ehe ohne Prozeß zu trennen.

Dies wurde nicht bewilligt. Die Ehe wurde durch Urteilsspruch vom 23. März 1691 getrennt.

Ebensowenig wurde Erik Grubbes Antrag, sie zu enterben und einsperren zu lassen, erhört; er mußte sich damit begnügen,

Marie auf Tjele unter Bewachung von Bauern gefangen zu halten, so lange der Prozeß anstand, und er war ja selbst auch einer der letzten, dem es zu gestatten war, mit strafenden Steinen der Verdammung zu werfen.

Sofort nach der Urteilsverkündung verließ Marie Grubbe Tjele, mit einem armseligen Bündel Kleider in der Hand. Sie traf Sören südwärts auf der Heide, und bekam in ihm ihren dritten Mann.

Siebzehntes Kapitel.

Einen Monat später, in einer Abendstunde im April, waren vor der Thür der Domkirche in Ripen viele Menschen zusammengeströmt. Es war nämlich die Zeit des Kirchenkonvents, und da war es nun einmal alter Brauch, daß während dessen Dauer wöchentlich dreimal abends um acht Uhr Licht in der Kirche angezündet wurde. Und dann kamen sowohl feine und vornehme Standespersonen wie die achtbaren Bürgersleute dorthin, um im Schiff auf und ab zu spazieren, während ein kunstfertiger Organist die Orgel spielte. Aber geringere Leute mußten sich damit begnügen, von draußen zuzuhören.

Unter letzteren befanden sich Marie Grubbe und Sören.

Ihre Kleider waren schlecht und zerlumpt, und sie sahen eben nicht danach aus, als ob sie jeden Tag hinlänglich Nahrung gehabt hätten, und das war begreiflich genug, denn es war kein einträgliches Gewerbe, das sie betrieben. Sören war nämlich in einer Krugwirtschaft zwischen Aarhuus und Randers mit einem armen kranken Leiermann zusammengetroffen, der ihm für sechs Bankthaler einen kleinen, stark abgenutzten Leierkasten, einen bunten Hanswurstanzug und einen gewürfelten alten Teppich verkauft hatte, und jetzt fristeten er und Marie ihr Leben damit, von einem Jahrmarkt zum anderen zu ziehen, wo sie die Leier drehte, während er, als Hanswurst gekleidet, auf dem gewürfelten Teppich stand und mit schweren eisernen Gewichten und langen Eisenstangen, die sie bei den Kaufleuten liehen, alle möglichen Kraftproben und Kunststücke ausführte.

Es war denn auch ein Jahrmarkt, der sie veranlaßt hatte, ihren Weg über Ripen zu nehmen.

Sie standen dicht bei der Kirchenthür, und es lief ein schwacher, gleichsam verblaßter Lichtschimmer über ihre bleichen Gesichter und über die Menge dunkler Köpfe hinter ihnen. Die Einwohner kamen fortwährend paarweise, einzeln und in kurzen Reihen, plaudernd und ehrbar lächelnd bis dicht an die Kirchenthür; hier schwiegen sie plötzlich, starrten ernst vor sich hin und veränderten ihren Gang.

Sören bekam Lust, mehr von der Pracht zu sehen, und flüsterte Marie zu, daß sie hineingehen wollten, es zu versuchen, es könnte ihnen ja nichts Schlimmeres widerfahren als daß sie wieder hinausgejagt würden. Marie schauderte vor dem Gedanken zurück, daß sie von einer Stätte zurückgewiesen werden könnte, auf welche schlichte Handwerksleute frei ihre Füße setzen durften, und sie hielt Sören, der sie vorwärts ziehen wollte, zurück; aber plötzlich kam sie auf andere Gedanken, sie drängte sich eifrig vorwärts, zog Sören nach und ging hinein, ohne ängstliche Behutsamkeit oder schleichende Vorsicht, im Gegenteil, so, als ob sie es darauf anlegte, bemerkt und hinausgejagt zu werden. Vorläufig hielt keiner sie zurück, aber gerade als sie in das erhellte, menschengefüllte Schiff eintreten wollten, wurden sie von dem dort postierten Kirchendiener bemerkt, der, nachdem er einen erschrockenen Seitenblick in die Kirche geworfen hatte, mit abweisend ausgestreckten eifrig hinauswinkenden Händen und empört schnellen Schritten sie vor sich her und ganz über die Schwelle hinausjagte. Hier blieb er einen Augenblick stehen und blickte so vorwurfsvoll auf die Menge, als ob er ihr das eben Vorgefallene zur Last lege, ging dann ernst zurück und stellte sich schaudernd wieder auf seinen Posten.

Der Haufen vor der Kirche empfing die Hinausgejagten mit einem schallenden Hohngelächter und einem Hagel von neckischen Fragen, die Sören veranlaßten, zu brummen und drohend umherzublicken. Aber Marie war zufrieden, sie hatte sich dem Schlage ausgesetzt, den die bessere Gesellschaft stets

für Leute wie Sören und seinesgleichen bereit hat und sie hatte den Schlag empfangen.

*

In einer der gemeinsten Herbergen in Aarhuus saßen vier Kerle und spielten Stürvolt.

Der eine der Spielenden war Sören Großknecht. Sein Partner, ein hübscher Mann mit kohlschwarzem Haar und dunkler Hautfarbe, wurde gewöhnlich Butenum genannt und war Taschenspieler, während die anderen beiden gemeinsame Besitzer eines räudigen Bären waren; sie waren beide sehr häßlich, der eine hatte eine gewaltige Hasenscharte und hieß Salmann Bärenführer, der andere war einäugig, mit breitem Kinn und blatternarbig und wurde Rasmus Kiek genannt, offenbar deshalb, weil die Haut um sein krankes Auge so eingeschrumpft war, daß es aussah, als stände er im Begriff, durch ein Schlüsselloch oder eine ähnliche Öffnung zu gucken.

Die Kartenspieler saßen am Ende eines langen Tisches beim Fenster. Ein Licht und ein henkelloser Krug standen auf dem Tische. An der Wand ihnen gegenüber befand sich ein aufgeschlagener Klapptisch, der mit einem eisernen Haken an der Mauer befestigt war. Am anderen Ende des Gemachs stand querüber ein Schenktisch, und ein dünnes Licht mit langer Schnuppe, das in die Öffnung eines alten Trichters gesteckt war, warf einen trüben Schein auf den Flaschenbord dahinter, wo neben einem Korb voll Senfsamen und einer großen Laterne mit zerbrochenen Glasscheiben einige viereckige Flaschen mit Branntwein und Bittern, einige Quart- und Nößelmaße und ein Dutzend Schnapsgläser ihren Platz hatten. Die eine Ecke vor dem Tisch wurde von Marie Grubbe eingenommen, die abwechselnd schlief oder strickte, und in der anderen saß ein Mann mit vornüber gebeugtem Körper und stützte die Ellbogen auf die Knie. Er war sehr eifrig damit beschäftigt seinen schwarzen Filzhut so tief wie möglich über den Kopf herabzuziehen, und wenn dies erreicht war, faßte er die breite Krempe an, drehte mit zugekniffenen Augen und aufwärts gezogenen Mundwinkeln, vermutlich weil es ihm im Haar

kribbelte, langsam den Hut vom Kopf, und begann dann dasselbe Spiel von neuem.

„Jetzt spielen wir das Meisterspiel“[1] sagte Jens Butenum und spielte aus.

Rasmus Kiek klopfte auf den Tisch, um Salmann anzudeuten, daß er stechen sollte.

Salmann stach mit Trumpf Zwei.

„Eine Zwei!“ rief Rasmus, „hast du denn nie etwas anderes in der Hand als Zweien und Dreien?“

„Du lieber Gott, es hat immer arme Schlucker und Pechvögel gegeben.“

Sören Großknecht stach über mit einer Sechs.

„Ach, ach,“ jammerte Rasmus, „soll er den Stich für einen Papst[2] haben? Was zum Teufel sitzt du denn und kneifst, Salmann?“

Er warf bei und Sören nahm den Stich an sich.

„Stine Mück,“[3] sagte Sören und spielte Herzen-Vier aus.

„Und ihre halbtolle Schwester,“ fuhr Rasmus fort und warf Rauten-Vier bei.

„Ein Stürvolt[4] thut's wohl,“ sagte Jens und stach mit Trumpf-As.

„Stich, Mann, stich, und wenn du auch nie wieder einen Stich bekommst!“ rief Rasmus.

„Der ist mir zu hoch,“ stöhnte Salmann und bediente.

„Dann spiel ich meine Sieben und noch eine dazu,[5]“ sagte darauf Jens.

Sören nahm die Stiche an sich.

„Und jetzt Buxkin,[6]“ fuhr Jens fort und spielte aus.

---

[1] Meisterspiel = letztes Spiel. Wenn man im Stürvoltspiel auf den Tisch klopft, bedeutet es, daß der Partner stechen soll.

[2] Papst = Trumpf-Sechs.

[3] Stine Mück und ihre Schwester, zwei ganz wertlose Karten.

[4] Stürvolt = As.

[5] Spiel' ich meine Sieben = die zwei Sieben in den beiden Trumpffarben können nicht gestochen werden.

[6] Buxkin = Trumpf-Acht und Neun.

„Jetzt muß ich mit der gelben Mähre[1] heraus," rief Salmann und stach mit Herzen=Zwei.

„Die kommt nimmer in den Stall," lachte Sören und stach über mit Spaten=Vier.[2]

„Jan!"[3] schrie Rasmus Kiek, und warf seine Karten auf den Tisch. „Jan, auf Herzen=Zwei, das war ein gutes Stück Arbeit! Nein, nein, nein, es ist gut, daß wir nicht länger spielen wollten. Jetzt können die, die gewonnen haben, die Karten küssen."

Sie gingen jetzt daran, die Stiche zu zählen, und währenddessen kam ein beleibter, wohlhabend gekleideter Mann herein. Er schlug sofort den Klapptisch herunter und setzte sich hinten an die Wand. Als er an den Kartenspielern vorüberging, führte er den Silberknopf seines Stockes an den Hut und bot ihnen einen: „Guten Abend in der Stube."

„Danke," sagten sie und spuckten alle vier aus.

Der Neuangekommene zog ein Papier mit Tabak und eine lange Kreidepfeife hervor, stopfte die Pfeife und klopfte dann mit seinem Stock auf den Tisch.

Ein barfüßiges Mädchen brachte ihm ein Kohlenbecken mit glühenden Kohlen und einen großen Steinkrug mit Zinndeckel.

Er zog eine kleine kupferne Zange aus der Westentasche hervor und legte damit die Kohlen auf seine Pfeife, stellte den Krug zurecht, lehnte sich zurück und machte es sich überhaupt so bequem, wie der Raum es gestattete.

„Was kostet ein solches Päckchen Tabak, Meister, wie Sie da haben?" fragte Salmann, indem er anfing, seine Pfeife aus einem Schnürbeutel von Seehundfell zu stopfen.

„Zwölf Schilling," antwortete der Mann, und fügte hinzu, gleichsam wie um diese Verschwendung zu entschuldigen, „er ist so angenehm für die Brust, will ich Euch sagen."

„Wie geht es sonst mit dem Geschäft?" fuhr Salmann fort, und schlug Feuer für seine Pfeife.

---

[1] Die gelbe Mähre = Herzen=Zwei, die nächsthöchste Karte im Spiel.
[2] Spaten=Vier = die höchste Karte. [3] Jan = Bête.

„Gut genug, mit schuldigem Dank der gütigen Nachfrage, „gut genug; aber man wird ja alt, will ich Euch sagen.“

„Ja,“ sagte Rasmus Kiek, „aber Ihr habt ja auch nicht nötig, Euch Kunden ans Haus zu ziehen, sie werden Euch ja alle gebracht.“

„Ja,“ lachte der Mann, „insoweit ist es ein gutes Geschäft, man braucht sein Mundleder nicht zu strapezieren, um den Leuten die Ware anzupreisen, sie müssen sie nehmen, wie's fällt, und dürfen weder wählen noch zurückweisen.“

„Und sie verlangen keine Zugabe,“ fuhr Rasmus fort, „und wollen nie mehr haben, als ihnen von Rechts wegen zukommt.“

„Meister, schreien sie viel?“ fragte Sören flüsternd.

„Ja, sie lachen selten.“

„Hu, es ist ein gräßliches Gewerbe!“

„So darf ich wohl auf Euch nicht rechnen, mir Hilfe zu leisten.“

„Rechnet Ihr vielleicht auf uns?“ fragte Rasmus und erhob sich drohend.

„Ich rechne gar nicht, aber ich bin auf der Suche nach einem Gesellen, der mir behilflich sein und nach mir das Amt bekommen könnte, will ich Euch sagen.“

„Wie viel Lohn bekommt wohl der Geselle?“ fragte Jens Butenum sehr ernsthaft.

„Fünfzehn Thaler Courant im Jahr, den dritten Teil der Kleider und eine Mark von jedem Thaler, der nach der Taxe verdient wird.“

„Was ist das für eine Taxe?“

„Die Taxe ist, daß ich fünf Thaler bekomme, wenn ich einem den Staubbesen gebe, sieben Thaler, ihn aus der Stadt zu peitschen, vier Thaler, ihn über die Grenze zu bringen, und ebensoviel fürs Brandmarken.“

„Aber nun für die bessere Arbeit?“

„Ja, das kommt leider seltener vor, sonst sind es acht Thaler für das Kopfabschlagen, das will sagen, mit dem Beil; mit dem Schwert sind es zehn, es können sieben Jahre darüber hingehen, ehe es verlangt wird. Das Henken macht

vierzehn Thaler, zehn für das Henken, vier für das Herunternehmen vom Galgen. Aufs Rad flechten macht sieben Thaler, will sagen, für einen ganzen Körper, und dann gebe ich selbst den Pfahl zu und grabe ihn ein. Giebt's noch mehr? Ja so, einem Arme und Beine zu zerschlagen nach der neuesten Mode und aufs Rad zu flechten, das giebt vierzehn — giebt vierzehn, und für Zerteilen und aufs Rad flechten bekomme ich zwölf und dann das Zwicken mit glühenden Zangen macht zwei Thaler für jeden Knipp, das ist alles, weiter kommt nichts vor, es müßte denn etwas ganz Extraordinäres sein."

„Es ist wohl nicht schwierig zu lernen?"

„Die Profession? Ein jeder kann es ja, aber wie? Das ist die Sache, es gehört Geschick und Übung dazu wie zu jeder anderen Hantierung. Mit dem Stäupen fertig zu werden, ist nicht so leicht, es gehört ein gewisser Griff zu den drei Schwapps in einem Zuge mit jeder Rute, damit es leicht und fließend geht, als ob man mit einem Tuch fächelte, und dabei doch so gewissenhaft zubeißt, wie die Strenge des Gesetzes und die Bekehrung des Sünders es erfordert."

„Ich möchte wohl, glaube ich," sagte Jens und seufzte dabei.

Sein Nachbar entfernte sich ein wenig von ihm.

„Hier ist Handgeld," lockte der am Klapptisch und streute einige Silbermünzen vor sich auf den Tisch.

„Bedenk' es wohl!" bat Sören.

„Bedenken und hungern und warten und frieren, das sind zwei Paar Vögel, die gut zu einander passen," antwortete Jens und erhob sich. „Lebewohl als ehrlicher und guter Mann," fuhr er fort und reichte Sören die Hand.

„Lebewohl als Freiknecht, und Gott sei mit dir," antwortete Sören.

So ging es um den Tisch herum, mit derselben Anrede und derselben Antwort. Auch von Marie nahm Jens Abschied und von dem Manne in der Ecke, der unterdessen seinen Hut so lange loslassen mußte.

Jens ging zu dem Manne am Klapptisch, der ein feierliches Gesicht aufsetzte, seine Pfeife vor sich legte und sprach: „Ich, Meister Hermann Köppen, Scharfrichter der Stadt Aar-

huus, dinge dich in Gegenwart dieser guten Männer zum Gesellen und um Hilfsarbeit auszuführen, Gott zur Ehre, dir zur Förderung und mir und dem gerechten Scharfrichteramt zum Nutzen." Und unter dieser überflüssigen, pomphaften Rede, die ihm eine innerliche Befriedigung zu gewähren schien, drückte der Meister das blanke Handgeld Jens in die Hand. Darauf richtete er sich auf, entblößte sein Haupt, verneigte sich und fragte, ob ihm die Ehre gestattet werde, den guten Zeugen einen Trunk Polack[1] anzubieten.

Als er hierauf keine Antwort erhielt, fügte er hinzu, daß es ihm eine große, eine sehr große Ehre sein würde, ihnen einen Trunk Polack anzubieten, damit sie unter sich auf das Wohl ihres bisherigen Kameraden trinken könnten.

Die drei an den langen Tischen blickten einander fragend an und nickten ungefähr gleichzeitig.

Das barfüßige Mädchen brachte jetzt einen Thonkrug und drei grüne Gläser, die hier und da mit roten und gelben Sternen verziert waren. Als sie den Krug vor Jens und die Gläser vor Sören und den Bärenführern hingestellt hatte, holte sie eine große hölzerne Kanne und füllte zuerst die Gläser der drei ehrlichen Männer, darauf den Thonkrug und goß dann den Rest in Meister Hermanns Privatpokal.

Rasmus zog sein Glas zu sich heran und spuckte aus, die beiden anderen folgten seinem Beispiel, und so saßen sie eine Weile, und blickten einander an, und keiner von ihnen hatte rechte Lust, zuerst zu trinken. Inzwischen trat Marie Grubbe an Sören heran und flüsterte ihm etwas zu, das er mit Kopfschütteln beantwortete. Sie flüsterte weiter, aber Sören wollte nichts hören. Einen Augenblick zauderte sie unschlüssig, dann ergriff sie sein Glas und schüttete den Inhalt auf den Estrich mit den Worten, daß er nicht trinken dürfe, was der Schinder geschenkt. Sören sprang auf, ergriff sie hart am Arm und setzte sie vor die Thür, indem er ihr barsch befahl hinaufzugehen. Darauf forderte er ein Nößel Branntwein und kehrte auf seinen Platz zurück.

---

[1] Polack, ein Gemisch von Met und Branntwein.

„Das sollte meine selige Abelone sich erdreistet haben," sagte Rasmus und trank.

„Ja," stimmte Salmann bei, „sie kann ihrem Gott nicht genug danken, daß sie nicht mein Weib ist, ich wollte ihr meiner Seel etwas anderes zu thun geben als Gottes Gaben in den Schmutz werfen."

„Aber siehst du, Salmann," wandte Rasmus mit einem pfiffigen Blick zu Meister Hermann hinüber ein, „dein Weib ist auch keine große Kreatur aus dem Geschlechte der Wohlgeborenen, sie ist ein armes Geschöpf wie wir anderen hier, und deshalb bekommt sie ihre Schläge, wenn sie sich vergangen hat, wie es unter schlichten Leuten Schick und Brauch ist; wäre sie aber statt dessen ein hochadeliges Ding gewesen, so würdest du offenbar niemals gewagt haben, ihrem hochadligen Rücken Verdruß zu bereiten, sondern würdest dich von ihr in die Augen spucken lassen, wenn es ihr beliebte."

„Nein, den Teufel wollt' ich!" fluchte Salmann, „ich würde sie geprügelt haben, daß sie weder sehen noch hören könnte, und hätte ihr die Nücken ausgetrieben. Frage nur meine einmal, ob sie die dünne Kette kennt, an der Nalle[1] befestigt ist, und du wirst sehen, daß ihr der Rücken schmerzen wird, wenn sie nur davon hört. Aber wenn sie, während ich hier sitze, herkommen und mein Getränk auf die Erde schütten wollte, nein, und wenn sie des Königs leibliche Tochter wäre, sie würde abgestriegelt werden, so lange ich eine Hand rühren könnte und Atem in mir wäre. Was bildet eine solche verwünschte Puppe sich wohl ein? Ist sie mehr als die Frauen anderer Leute, daß sie ihrem Mann in anderer Männer Gegenwart das bieten darf? Glaubt sie, daß es ihr schaden würde wenn du sie anrührtest, weil du dieses braven Mannes Traktament getrunken hast? Nein, wenn du auf mich hören willst, Sören, dann," und er machte eine Bewegung, als wenn er schlüge, „sonst wirst du in Ewigkeit nicht mit ihr auskommen."

„Ja, wer nur dürfte!" sagte Rasmus spöttisch, zu Sören hinüberblickend.

[1] Nalle, der Bär.

„Hüte dich, kleiner Kiek, oder ich werde dir zeigen, mit wem du's zu thun hast."

Damit ging er hinaus.

Als er zu Marie hinaufkam, warf er die Thür hinter sich ins Schloß und begann den Strick zu lösen, der ihr kleines Bündel Kleider zusammenhielt.

Marie saß auf der Kante des Holzgestells, das zusammengeschlagen war, um als Bett zu dienen.

„Bist du böse, Sören?" fragte sie.

„Das wirst du bald erfahren!"

„Nimm dich in acht, Sören, noch hat keiner, seitdem ich erwachsen bin, mir Schläge geboten, und ich dulde es nicht."

Sie könne thun, was sie wollte, sagte er, Schläge bekäme sie.

„Sören, um Gottes willen, Sören, schlage mich nicht, lege nicht gewaltsam Hand an mich, du wirst es bereuen!"

Aber Sören ergriff sie bei den Haaren und schlug sie mit dem Strick.

Sie schrie nicht, sie stöhnte nur unter den Schlägen.

„So!" sagte Sören und warf sich aufs Bett.

Marie blieb am Boden liegen.

Sie war ganz erstaunt über sich selbst, sie lag und wartete gewissermaßen darauf, daß in ihrer Seele ein Gefühl wütenden Hasses auf Sören geboren werden sollte, eines unversöhnlichen, nie verzeihenden Hasses; aber es kam nicht, es war nur eine innige tiefe und milde Betrübnis da, gleich einer stillen Trauer über eine Hoffnung, die getäuscht war . . . wie mochte er das nur thun?

Achtzehntes Kapitel.

Im Mai 1696 starb Erik Grubbe, siebenundachtzig Jahre alt. Die Erbschaft wurde sofort unter seine drei Töchter verteilt; aber Marie erhielt nicht viel, denn der Alte hatte kurz vor seinem Tode durch pro forma Schuldverschreibungen und auf andere Weise zum Nachteil für Marie und zum

Nutzen für die beiden anderen der Erbteilung den größten Teil des Vermögens entzogen.

Indes war der Anteil, den Marie erhielt, groß genug, um sie und ihren Mann aus Bettlern zu Leuten zu machen, die bei vernünftiger Anwendung der Erbschaft sich ein gutes Auskommen bis an das Ende ihrer Tage hätten sichern können. Unglücklicherweise aber faßte Sören den Entschluß, sich auf den Pferdehandel zu legen, und nach Verlauf weniger Jahre war das Geld größtenteils verloren. Doch war der Rest noch groß genug, daß Sören dafür in den Besitz der Fährstelle Burrehuset auf Falster gelangen konnte, und dazu wurde er denn auch angewandt.

Anfänglich mußten sie sehr hart arbeiten, und Marie kam schon ein wenig zu Jahren. Späterhin bestand ihre Hauptbeschäftigung darin, den Bierverkauf zu leiten, der mit der Fährkonzession verbunden war. Sie lebten im ganzen sehr glücklich, denn Marie fuhr fort ihren Mann über alles auf der Welt zu lieben, und obgleich er sich oft betrank und sie schlug, so machte ihr das nicht viel aus; sie wußte ja, es war täglicher Brauch in der Gesellschaftsklasse, welcher sie jetzt angehörte, und wurde sie auch einmal ungeduldig, so war sie doch bald wieder zufrieden, wenn sie daran dachte, daß der Sören, der so hart und barsch sein konnte, derselbe war, der einmal ihretwegen auf jemand geschossen hatte.

Die Leute, die sie von einem Ufer zum anderen zu bringen hatten, waren meistens Bauern und Händler, aber zuweilen kamen auch solche, die einer höheren Klasse angehörten. So erschien eines Tages Sti Hög. Marie und ihr Mann ruderten ihn, und er setzte sich hinten ins Boot, damit er mit Marie, die den hinteren Riemen führte, sprechen konnte. Er erkannte sie sofort, als er sie sah, ließ aber kein Zeichen von Verwunderung blicken; vielleicht hatte er gewußt, daß er sie dort treffen würde. Marie mußte ihn zweimal ansehen, bevor sie ihn erkannte, denn er hatte sich sehr verändert, sein Gesicht war rot, fett und aufgedunsen, die Augen schwimmend geworden, und der Unterkiefer hing herab, als wenn er in den Mundwinkeln gelähmt wäre; seine Beine waren dünn

und sein Bauch dick und hängend: kurz gesagt, es waren alle Anzeichen für ein Leben voll erschlaffender Ausschweifungen in jeder Richtung vorhanden, und dies war auch der Hauptinhalt seines Lebens gewesen, seitdem er sich von Marie getrennt hatte. Was seine äußere Geschichte betraf, so war er eine Zeitlang Gentilhomme und maître d'hôtel bei einem fürstlichen Kardinal in Rom gewesen, zum Katholicismus übergegangen, zu seinem Bruder Just Hög, der derzeit Gesandter in Nimwegen war, gezogen, dann wieder zum Luthertum übergegangen und nach Dänemark zurückgekehrt, wo er jetzt bei seinem Bruder das Gnadenbrot aß.

„Ist er es," fragte er und nickte mit dem Kopf nach Sören, „ist er es, von dem ich prophezeite, daß er nach mir kommen würde?"

„Ja, er ist es," antwortete Marie, etwas langsam, sie hätte am liebsten nicht geantwortet.

„Und er ist größer, als ich — war?" fragte er wieder und richtete sich im Sitz auf.

„Ach, das ist kein Vergleich, Euer Gnaden," antwortete sie mit angenommener bäuerischer Art.

„Ja, so geht es, — wir haben klein beigegeben, wir beide, so gut wie alle anderen, und haben uns dem Schicksal für einen billigeren Preis übergeben, als wir jemals gedacht, es thun zu müssen — Ihr auf die eine Weise, ich auf eine andere."

„Ja, Euer Gnaden geht es wohl gut genug?" fragte Marie auf dieselbe einfältige Weise.

„Gut genug," lachte er, „und gut genug ist halb verdorben; ich habe es wirklich gut genug, — und Ihr, Marie?"

„Ach, ich danke, wir sind gesund, und wenn wir die alten gesunden Knochen tüchtig arbeiten lassen, haben wir Brot und Branntwein dazu."

Sie waren am Ufer und Sti stieg aus und sagte lebewohl.

„Lieber Gott!" sagte Marie und blickte ihm mitleidig nach, „dem sind aber die Flügel gehörig gestutzt. —"

*

Friedlich und einförmig verging die Zeit den Burrehusbewohnern, mit Tagesarbeit und Tagesgewinn. Nach und nach verbesserten sie durch angestrengte Arbeit ihre Verhältnisse, hielten Knechte, den Fährdienst zu besorgen, trieben einen Kleinhandel und bauten ein Stockwerk auf ihr altes Haus. Sie lebten das alte Jahrhundert aus und ein Jahrzehnt ins neue hinein, und Marie wurde sechzig und sie wurde fünfundsechzig und hielt sich gesund und rührig, arbeitsfähig und arbeitslustig, wie sie es diesseits der Fünfzig gewesen war. Aber da ereignete es sich an ihrem achtundsechzigsten Geburtstag, daß Sören durch einen unglücklichen Schuß einen Schiffer von Dragör tötete und infolgedessen verhaftet wurde.

Das war ein harter Schlag für Marie, und die lange Ungewißheit darüber, wie die Strafe ausfallen würde, — denn das Urteil fiel erst im folgenden Jahr um Johanni — und ihre Furcht davor, daß die alte Geschichte von dem Mordversuch auf Ane Trinderup dabei wieder aufgefrischt werden könnte, ließen Marie sehr altern.

Eines Tages zu Anfang dieser Wartezeit ging Marie hinaus, um die Fähre in Empfang zu nehmen, die gerade ans Land stieß. Es waren zwei Reisende an Bord, und der eine davon, ein Handwerksgeselle, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch, daß er sich weigerte, sein Wanderbuch vorzuzeigen, indem er behauptete, es den Fährknechten vorgezeigt zu haben, als er an Bord gekommen sei, was diese indessen bestritten. Als sie aber dem Gesellen damit drohte, daß er die volle Taxe bezahlen müsse, wenn er nicht durch sein Wanderbuch bewiese, daß er reisender Geselle und als solcher nur verpflichtet sei, die halbe Taxe zu zahlen, gab er nach. Erst als dies abgemacht war, sah Marie den anderen Passagier an, eine kleine, schmächtige Gestalt, die bleich und frierend von der eben überstandenen Seekrankheit dastand, fest eingehüllt in ihren schwarzgrünen, grobdrähtigen Mantel, und sich an die Rehling eines ans Land gezogenen Bootes stützte. Er fragte in mürrischem Tone, ob er ein Logis im Burrehus bekommen könne,

und Marie antwortete, daß er sich die Gelegenheit ansehen möge.

Sie zeigte ihm dann eine kleine Kammer, die außer Bett und Stuhl eine Tonne Branntwein mit Trichter und Leckschüssel enthielt, sowie einige große Kruken mit Syrup und Essig und endlich einen Tisch mit graugemalten Beinen und einer Platte von viereckigen thönernen Fliesen, auf welchen in schwarzvioletten Zeichnungen Bilder aus dem Alten und Neuen Testament dargestellt waren. Der Fremde bemerkte sogleich, daß drei Fliesen darunter waren, die Jonas darstellten, wie er aus dem Rachen des Walfisches ans Land geworfen wird; und als er die Hand auf eine derselben legte, durchschauerte es ihn und er sagte, er würde sich einen Schnupfen zuziehen, wenn er so unvorsichtig wäre, sich zum Lesen hinzusetzen und die Ellbogen auf den Tisch zu stützen.

Auf Maries Frage erklärte er, daß er Kopenhagen der Pest wegen verlassen habe und hier bleiben wolle, bis sie erloschen sei; er speise nur dreimal am Tage und könne keine gesalzenen Speisen und kein frischgebackenes Brot vertragen; im übrigen sei er Magister, zur Zeit Alumnus auf Borchs Kollegium und heiße Holberg, Ludwig Holberg.

Magister Holberg[1] war ein sehr stiller Mann von außerordentlich jugendlichem Aussehen. Beim ersten Anblick sah er aus, als wäre er nur achtzehn bis neunzehn Jahre alt, betrachtete man aber seinen Mund und seine Hände und achtete auf den Ausdruck in seiner Stimme, konnte man wohl bemerken, daß er ziemlich viel älter sein mußte. Er war sehr zurückhaltend, sprach wenig und wie es schien, nicht gern. Doch scheute er sich keineswegs vor Gesellschaft, wenn man ihn nur in Ruhe lassen und nicht mit in die Unterhaltung ziehen wollte; und es war ihm offenbar ein Vergnügen, wenn das Fährboot Reisende hinüber oder herüber brachte, oder wenn die Fischer mit ihrem Fang ans Land kamen, aus der Nähe ihr emsiges Schaffen zu betrachten oder ihrem Gespräch zu lauschen. Überhaupt mochte er gern Leute bei der Arbeit sehen, sei es

[1] Der berühmte dänische Lustspieldichter (1684—1754).

nun, daß sie pflügten, Schober stellten oder ihre Boote ins Wasser zogen; und wenn einer darunter war, der so forsch angreifen konnte, daß es das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte überstieg, konnte er darüber höchst zufrieden lächeln und in stillem Wohlgefallen die Schultern heben. Als er etwa einen Monat im Burrehus gewesen war, begann er sich Marie Grubbe zu nähern oder erlaubte ihr, sich ihm zu nähern, und sie saßen oft an den warmen Sommerabenden und plauderten ununterbrochen eine Stunde oder zwei in der Schenkstube, wo dann die Thür offen stand und Aussicht gewährte über das blanke Wasser nach der bläulich dämmernden Insel Möen hinüber.

In einer Abendstunde, als ihre Bekanntschaft schon ziemlich alt geworden war, hatte Marie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt und mit einem kläglichen Seufzer geschlossen, daß Sören ihr genommen sei.

„Ich muß bekennen," sagte Holberg, „daß ich durchaus nicht zu begreifen vermag, wie Ihr einen gemeinen Stallknecht und armen Schlucker einem so perfekten Kavalier wie Seine Excellenz dem Herrn Statthalter präferieren konntet, der ja doch von allen gerühmt wird als ein Meister in Artigkeit und feinen Manieren, ja als ein Muster alles dessen, was besonders galant und aimabel ist."

„Und wenn er davon so voll gewesen wäre wie das Buch, das die „à la mode'sche Sittenschule" genannt wird, es würde keine Feder aufgewogen haben, alldieweil ich nun einmal einen solchen dégoût und Abscheu vor ihm hatte, daß ich ihn kaum vor Augen sehen konnte und Ihr wißt, wie durchaus unüberwindlich ein solcher dégoût sein kann, sodaß, selbst wenn man die Tugend und Principien eines Engels hätte, der natürliche Abscheu dennoch den Sieg davontragen würde. Mein armer jetziger Mann dagegen — für ihn wurde ich von einer so plötzlichen und unvermuteten Neigung entflammt, daß ich es nur einer natürlichen Attraktion zuschreiben kann, der nicht zu widerstehen war."

„Das nenne ich wohl räsonniert! Wir brauchen also nur alle Moral der Welt in eine Kiste zu packen und nach dem

Blocksberg zu schicken und ganz nach Herzenslust zu leben, denn es ist ja nicht möglich, die Unsittlichkeit zu nennen, die man nicht als eine natürliche und unüberwindliche Attraktion darstellen könnte, und ebensowenig unter allen Tugenden die Tugend, von der man sich nicht leicht lossagen kann; denn es giebt Leute, die einen dégoût gegen Mäßigkeit haben, es giebt deren, die einen solchen gegen die Wahrheit, und andere, die ihn gegen die Ehrlichkeit haben, und ein solcher natürlicher dégoût ist durchaus unüberwindlich, werden sie sagen, und der, der damit behaftet ist, ist deshalb ganz unschuldig. Ihr seid zu aufgeklärt, Mütterchen, um nicht zu wissen, daß dergleichen nur schändliche Hirngespinste und Reden aus dem Irrenhause sind."

Marie antwortete nicht.

„Glaubt Ihr denn nicht an einen Gott, Mütterchen," fuhr der Magister fort, „und an ein ewiges Leben?"

„Gott sei Lob und Dank, ja, das thue ich, ich glaube an unseren Herrgott."

„Aber die ewige Strafe oder der ewige Lohn?"

„Ich glaube, jeder Mensch lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod, das ist mein Glaube."

„Das ist gar kein Glaube; glaubt Ihr an die Auferstehung?"

„Wie soll ich auferstehen? Als das junge, unschuldige Kind, das ich war, als ich zuerst unter Menschen kam und nichts wußte, nichts kannte, oder wie damals, als ich geehrt und beneidet, als des Königs Liebling die Zierde des Hofes war, oder soll ich auferstehen als die alte, arme, hoffnungslose Marie Fährmännin? Und soll ich verantworten, was die anderen, das Kind und das lebensfrohe Weib gesündigt haben, oder soll eins von diesen für mich verantwortlich sein? Könnt Ihr mir das sagen, Herr Magister?"

„Aber Ihr habt ja doch nur eine Seele gehabt, Mütterchen."

„So, habe ich das?" fragte Marie und versank in Gedanken: „Laßt mich ganz aufrichtig mit Euch sprechen," fuhr sie fort, „und antwortet mir, wie Ihr denkt. Glaubt Ihr, daß derjenige, der sein ganzes Leben hindurch sich schwer gegen

seinen Gott und Schöpfer versündigt hat, der aber in seiner letzten Stunde, wenn er liegt und mit dem Tode kämpft, aus aufrichtigem Herzen seine Sünden bekennt und bereut, und ohne Zweifel und ohne Bedenken sich dem göttlichen Schutze empfiehlt, glaubt Ihr, daß der Gott wohlgefälliger ist als gegen eine, die sich auch durch Sündigen und einen anstößigen Wandel schwer gegen ihn vergangen hat, dann während vieler Jahre ihres Lebens gekämpft und ihre Pflicht gethan und jede Last ohne zu murren getragen, aber nie in Gebet und Reue ihr früheres Leben beklagt hat, glaubt Ihr, Gott werde sie, die gelebt hat, wie sie glaubte recht zu leben, aber ohne Hoffnung auf Belohnung jenseits und ohne darum zu bitten, er werde sie von sich weisen oder sie verwerfen, weil sie niemals ein Wort des Gebets an ihn gerichtet hat?"

„Darauf darf niemand antworten," sagte der Magister und ging.

Bald darauf reiste er ab.

Im folgenden Jahre im August fiel das Urteil über Sören Fährmann und lautete auf drei Jahre Arbeit in Eisen auf Bremerholm.[1]

Es war eine lange Zeit des Leidens, eine längere Zeit des Wartens, doch verging auch diese.

Sören kehrte heim, aber die Gefangenschaft und die harte Behandlung hatten seine Gesundheit untergraben, und ehe noch Marie ihn ein Jahr gepflegt hatte, trug man ihn auf den Gottesacker hinaus.

Noch ein langes, langes Jahr mußte Marie ihr Leben hinschleppen. Dann erkrankte sie plötzlich und starb. Sie war während ihrer ganzen Krankheit nicht recht bei Bewußtsein und der Prediger konnte deshalb weder mit ihr beten, noch sie vorbereiten.

An einem sonnenhellen Sommertage begrub man sie an Sörens Seite, und über dem blanken Sund und den goldigen Kornfeldern sang das arme Leichengefolge, müde von der Wärme, ohne Trauer und ohne Gedanken:

---

[1] „Zucht- und Besserungs-Haus" in Kopenhagen.

Wende von uns, Herr, wir flehn mit Zagen,
Deine Rute, die uns wund geschlagen;
Mit uns schwachen, schuldbewußten Armen
Hab' Erbarmen.

Denn wenn du nach unserem Verschulden
Strenge strafen wolltest ohn' Geduldén;
Alles ging' zu Grunde, käm' zu Falle,
Wir und alle.